Lyc. o. 41,26

Hochschulbibliothek
Abt.: germ. Nr.: 41
Bamberg

Johannes von Müllers

sämmtliche

Werke.

Herausgegeben

von

Johann Georg Müller.

Sechs und zwanzigster Theil.

Stuttgart und Tübingen,
in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1834.

STAATSBIBLIOTHEK
BAMBERG

Johannes von Müllers

historische Kritik.

Hochschulbibliothek
Abt.: Nr.:
Bamberg

Herausgegeben

durch

Johann Georg Müller.

Stuttgart und Tübingen,
in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1 8 3 4.

Inhalt des sechsundzwanzigsten Bandes.

Recensionen. *)

Seite

1. Lessings Berengarius Turonensis. 1770. (Allgemeine deutsche Bibliothek, B. XVIII. 393 ff.) 1
2. Fueßlins Kirchen- und Ketzerhistorie der mittleren Zeit. 1770. Erster Theil. (Allgem. deutsche Bibl. XVIII. 439.) 16
3. *Harlesii* vitae Philologorum nostra aetate clarissimorum. Vol. 3 et 4. 1768. (Allgem. deutsche Bibl. XIX. 659 und XXIV. 212.) 27
4. Die Brieftasche aus den Alpen. 1780. . 34
Die Feierstunden der Grazien. 1780. . ibid.
Unterhaltende, die Menschheit interessirende Merkwürdigkeiten aus verschiedenen Fächern. 1780. (Allgem. deutsche Bibl. XLVII. 617.) ibid.
5. Der Nibelungen Liet. Ein Rittergedicht aus dem XIII. oder XIV. Jahrhundert. 1782.

*) Von beinahe dritthalbhundert (bis dahin aufgefundenen) Recensionen neuer historischer Bücher, welche der Verfasser für verschiedene kritische Zeitschriften (seit 1773) schrieb, habe ich nicht völlig die Hälfte (die über schweizerische Literatur mit eingeschlossen, welche im nächsten Bande folgen) in diese Sammlung aufgenommen. Von den frühern sind mehrere nach des Verfassers oder seines Copisten Handschrift abgedruckt; daher hie und da kleine Abweichungen von dem gedruckten Text.

Anm. d. Herausg.

Seite

Von Hrn. Prof. Müller herausgegeben. (Göttingische gelehrte Anzeigen. 1783. S. 353.) 36

6. Die Eneidt, ein Heldengedicht aus dem XII Jahrhundert, von Heinrich von *Veldeken*. 41

Der Got Amur, ein erzählendes Gedicht, aus dem XV Jahrhundert. 1783. (Götting. gel. Anz. 1784. S. 2030.) . . . ibid.

7. Der Parcival — der arme Heinrich — von der Minne — Weiberlist — von dem Pfennige. (Ebendaselbst 1785. S. 1731.) . 48

8. Oeuvres posthumes de Frédéric II. Roi de Prusse. 1788. XV Bände, Berlin. 8. (Allgemeine Literaturzeitung. 1789. num. 48 — 52.) 56

9. Rerum Austriacarum Scriptores; edid. Adr. Rauch. Vindob. 1793. 4. 2 Tomi. (Allgemeine Literaturzeitung 1793 und 1796.) 112

Und im Anhang. 302

10. *M. Hansizii* Analecta pro historia Carinthiae concinnanda. Norimb. 1793. 8. (Allgemeine Literaturzeitung. 1793.) . 122

11. Haukh Leitfaden zur Kenntniß der Grafschaft Tyrol. Innsbruck. 1789. 8. (Ebendaselbst.) 125

12. Die Souverainetät des Papstes hat keinen historischen Grund. Leipzig. 1791. 8. (Ebendaselbst.) 128

13. Spittlers Geschichte der europäischen Staaten. Erster Theil. Berlin 1793. 8. (Ebend.) 130

14. Stöver, Unser Jahrhundert — oder: Handbuch der neuern Geschichte. Altona. 1792. Zweiter Theil. (Ebendaselbst.) . . 135

15. (von Funk) Geschichte Kaiser Friedrichs II. Züllichau. 1792. (Ebendaselbst.) . . 139

16. Häberlins pragmatische Geschichte d. neue=

Seite

sten kais. Wahlcapitulation ꝛc. Leipzig. 1792. 8. (Ebend.) 143
17. Kurze Geschichte des Ritterwesens und des deutschen Adels. Halle. 1793. 8. (Ebendaselbst.) 147
18. Leben des Grafen Emerich von Tököly und der durch die ungrischen Mißvergnügten erregten Unruhen und Kriege. Berlin. 1793. (Ebendaselbst.) 149
19. Sörgels Geschichte der europäischen Kriege des XVIII Jahrhunderts. Altenburg. 1793. 8. Erster Theil. (Ebendaselbst.) . . . 151
20. Cornova Uebersicht der merkwürdigsten Empörungen in Böhmen und ihrer Folgen. Prag. 1793. 8. (Ebendaselbst.) . . . 155
21. Schmidts neuere Geschichte der Deutschen, 5ter und 6ter Band. Wien 1792 und 93. (Ebendaselbst 1794.) 157
22. Die Wahrheit in der Geschichte, oder vom historischen Glauben, nach Bayle, mit Anekdoten u. Beispielen, von Hier. a Loretto. Aus dem Ital. 1793. (Unbekannt, wo abgedruckt.) . 165
23. Fr. Schillers Geschichte des dreißigjährigen Krieges. Drei Theile. 1793. (Ebendaselbst.) 170
24. Beitrag zur Revolutionsgeschichte von Worms. Von den Jahren 1792 u. 1793. 1793. (Ebd.) 182
25. Ueber Clubs und Clubisten in Deutschland und was dabei Rechtens ist. 1793. (Ebendas.) 186
26. Pütters systemat. Darstellung der pfälzischen Religionsbeschwerden. 1793. (Ebd. 1795.) 188
27. Ge. Ferrich fabulae ab Illyricis Adagiis desumtae. 1794. 193
28. — — Paraphrasis Psalmorum poëtica. 1791. 197
29. Geschichtskalender für die k. k. Erblande auf das Jahr 1794. Prag. 200
30. Ulrich Holzer, Bürgermeister in Wien. 1793. 202

		Seite
31.	Lebrecht Geschichte der dacischen Völker. 1791.	204
31. b.	Ueber den Nationalcharakter der in Siebenbürgen befindlichen Nationen. 1792.	206
32.	Gottschling, die Sachsen in Siebenbürgen. Ein Beitrag zur Erd- u. Menschenkunde. 1794.	209
33.	Ueber das ausschließende Bürgerrecht der Sachsen in Siebenbürgen, auf ihrem Grund und Boden. Von den Repräsentanten der Nation. Wien 1792.	211
34.	J. Schwerdlings praktische Anwendung aller unter der Regierung Leopolds II. für die ges. Erblande in geistlichen Sachen – ergangenen Verordn. – 1793. (Allg. Litz. 1795.)	214
35.	F. G. Iselins Auswahl interessanter republikanischer Reden. 1795. (Allg. Litz. 1796.)	216
36.	L. Hübners Beschreibung der Stadt Salzburg und ihrer Gegend, verbunden mit ihrer ältesten Geschichte. 2 Theile. 1792 u. 93. (Ebd.)	219
37.	von Geusau Geschichte der Stadt Wien. 4 Thle. 1792 und 93. (Ebendaselbst.)	236
38.	Georgii Phrantzes χρονικον. 1796. (Ebd. 1797.)	245
39.	C. L. Woltmann, Grundriß der ältern Menschengeschichte. 1796. (Ebendaselbst 1798.)	253
39. b.	Ebend. Geschichte von Frankreich. 1797.	264
40.	(H. v. Menu) Reise durch einen Theil von Deutschland, Helvetien und Oberitalien im Sommer 1803. Drei Bändchen. (Hallische allgem. Literaturzeitung 1804 und 1806.)	280
41.	J. Chr. Engels Geschichte von Serbien und Bosnien. 1801. (Jenaische allg. Litz. 1805.)	288
42.	Dan. Cornidis, vindiciae anonymi Belae regis notarii; editae, auctae a J. Chr. Engel 1802. 4. (Hallische allg. Literaturzeitung 1805.)	297

Recensionen.

1.

Berengarius Turonensis: oder Ankündigungen eines wichtigen Werks desselben, wovon in der herzoglichen Bibliothek zu Wolfenbüttel ein Manuscript befindlich, welches bisher völlig unerkannt geblieben. Von G. E. Lessing, Bibliothekar daselbst. Braunschweig. Waisenh. 1770. 189 S. 4.

Anschwärzen kann man den Forscher der Wahrheit, ihn in den Ketzerkatalogus setzen, und bei des Weltlaufs unkundigen Leuten seinen Ruhm zerstören; aber ganz kann man seine Sache nie unterdrücken. Zuletzt wird alles offenbar. Seinem Andenken wird der Tribut gebracht, den seine unwissenden, undankbaren Zeitgenossen ihm schuldig geblieben. Der Name der Unterdrücker der Wahrheit perennirt zu ihrer Schande; denn man schaut in ihr Herz, lernt ihre Schliche kennen und sie verabscheuen. Daß alle Lanfrankus unserer Zeit sich diesen Erfahrungssatz merken mögen! Daß Lessings Fund sie zu ihrer Besserung schrecke! Wahrlich ein wichtiger Fund; denn er betrifft nicht bloße Namen und Jahrzahlen: die Geschichte des menschlichen Herzens betrifft er, den Geist der

Ketzermacherei, die Geschichte einer Lehre, über die man Jahrhunderte durch so gelehrt und so unvernünftig gestritten, über die mancher unaufgeklärte Kopf dem Menschenverstande und gesunden Grundsätzen zu Trotz jetzt noch, noch im Jahre 1772, ganze zahlreiche Gemeinden verketzert, verdammt, dem Teufel zuerkennt. Im Plan unserer Bibliothek ist enthalten, alle neuen Zusätze zur alten Masse unserer Kenntnisse genau anzuzeigen. Ohne gegen dieses Grundgesetz zu sündigen, ohne dem deutschen Publicum wichtige Entdeckungen vorzuenthalten, können wir dießmal nicht kurz seyn. Hier sind die Aufklärungen des Herrn Verfassers en Miniature.

Die Schriften Berengars haben sich frühzeitig aus der Welt verloren. (Vielleicht aus heiligem Eifer der Geistlichkeit, die glaubte, Augensalbe dürfte wohl blind machen.) Nur sein Widerruf unter Nicolaus II. und wenige, unzusammenhängende Stellen beim Lanfrank entgingen der orthodoxen Wuth. Also deckte Nacht diese Geschichte (denn aus dem Zusammenhange gerissene Stellen können die Bibel eben so abscheulich als das Système de la nature machen). Luther hielt ihn für den Vorläufer Zwingli's; Grunds genug, ihn zu verdammen. Westphal, Selnekker und Consorten, konnten ohne das nur verketzern. Flacius allein, der große Flacius, den wie gewöhnlich sein Jahrhundert verfolgte, und wir verehren, war, ohne mehrere Data, gelinder. Die Reformirten vertheidigten ihn mit Wärme. Endlich brachten Martene und Durand aus der Bibliothek zu Gemblou, die jetzt ein Raub der Flammen geworden, Acten der Kirchenversammlung ans Licht, die Gregorius Hildebrand des Berengarius wegen gehalten und dieser beschrieben

hatte. Man sah hieraus, daß Berengar die Brodverwandlung, aber nicht die prägnanten Zeichen (diesen Ausdruck hat der Verf. gepräget) geläugnet. Also, sagten die Benedictiner, mögen sich die Reformirten immerhin einen andern Vorgänger wählen. Die Lutheraner schwiegen still, und ließen den Berengarius den Ketzer bleiben, der er bis dahin gewesen. (Vielleicht beschäftigten sie die unseligen pietistischen, antiphilosophischen — Streitigkeiten zu sehr. Doch kann ich's freilich vom Canzlar Pfaff selbst auch nicht begreifen, daß er von der ganzen Entdeckung in seiner Kirchenhistorie so gar keine Notiz nimmt.) Der Vater der pragmatischen Kirchengeschichte, Mosheim, glaubt, Berengar habe seine wahre Meinung, damit sie nicht zu gräulich scheinen möchte, nur zweideutig vorgetragen. Das wäre nun kein schöner Zug seines Charakters. Wer Muth und Geschick hat, entdeckte Wahrheit zu sagen, sage sie ganz. Verkappte Wahrheit mit herrschenden Irrthümern verkuppeln wollen, um seiner Ruhe, um seines Lebens willen sich zu künstlichen Lügen erniedrigen — Forscher der Wahrheit! das ist unedel, niederträchtig, Hochverrath an dem menschlichen Geschlecht, und an dem Gott, der euch zu Lehrern der Menschen gemacht hat. Das heißt, sein Talent ins Schnupftuch wickeln, und dann vergraben. Berengarius hat das nicht gethan. (In den Institut. Hist. Eccl. Helmst. 1764. 4. macht Mosheim aus dem Briefe an den Adelmann den Berengar zum Calvinianer, wiederholt aber seine alte Zulage.) So dachten bis dahin die Kirchenhistoriker, und von nun an wird keiner mehr so denken, seitdem Hr. Lessing auf den wichtigen Fund gekommen ist, durch den er alle Dunkelheiten zerstreut, einen alten Streit schlichtet, und das längst erwor-

bene Recht zur Unsterblichkeit seinem Namen in einem Felde, wo man ihn nicht erwartet hätte, aufs neue sichert und befestiget.

Bis dahin hielt man Lanfranks Buch vom Leib und Blute des Herrn für unbeantwortet, für ein Meisterstück der theologischen Kriegskunst, für das Mittel, dessen Gott sich bedienet, den armen, unglücklichen Ketzer zu bekehren und dem Rachen der Hölle zu entreißen. (Wirklich ist's für gewisse Leute ein herrliches Buch, aber in unsern Zeiten entbehrlich. Wir haben so manche theologische Krieger, eben so unvernünftig, eben so präsident als Lanfrank, aus denen wir dergleichen Kriegskünste lernen können, daß wir ein altes 700jähriges Buch, dessen vornehmster Werth im Niederdonnern und Schimpfen besteht, nicht mehr brauchen.)

Aber nun haben wir, oder erwarten vielmehr aus der wolfenbüttelschen Bibliothek, eine Widerlegung dieses theologischen Renommisten. Hr. Lessing war beschäftiget, die weissenburgischen Manuscripte auf der ihm anvertrauten Bibliothek durchzugehen. Hier fand sich ein kleiner Quartband auf 114 Pergamentblättern, genannt auf dem Rücken: Tractatus de coena Domini et de Transsubstantiatione. Die Catalogi qualificirten den Verf. für einen Anonymus. Das öftere Inquio ego, inquis tu, und der ausgekratzte Name Johann Skotus, machte ihn aufmerksam; bis er aus der Lectüre einiger Blätter in Blimmers Sammlung Auctorum vetustorum de verit. corp. et sanguinis J. C. (Löwen 1561. 8.) den Tu für Lanfrank, den Ego für Berengar, das ganze Buch für eine genaue Widerlegung obigen Werks erkannte. Es hat weder Anfang noch Ende, und durch diesen Umstand war es den Augen der Ver-

folger und der Bibliothekarien entgangen, entgangen den forschenden Blicken der Conringe und Leibnitze. Der Verf. wünscht, daß ein Gottesgelehrter von erkannten Verdiensten den Berengar in die Welt führen möchte. Zufrieden mit dem Verdienste der ersten Bekanntmachung will er gern einem andern es überlassen, durch die erste Herausgabe sich zu verewigen. Möchte dieser Gottesgelehrte sich doch bald finden! Möchte z. E. ein Ernesti, ein Semler sich dazu entschließen! denn wer gewohnt ist, in der Geschichte mit eigenen Augen zu sehen, glaubt den Auszügen und Schlüssen selbst eines Lessing nicht bloß, weil er sie gemacht hat. Er selbst hat uns gegen die letztern in unserm Unglauben befestiget. Antiquar. Br. Th. II. S. 19.

Die Wichtigkeit dieses Funds einzusehen, braucht man nur Augen zu haben; sie müssen nicht einmal kritisch seyn. Es ist, sehen wir nun, falsch, daß Berengar in seinen letzten Jahren seine so lange behaupteten Sätze ganz und im Ernst verworfen hätte. „Ein solcher Mann," sagt unser Verf., „hätte die Wahrheit gesucht, hätte sie in einem „Alter, in welchem sein Verstand alle ihm mög„liche Reife haben mußte, zu finden geglaubt; „hätte die gefundene Wahrheit muthig bekannt, „und mit Gründen andere gelehrt; wäre bei der „erkannten und gelehrten Wahrheit, trotz allen Ge„fahren, trotz seiner eigenen Furchtsamkeit vor die„sen Gefahren, 30 — 40 Jahre verharret, und auf „Einmal, in eben dem Augenblicke, da unter allen „erworbenen Schätzen dem Menschen keine werther „seyn müssen, als die Schätze der Wahrheit, die „einzigen, die er mit sich zu nehmen Hoffnung „hat — eben da, auf Einmal hätte seine ganze „Seele so umgekehrt werden können, daß Wahrheit

„für ihn Wahrheit zu seyn aufhörte? Wer mich „dieses bereden könnte, der hätte mich zugleich beredet, allen Untersuchungen der Wahrheit von „nun an zu entsagen. Wozu diese fruchtlosen Untersuchungen, wenn sich über die Vorurtheile unserer ersten Erziehung doch kein dauerhafter Sieg „erhalten läßt? Wenn diese nicht auszurotten, „sondern höchstens nur in eine kürzere oder längere Flucht zu bringen sind, aus welcher sie wiederum auf uns zurückstürzen, eben wenn uns ein „anderer Feind die Waffen entrissen, oder unbrauchbar gemacht hat, deren wir uns ehedem gegen sie „bedienten. Nein, nein, einen so grausamen Spott „treibt der Schöpfer nicht mit uns. Wer daher „in Bestreitung aller Arten von Vorurtheilen niemals schüchtern, niemals laß zu werden wünschet, „der besiege ja dieses Vorurtheil zuerst, daß die „Eindrücke unserer Kindheit nicht zu vernichten „wären. Ein Berengarius stirbt sicherlich wie „er lehrte, und so sterben sie alle, die eben so aufrichtig, eben so ernstlich lehren als er." — — Heil dem Verf. für diese vortreffliche Anmerkung! Sie hat mir neuen Muth eingegossen, unparteiisch zu untersuchen, die Wahrheit frei zu sagen, eher zu sterben, als sie zu verrathen. Bei vielen edlen Lesern wird sie gleiche Wirkung haben.

Nun beschäftiget sich der Verf. den ganzen dritten Brief hindurch — denn er hat seiner Abhandlung die Gestalt, an den braunschweigischen Prof. Schmidt geschriebener Briefe gegeben — den Wahn der Benedictiner, als wäre Lanfrank J. 1080 durch die Widerlegung eines vor zwanzig Jahren geschriebenen Buchs das Werkzeug der Bekehrung seines Gegners geworden, durch die allerstärksten Gründe umzustoßen. Der Zeitpunkt, in dem Berengar geschrieben, Lanfrank ihn wi-

derlegt, und jener geantwortet, trifft zwischen 1063—1069; denn vor alten Zeiten zankte man sich noch nicht so schnell, wie in unserm aufgeklärten Jahrhundert. Wer gründliche Kritik liebt, wird diese Stelle beim Verfasser selbst nachlesen, und dem Pöbel der Leser wäre ein Auszug doch unverständlich und verdrießlich.

Wir gehen zu der eigentlichen Geschichte des Berengarius. I. Erste Anklage bei dem Papst. Nach dem Lanfrank hat Berengarius an ihn nach der Normandie über die Abendmahlslehre geschrieben; der Brief traf ihn aber nicht mehr an, und gerieth verschiedenen geistlichen Herren in die Hände, die seinen Inhalt anstößig fanden. Lanfrank wurde in Rom seiner Freundschaft wegen für einen Mitgenossen dieser seelengefährlichen Ketzerei gehalten, und der Papst legte ihm auf, nach Schriftörtern sein System zu bekennen. (Dieß Glaubensbekenntniß hielt der Verfasser eben für das berufene Buch der Funken, das Lanfrank geschrieben. Es fehlen aber genugsame Data.) Dacheri hat einen Brief Berengars bekannt gemacht, den er für denselbigen hält, von dem Lanfrank redet. Berengarius beklagt sich über den letztern haereticas habuisse (er habe verketzert) sententias Jo. Scoti de Sacramento altaris, und in unserer Apologie: Admonebat te scriptum illud meum, praeproperam contra Jo. Scotum te tulisse sententiam. Welcher Mensch konnte hierdurch auf obigen Verdacht kommen? Mabillon schloß hieraus, daß dieser unmöglich jener Brief seyn könne, den Lanfrank meint, und wir schließen aus Vergleichung seines Inhaltes mit Stellen der Apologie, daß der heilige, orthodoxe Mann — gelogen habe, daß er keinem Menschen je verdächtig gewesen, eum, wie Berengarius sagt, indignis-

sime sua veridicitate scripsisse. „Der Kniff muß „alt seyn unter den Ketzermachern. Immer wol„len sie ihre grausamen Anklagen für nichts als „unumgängliche Selbstvertheidigung gehalten wis„sen. Ohne diese würden sie gern geschwiegen, es „gern ihrem Gott nur in der Stille geklagt haben, „wie sehr seine heilige Wahrheit gekränkt und ver„lästert werde; aber ihr eigener Glaube, dessen „Licht sie vor aller Welt leuchten zu lassen so ver„bunden sind, wird darüber verdunkelt; nun müs„sen sie auftreten, und müssen reden, und müssen „vor Gott und der Welt bezeugen, wie verderblich, „wie gräulich, wie werth mit Feuer und Schwert „verfolgt zu werden, sie die Irrthümer ihres sonst „so lieben Nächsten, ihres Bruders in Christo fin„den." Hochwürdige, Hochehrwürdige und Hochwohlehrwürdige Herren, mannfeste Polemiker! leset sammt und sonders diese Stelle noch einmal.

II. Epoche der Berengarischen Lehre. S. 80. Lanfrank behauptet, die Lehre wäre den Vätern zu Vercelli vorgelegt worden: zu einer Zeit, da, wie Berengar bei seinem Gewissen schwöret, gar niemand noch seine Lehre vernommen, da er selbst noch kein System hatte. Und gleichwohl hat man schon dem Knaben Berengar einen Teufel nachtreten, und aus dem Munde Fulberts ihn heilige Ermahnungen hören lassen. Gleichwohl setzen Baronius, Basnage, Turretin — den Anfang seiner Lehre im Jahr 1035, Pagi in 1048. Beweis des letztern: Adelmann wurde (wie man annimmt) 1048 Bischof zu Brescia. Seinen Brief vom Abendmahl schrieb er noch an der Schule zu Lüttich (Teutonicas aures, inter quas tam diu peregrinor). Er sagt, schon vor zwei Jahren wäre der Ruf von Berengars ketzerischer Lehre ihm zu Ohren gekommen. Also 1045.

Wie behauptet Berengar mit solcher Zuversicht das Gegentheil? Antwort: Er kann vor 1050 den Anhängern des Paschasius sich widersetzt haben, ohne selbst ein System zu bauen. Er warnte, er zweifelte nur. Ohne ein sicheres Datum muß man einen ehrlichen Mann nie Lügen strafen; weit lieber den heil. Lanfrank; denn diesen Herrn haben wir schon einmal ertappt. Einwurf: Berengar hat ja dem Adelmann geantwortet, und mußte er da nicht seine Meinung sagen? Antwort: Ja, aber erst nach Lanfranks Angriffe; nennt er doch vulgus et eum vulgo insanientes Paschasium, Lanfrankum, dem er in obigem Briefe noch so artig begegnet. Er hat später geantwortet. Die Väter zu Vercelli kannten sein System nicht: Ursache, weil er keines hatte. Die zu Rheims verdammten ihn auch nicht; man kann es aus den Acten und aus Lanfranks eigener Versicherung gegen Boulay's Künsteleien schließen. Obiger Brief war folglich die erste Schrift Berengars in dieser Sache. „Gleichwohl diese freundschaftliche, bescheidene, „schmeichelnde Schrift so hämisch zu einer förm„lichen Anklage zu machen, o heiliger Lanfrankus, „wenn du dir das erlauben konntest, so bitte für „mich nicht!" Für mich auch nicht!

III. Concilium zu Rom, Anno 1050. S. 92. Was hatte Lanfrank in Rom zu suchen? Eine ganz natürliche Frage, die jedem beifällt, die man bald mit Muthmaßungen, bald gar nicht beantwortet hat. Wie wenn die Anklage Berengars den Eiferer dazu bewogen, wie wenn der zuerst Feuer gerufen hätte, der das Feuer angelegt? Sein Biograph, Milo Crispinus, sagt wenigstens, er wäre vor Nicolaus des II. Regierung einmal in Rom gewesen, causa cujusdem clerici, nomine Berengarii, qui de sacramento altaris

aliter dogmaticabat, quam ecclesia tenet. Auch eine sich widersprechende Stelle der Chronik von Bec bestärkt am Ende unsere Vermuthung. Daß man auf einen so unschuldigen Brief nicht nur den Scotus verdammt, sondern auch das System Berengars, das kein Mensch kannte, verwirft; daß man sogar den letztern unverhört auf das Wort seines Feindes excommunicirt, nun das riecht so recht nach der schwerpfündigen Polemik des Jahrhunderts, in dem der Despotismus über die Gewissen, und die Monarchie des Aberglaubens ihr männliches Alter erreicht haben! S. 104—111 entdeckt eine ärgerliche Geschichte, die uns der Raum anzuführen verbietet, den unbestimmten, leichtsinnigen Charakter Leo's IX. Sie betrifft einen ehebrecherischen Bischof und die Reordination.

IV. Concilium zu Vercelli. S. 112, auf welchem Berengarius nicht erschienen. Was das für ein unbändiger Ketzer seyn muß! Wir wollen hören. Als ein Glied der gallicanischen Kirche durfte der Canonicus von Tours sich vor kein ausländisches geistliches Gericht stellen. Da er, stolz auf Gottes Schutz und die Macht der Wahrheit, dennoch erscheinen wollte, warf Heinrich I, sein König, von dem er Dispensation holen wollte, ihn ins Gefängniß, übergab ihn einem jungen Menschen, den der König, wie es scheint, griechisch liebte, nahm ihm das Seinige, legte ihm eine unerschwingliche Geldbuße auf, und hielt ihn fest, bis das Concilium verstrichen war. „Der ungehorsame, lichtscheue Ketzer, daß er nicht demungeachtet auf dieses zu seiner Besserung lediglich angestellte Concilium kam!“ Lanfrank fähret fort zu lügen, daß zween Geistliche, die Berengar nach Vercelli geschickt, sogleich beschämt und gefangen worden. Nun sehen wir, Berengar hat

niemand geschickt. Die Martinskirche zu Tours sandte den einen, nicht zur Rechenschaft der Lehre, sondern den Papst zum Mitleiden zu bewegen. Diesen begleitete ein Freund, dem es wehe that, daß Scotus so ohne alle Umstände verworfen werden sollte. Leo IX warf beide ins Gefängniß, sie, wie er nachher gleichsnete, vor der Wuth des Volks zu bewahren. Die That ist so schwarz, daß Dupin und Basnage aus den dunklen Worten Lanfranks sie nicht zu muthmaßen wagten.

V. Die Kirchenversammlung zu Paris Anno 1050, S. 130, ist, wie man sonnenklar sieht, nie gewesen. Der Durand von Toarn de corp. et sanguine Christi, bei Dacherius Lanfrank ist — gar nichts werth. Die ganze umständliche Beschreibung des Pariser Conciliums ist Fabel, Traum, Lüge. Herr Lessing verspricht, den Durandus noch weitläufiger zu beleuchten. Ich nehme ihn beim Wort. Den abscheulichen Brief des Bischofs von Lüttich, welcher sich beim Baronius findet, hält er nicht unwahrscheinlich für untergeschoben.

VI. Das Concilium zu Tours, S. 145, ist, nach dem Lanfrank, unter dem Vorsitz der Legaten Victors II im Jahr 1055 gehalten worden: Berengar hatte die Freiheit sich zu vertheidigen, sah aber die Schwäche seiner Sache so lebhaft ein, daß er lieber abschwur. Alles falsch. Victor II hat sich in diese Streitigkeit nie gemischt. Seine Legaten waren nie zu Tours. Leo IX sandte den Cardinal Hildebrand dahin, verschiedene Geschäfte zu besorgen. Bei dieser Gelegenheit widerlegte Berengar aus der Schrift und aus den Vätern die Verleumdungen seiner Feinde. Der Cardinal sah die Gerechtigkeit seiner Sache, und rieth ihm nach Rom zu gehen: das Ansehen des Statt-

halters Christi würde die orthodoxe Wuth am leichtesten stillen; indeß möchten einige Bischöfe, Isambard von Orleans und (der große und einsichtsvolle) Eusebius Bruno von Angers, den Beklagten hören. Berengar erklärte sich gegen ihre Erwartung, daß er das Brod und den Wein im Abendmahl nach der Weihung wirklich für den Leib und für das Blut des Herrn halte. Die gleiche Erklärung thut er vor der ganzen Versammlung in der Mauritiuskirche, unterschreibt und beschwört panem atque vinum altaris post consecrationem esse corpus Christi et sanguinem. Hildebrand, nun ganz beruhiget, verrichtet seine übrigen Geschäfte, in der Meinung, den Canonicus mit sich nach Rom zu nehmen. Auf einmal stirbt Leo IX und verhindert hierdurch die Reise, im Jahr 1054. Mit Recht nennt der Verf., S. 157, Eusebius Brief an den Berengar das Vortrefflichste, was im 11ten Jahrhundert von einem Theologen geschrieben worden. Wenn doch der weise Bischof noch einmal käme, denen, die die symbolischen Bücher und die alten Dogmatiken vergöttern, eben das zu sagen, was er zu seiner Zeit den abergläubigen Verehrern der Patrum zu sagen für Pflicht hielt. Die übrigen drei Concilia unter Victor sind — nicht wahr.

VII. Concilium zu Rom unter Nicolaus II. Anno 1059, S. 159. Unter Nicolaus II ging Berengarius ungefordert nach Rom. (Ich wünschte zu wissen, warum? Jener obigen Abrede mit dem Hildebrand gemäß? Warum denn so spät, erst nach fünf Jahren? Leider ist uns beinahe die ganze Folge der mittlern Geschichte noch dunkel.) Der Cardinal Hildebrand, auf dessen Beifall er sich verließ, verlor seinen Einfluß, und ließ ihn durchfallen. Der stürmische Cardinal

Humbert, den man aus der griechischen Kirchenhistorie schon verabscheuen gelernt hat, übernahm die Untersuchung. Dieser Mann, der Widersprüche über Widersprüche in seinem System hatte (S. 166 f.), sie nicht bemerkte, und andern sie als göttliche Wahrheit aufdrang, donnert von päpstlicher Allmacht in strittigen Artikeln, und legt dem Berengar eine Formel vor. Unterschreiben soll er oder sterben. Er hatte sich auf Untersuchungen gefaßt gemacht, nicht auf den Tod, beschwor und unterschrieb, „daß Christi Leib und „Blut in Wahrheit von den Händen der Pfaffen „berührt, gebrochen, und von den Zähnen der „Gläubigen zermalmet werde." Aaron, sagt er in seiner Apologie, Aaron und Petrus haben eben so gefehlt.

Von der ganzen Menge Kirchenversammlungen, gegen die Berengarius sich verhärtet haben soll, bleibt also eine einzige übrig, die zu Rom unter Nicolaus II, wo Schwert und Knüttel bei den ehrwürdigen, heiligen Vätern die Stelle der Gründe vertreten mußten. Also konnte Berengar ungeahndet seinen Widerruf zurücknehmen. Gregorius Hildebrand konnte sehr wohl Anno 1078 die Sache aufs neue vornehmen. Nach aller Wahrscheinlichkeit würde er für die Wahrheit gesprochen haben, wenn er die hämische Partei des Benno nicht hätte fürchten müssen.

VIII. System des Berengarius. S. 175. Aus der oben bei No. VI. angeführten Formel, aus Blimmers Zulage einer Impanationslehre, und andern Umständen, sieht man, daß Berengar kein Vorläufer der Zwingli'schen Partei gewesen. Leclercs bodenlose Vermuthungen sind eines Mannes würdig, der ohne Data Systeme baute, und alte ungegründete, auf Unkosten der histori-

schen Wahrheit ausschmückte. Berengarius läugnet die Veränderung nicht, nur die ungestalte Mißgeburt des Paschasius, Transsubstantiation genannt, die auf eine Vernichtung und neue Schöpfung hinausläuft. Möchte der Verfasser uns doch bald in den Stand setzen, diesen, einigen Lesern vielleicht noch dunkeln Streitpunkt durch eigenes Einsehen des Manuscriptes deutlicher zu entscheiden, als bei seiner hier zu abgebrochenen Kürze möglich ist!

Am Ende wirft Hr. Lessing die Frage auf: „ob die Streitigkeiten über die Brodverwandlungs„lehre nicht das ursprüngliche Daseyn der Lehre „prägnanter Zeichen gegen diejenigen auszumachen „scheinen, die bloße Zeichen annehmen? Warum „waren über jenen ersten Schritt von der Zwing„li'schen zur Lutherischen Lehre so gar keine Strei„tigkeiten entstanden, da die zweite Fortschreitung „so große Bewegungen gemacht?" Darum unstreitig, weil die ersten Christen hier bei der möglichsten Simplicität geblieben sind, weil Gewissensfreiheit herrschte, weil dieser Lehrer so und jener anders dachte, ohne verketzert zu werden. Eben darum haben beide protestantische Gemeinden Patres auf ihrer Seite. Auch mangeln uns genugsame Quellen, wir haben gar zu wenige vernünftige Männer, die die älteste Kirchengeschichte beschrieben hätten. Wären wir doch bei dieser Einfalt der Lehre geblieben! So gut kann es jetzt noch werden, wenn wir diese Spitzfindigkeiten einmal Preis geben, wenn mit dem Verfasser niemand mehr seine Hand nach der schwankenden, recht sehr schwankenden Lade des Bundes ausstreckt, wenn wir mit unsern alten und neuen Polemiken und mit Valentin Ernst Löschers Historia motuum der Menschlichkeit ein Opfer anzünden.

Mit Widerwillen habe ich manche vortreffliche Anmerkung, z. E. über Adelmann, über den Beinamen eines Ketzers, S. 3 f. u. a. übergehen müssen. Bei der letzten muß ich freilich selbst gestehen, daß dieser Name bei mir meist eine Empfehlung für den ist, welchen sein Jahrhundert damit belegt hat. Doch gibt es auch unter den Ketzern Philosophen Antiochus, die vom herrschenden Lehrbegriff abweichen, damit eine Secte der Antiochianer entstehen möge. Hin und wieder glänzen vortreffliche Reflexionen, Ruheplätze und Erfrischungen des Geistes, nur däucht mir, sie könnten gedrängter, mehr im Geiste des Tacitus, seyn. Wer Geist hat, würde sie kräftiger fühlen. Und von den übrigen — wer glaubt unserer Predigt? An einigen Orten häufen sich Muthmaßungen, die zu schön sind, als daß ich sie widerlegen wollte, oder könnte. Nur sind mir immer die vielleicht und sollte wohl in der Geschichte anstößige, verhaßte Wörter, und das mißbrauchte Beispiel eines Lessing könnte leicht der wenigen historischen Kritik eines Unerfahrnen tödtlich seyn.

Die Einkleidung ist meisterhaft. Beim Anfang erblickt man einen Knoten, und mit jedem Bogen rückt man der Entwickelung näher. Deutschland kann stolz seyn, daß Lessing sein Bürger ist.

Möchte der Untergang der Bibliothek zu Gemblou und Lessings Fund manchen schläfrigen Bibliothekar oder Besitzer alter Manuscripte aufwecken, seine Schätze gemein zu machen! Unendlich viel hat die unbegreifliche Trägheit mancher Leute, unendlich viel hat die Barbarei der vorigen Zeiten uns schon geraubt. Sie wird uns noch mehr rauben, wenn Fürsten und Republiken nicht Bibliothekare wie Lessing sich anschaffen, wenn die

Bibliotheken nicht mit einem gewissen Enthusiasmus die übrigen Bruchstücke der ältern Zeiten sammeln, und aus diesem Chaos Licht hervorrufen, Jahrhunderte der Finsterniß zu beleuchten. Dann erst, wenn alles kritisch genutzt ist, läßt sich eine pragmatische Geschichte schreiben, kann man die Ueberbleibsel der alten Barbarei ihrem Schicksale ruhig überlassen, dann erst kann unser Jahrhundert der Nachwelt ehrwürdig in der Historie werden.

2.

Joh. Conrad Füßlins, Kämmerers des Winterthurer Kapitels, neue und unparteiische Kirchen- und Ketzerhistorie der mittlern Zeit. Erster Theil. Frankfurt und Leipzig. Hilscher. 1770. 480 S. in 8.

Aus den ungeheuren Folianten der mittlern Jahrhunderte, deren Lectüre meistens wahre Pein der Geister ist, das Gemeinnützige in ein Buch concentriren; den Menschen in einem Zeitalter der Finsterniß, ohne Aufklärung, ohne Licht der Weisheit, mit lauter Träbern philosophisch-theologischer Spitzfindigkeiten gespeis't, den heutigen Verächtern der Wissenschaften, durch welche sie brilliren, richtig und lebhaft vormalen; eine Tabelle der Verirrungen des menschlichen Verstandes in unaufgeklärten Zeiten und Gegenden (es gibt aber Gegenden, wo die finstern Jahrhunderte noch jetzt fortwähren) mit kritischer Genauigkeit und philosophischem Geiste zeichnen und der Welt vor Augen legen — wahrlich, ein solches Unternehmen verdient allgemeinen Beifall, ist ein Project, dessen

Ausführung denselbigen Mann zugleich als kritischen Geschichtsforscher, als Philosophen und als Patrioten verewigen kann. Alle die Fragen: ist's auch der Mühe werth, von den Wissenschaften und der Cultur seiner selbst, seiner Nation und seines Zeitalters so viel Aufhebens zu machen? Ist nicht ein Karaibe bei seiner Unwissenheit glücklicher, als ein aufgeklärter Römer aus Augustus Jahrhundert? würden sich von selbst beantworten. Auch würden wir große Originalgenie's die Menge menschlicher Thorheiten bis ins Unendliche vermehren sehen, die Klippen sehen, an welchen sie gescheitert haben, und sie meiden. Anderer eben so wichtigen Vortheile zu geschweigen! Was nicht allgemein nützlich wäre, käme z. E. in Systeme einzelner Stadt- oder Provincialgeschichte, in Urkundensammlungen, Orakel der Städte und Nationen bei rechtlichen Untersuchungen; nie aber in das allgemeine Gemälde des menschlichen Geschlechtes dieser Zeiten.

Aber eine Wüste wird nie auf einmal zum Garten Gottes. Aus lauter durch einander geworfenen Bruchstücken, aus lauter Torfe läßt sich kein korinthischer Tempel bauen. Man räume zuvor den Schutt weg, sammle Materialien, und bearbeite sie sorgfältig. Dann, erst dann darf ein Phidias kommen, und sich an eine Arbeit wagen, die unsterblich seyn wird, wie sein Name. Hr. Füßlin hat seit mehr denn zwanzig Jahren das Seinige patriotisch gethan, dunkle Gegenden der Kirchengeschichte durch seine Bemühungen zu erhellen. Er verdient den Dank aller, die diesen Theil der Geschichte nicht nur obenhin verstehen wollen; Beiträge und Vorschläge von allen, denen seine Bemühungen interessant sind. Der schuldige Zoll, den das Publicum einem solchen Verf. abträgt, ist eine vernünftige Kritik, durchwebt mit

Vorschlägen zu mehrerer Vervollkommnung seiner Schriften. Es ist lange her, seitdem der Verf. an einer Geschichte derjenigen arbeitet, die vor der Zwingli'schen Glaubenstrennung in der Schweiz von der katholischen Kirche sich abgesondert haben. Haller, der Sohn, hat sie in seinen kritischen Versuchen angezeigt. Aber diese Leute kamen nicht von ungefähr auf ihre Meinung, Hr. Füßlin mußte, wenn er deutlich seyn wollte, uns eine Genealogie fast aller sogenannten Ketzer seit dem 12ten Jahrhunderte vorlegen. Hieraus entstanden gegenwärtige Beiträge zur Ketzerhistorie der mittlern Zeit (denn eine eigentliche Kirchenhistorie erwarte hier niemand)!

Nun vergessen wir also den Titel, und denken bloß an die Ketzer des 11, 12 und 13ten Jahrhunderts. Zuerst an Manichäer, an Leute, die neben anderen wunderbaren Meinungen von zwei Urdingen träumten. „Im 12ten Jahrhundert, „sagt der Hr. Verf. S. 11, war ein allgemeiner „Aufstand gegen die römische Kirche." Und an diesem Lärmen sollen die Ueberbleibsel der Priscillianisten, der Manichäer, der Juden und der Arianer Schuld gehabt haben. Die guten Leute! Wir wollen die Beweise hören. Sulpitius Severus im 4ten Jahrhundert redet von Priscillianisten in Spanien und Gallien. Die Histoire générale de Languedoc vermuthet, daß sie sich bis ins 12te Jahrhundert erhalten haben. Unser Verf. nimmt das an, und schließt daraus, ohne uns von Jahrhundert zu Jahrhundert Gewährsmänner des Daseyns einer priscillianistischen Secte anzuführen: Die Gothen waren Arianer. Vermuthlich haben die auch in der Schweiz einen Samen hinterlassen. Denn dahin hatten sich viele Gothen Anno 552 geflüchtet, und im Kanton Uri

niedergelassen. Der Zeuge — ist Petermann Etterlin im Jahr 1507. Kaum, daß ich meinen Augen trauen durfte! Nun die Manichäer, die wichtigsten unter allen! Zuvor eine Episode; gewisse Kirchengeschichtschreiber machen die Waldenser zu Abkömmlingen des Claudius von Turin. „Wenn man“ (Worte des Verf. S. 298) „wenn „man jetzt Zeugnisse anführen könnte, daß in die„ser Zwischenzeit immer Leute in diesen Thälern „gewohnt hätten, welche des Claudius Lehren fort„getrieben hätten, so könnte man nichts darwider „sagen. Aber man kann das nicht, und was man „von dieser Meinung vorbringt, fällt wieder.“ Schön! kritisch! Eben so glauben wir nicht eher, daß nach so vielen Jahrhunderten Mani — (So und nicht Manes sollte der Verf. schreiben. Die letzte Orthographie hat einen gar zu verhaßten Ursprung.) — Mani der Perser in Orleans und Westphalen eigentliche Schüler gehabt habe, bis wir ein halbes Dutzend Stellen sehen, die eine Folge manichäischer Schulen oder den Weg dieser Lehre nach so entlegenen Gegenden darthun und vorzeichnen. Ohne sichere Data glaube ich nichts in der Historie. Selbst dann würde ich mich noch nicht zufrieden geben, wenn mir der Verf. seine Ketzer zu Paulicianern demonstrirte, und eine Wolke griechischer Theologen anführte, die die Paulicianer für Schüler Mani ohne historische Data angäbe. Waren die Byzantiner nicht Ketzermacher? und war Mani nicht ein Wort, bei welchem jeder orthodoxe Christenmensch zitterte? Unsere Ketzer haben einige Aehnlichkeit mit den Manichäern. Ist's aber etwas Unerhörtes, wenn zween Menschen mit einer verbrannten Einbildungskraft und einer guten Gabe, Romane zu Lehrgebäuden umzuschaffen und als göttliche Wahrheit auszubreiten, von der Na-

tur ausgerüstet, wenn zween solche Menschen im 3ten und 12ten Jahrhundert auf ähnliche Träume fallen? Unter gleichen Umständen bleibt der Geist des Fanatikers immer derselbige. Beweise finden sich selbst in dieser Ketzerhistorie genug. Auch pflegen die Ketzermacher bei bemerkter Uebereinkunft einiger Systeme in gewissen Theilen nach hergebrachter Gewohnheit aus dem Compendium der alten Kirchenhistorie ohne Umstände auch alle übrigen Lehrmeinungen der alten und der neuen Verketzerten zu identificiren. In den Jahrhunderten der Barbarei kann man durch die Bank den halben Theil Zulagen immer auf Rechnung der Ketzermacherei, der Bosheit, der Unwissenheit der Zeiten und der scheinfrommen Verleumdung setzen. Gesetzt, die meisten Bücher, die wir jetzt haben, verenniren nicht (und diese Voraussetzung ist überwiegend wahrscheinlich), könnte man es einem Geschichtschreiber des 24sten Jahrhunderts übel aufnehmen, wenn er die Universalmonarchie des Papstes von den Druiden ableitete, glaubte, einer der nordischen Zerstörer des römischen Reichs hätte seinen druidischen Hofprediger zum Pontifex Maximus gemacht, mit gleicher Gewalt, als dem Cäsar zufolge die Druiden Gallien besaßen? Unmöglich kann man dergleichen Vermuthungen für historische Wahrheit nehmen. Der Verf. warnt uns selbst.

Der Vorwurf, daß die Manichäer in ihren Versammlungen Unzucht getrieben, Lüste des Fleisches für erlaubt gehalten, und die Früchte ihrer unordentlichen Vermischungen aufgefressen, ist eine abgedroschene Verleumdung, die S. 37 auch der Verf. dafür erklärt. Sie kömmt bekanntermaßen schon in den frühesten Zeiten vor, und ist von ungewißem Ursprunge. Aehnliche Ausschweifungen

werden den Bogomilen und andern Feinden der Materie beigemessen. Ueberhaupt findet sich aber nicht leicht eine Secte, zumal keine fanatische, die nicht venerischer Ausschweifungen beschuldigt worden wäre. Besondere Erscheinung!

Von den Manichäern handelt der Verf. von S. 10 — 181. Seine Abhandlung ist voll interessanter Bemerkungen, ungeachtet verschiedene nicht neu sind. S. 38 leitet er die Katharer vom griechischen καθαρος her, weil diese Leute sich besonderer Unschuld der Sitten rühmten. Aber Mosheims Gründe (in der Gesch. der Apostelbrüder) sind doch auch nicht unwahrscheinlich. S. 46 sind bons hommes Edelleute, Beisitzer der Grafen in Languedoc. Propst Evervins und Ekberts von Schönau, westphälische Ketzer werden S. 56 bis 96 gut beschrieben. Bernhard von Clairvaux donnert, wie man erwarten wird, ganz erschrecklich auf diese Ketzer herunter. „Der Vater „der Lügen hat sie gestiftet. Ihre Lehre ist vom „Teufel. Christliche Obrigkeiten sollen sie mit „dem Schwerte strafen.“ S. 89 Spötterei dieser niederrheinischen Ketzer über die Brodverwandlungslehre: „Wär' auch der Leib Christi so groß „gewesen, als der Herrmanstein zu Coblenz, er „müßte gleichwohl schon längst aufgegessen seyn.“ S. 92 und 96 stehen schändliche Vermuthungen über Adams Fall. Beverland, bemerkt der Verf., hat sein System vom Cornel. Agrippa. Nach diesem ist die Schlange, die Evam verführte, ganz ein anderes Geschöpf, als man sonst glaubte. Die manichäischen Lehrgebäude zeichnen sich durch einen besondern Haß des Alten Testaments aus. Kann der Gott, fragten sie unter andern, der zur Zeit Noah so viele Tausende auf einmal ersäuft, der die unschuldigen Kinder der Aegyptier ermordet,

der alle Völker und Städte Palästinens auszurotten befiehlt, also Menschenhaß gebeut, kann dieses der allgemeine Vater, das gütigste Wesen seyn (S. 158)? Antwort der Orthodoxen: Der Herr saß auf einer Eselin und einem Füllen derselben. Die Eselin ist das alte, das Füllen das neue Testament. Also gibt es allerdings zwei göttliche Testamente (S. 145). Freilich! diese Leute verachteten die Wissenschaften, und nannten die Gelehrten Gesetzgelehrte (S. 175). Das allein würde sie schon zu Fanatikern brandmarken.

S. 188 — 211 Peter von Bruys. Der Verf. demonstrirt die Epoche seiner Lehre sechs Jahre weiter hinauf, als Mosheim sie angesetzt hatte. S. 212 — 234 Henrich, vom Verf. Hanrich genannt. Er hält ihn für einen Schüler Peters, aber Henrich trug ein Kreuz vor sich her, indeß sein angeblicher Lehrer alle Crucifixe verbrannte. Henrich drang mit patriotischem Eifer auf die Besserung des Wandels, und strafte besonders das liederliche Leben der Geistlichkeit mit Anpreisung der Ehe. Seine Feinde beschuldigten ihn des Manichäismus, da die Manichäer die Ehe für sündlich, für die Ursache alles Bösen erklärten. Auch wiederholte man die gewöhnlichen Beschuldigungen der Unzucht. Deren ist man aber in der Ketzerhistorie schon gewohnt. Von seinen Predigten zu Mans und Toulouse, wie auch von Bernhards Wunderthaten finden sich hier Nachrichten, die mit vieler Beurtheilungskraft vorgetragen sind.

S. 241 — 292 Arnold von Brixen, wirklich ein ehrwürdiger Mann, ein Schüler Abälards, zu groß für sein Jahrhundert. Seine Lehren sind fast ganz unbekannt. Es ist ungewiß, ob er wie sein Lehrer die Bestimmung und das Verdienst

Jesu in einem vollkommenen Tugendmuster gesucht habe, oder nicht? Aber Freiheit predigte Arnold, zur Zeit, da der Papst, der jetzt vielleicht bald Fürstbischof von Rom seyn wird, noch Papst war, zur Zeit, da der menschliche Geist von Bullen niedergedonnert, nur in einem außerordentliche Mann sich zum edlen Gedanken der Freiheit hinaufschwingen konnte. Im Jahr 1139 jagte Innocenz II den Ketzer über die Alpen, wo er zu Zürich Schutz und bei den Großen Beifall fand. Der Verf. beweiset, daß er an dem Versuch der Römer, ihre alte Freiheit, ihren S. P. Q. R. wieder herzustellen, anfänglich keinen Antheil gehabt, aber nach 1145 durch sein Ansehen und seine Predigten ihrem Eifer einen neuen Sporn gegeben, sich selbst aber Anno 1155 die Ehre, ein Märtyrer der Freiheit zu werden, zugezogen habe. S. 267—292 lesen wir eine etwas zu weitschweifige Abhandlung über die Regierungsform der Stadt Zürich, weil einige den Ursprung der Zünfte von unserm Arnold hergeleitet haben. Die gehört nun wohl nicht eigentlich in eine Ketzerhistorie. Es ist bei manchen Büchern so: Was man sucht, findet man nicht, aber wohl was man nicht sucht*); das Resultat der Untersuchung ist: wir wissen nichts Gewisses. Vielleicht hat Arnold den Geist der Freiheit zuerst belebt, der die Züricher in der Folge zu Heldenthaten begeistert hat.

S. 293 Waldenser, deren Anfang der Verf. nach vielen Umschweifen in Anno 1170 setzt. Waldo muß schon vor seiner Bekehrung kein so gar gehorsamer Sohn der Kirche gewesen seyn. Sein

---

*) So sagt bisweilen Hr. Füßlin mehr, bisweilen weniger, als der Titel erwarten läßt.

System war, die Bibel und Christum predigen. Also ließ sie Waldo ins Provençalische übersetzen. Der Verf. führt aus dem Ketzerrichter Reiner Sachon an, daß in einer solchen Uebersetzung Joh. 1, 11 gegeben worden: Und die Schweine nahmen ihn nicht auf. S. 350 Nachricht von einer ketzerischen Gemeinde in Rüti, die einen Schuster Berchtold zum Lehrer hatte, deren Lehrbegriff aber unbekannt ist.

S. 356 beschreibt der Verf. den Ketzerkrieg um Anno 1209. Die Geistlichen waren im südlichen Frankreich so stinkend geworden, daß die meisten sich ihres Standes schämten. Der Papst schickte den Legaten Peter von Chateauneuf dahin, die Freiheiten der gallicanischen Kirche unter die Füße zu treten, die Großen zu zwingen, gegen ihr Interesse, gegen alle Politik, gegen alles Gefühl der Menschlichkeit, den Adel, die Stütze ihrer Macht, ihre Verwandten und Freunde, ihre besten und getreuesten Unterthanen dem Eigensinn eines italienischen Prälaten aufzuopfern, mit Feuer und Schwert auszurotten, zu vernichten, zu zerstören. Damals gingen der Bischof Diego von Orma und der berufene Dominicus als Apostel herum, bettelten und predigten Unterwerfung und Verläugnung des Menschenverstandes. Man disputirte mit den Ketzern, ohne etwas auszurichten. Der Legat wurde ermordet, und man schob die Schuld auf den Grafen Raimund von Toulouse. Seine Entschuldigungen halfen nichts. Er mußte dem neuen Legaten Gehorsam schwören, ihm sieben Schlösser verpfänden, und sich zu öffentlicher Kirchenbuße, ja gar zu Ruthenstreichen verstehen. Simon von Montfort wüthete nun ungehindert. S. 399 f. finden sich Beispiele wechselseitiger Grausamkeiten. — Christen! höret auf gegen

die Nerone und Deciusse zu declamiren, oder gar Julian anzuschwärzen. Was habt denn ihr für Menschenwürgen angefangen des heil. Glaubens wegen? Julian war kein Simon von Montfort, hat auch keine Bartholomäusnacht, kein irländisches oder valtelinisches Blutbad veranstaltet. — Graf Raimond schämte sich seiner Unterwerfung, und vertheidigte seine Unterthanen. Simon blieb vor Toulouse im Jahr 1218. Raimond starb ruhig i. J. 1222. Dieß ist der edle Graf, der den grausamen Tod eines Waldensers für die Wahrheit einer Krone vorzog, dem Bischof, welcher ihn als einem Verbannten, bei Anlaß eines Festes, aus der Stadt bieten ließ, entbot, er möchte sich sogleich selbst herauspacken, der aber von andern Geschichtschreibern für einen ausschweifenden Wollüstling ausgeschrien wird, auch als Verbannter nicht begraben werden durfte.

S. 411 — 444 Albigenser, meist Manichäer. Hr. Füßlin gibt aus dem Gerichtsbuche des Ketzergerichtes von Toulouse schätzbare Nachrichten von ihnen. Die Stelle aus Jacob Böhme S. 422 beweis't sonnenklar, daß die Fanatiker zu allen Zeiten und in allen Ländern meist auf dieselbigen Träume fallen. Auch sagt der Verf. S. 429, die Manichäer dieser Zeit hätten Christi Leib für einen bloßen Schein gehalten. Das glaubten auch die Doketen, und so wenig die Albigenser von den letztern herkommen, so wenig lassen sie sich aus der Analogie der Systeme zu Schülern des Mani demonstriren. Von der Endura S. 436 — 444 vortrefflich.

S. 446 — 472. Wieder von den Waldensern. S. 473 — 480 vom Abt Joachim. Der Raum verbietet uns mehrere Ausführlichkeit. Die Be-

obachtungen des Verf. über die Begharden und Beguinen finden sich schon bei Mosheim.

Die Stellen sind, wie es seyn soll, meist unter dem Text abgedruckt. S. 22 hätte man die Stelle aus dem Concilium zu Toledo Anno 693 abdrucken sollen, so wie hingegen manche Leser den nicht gar erbaulichen Beschluß der Stelle des Agrippa S. 96 dem Verf. wohl geschenkt haben würden. Man hätte mit zwei Worten sagen können, was für ein Ding Agrippa für den Verführer der ersten Menschen hielte. Bisweilen sind die Namen zu sehr umgeschmolzen, z. E. Fontschote, de Fonte calido, Franz von Assassy u. a. Der Styl ist sowohl in seiner ganzen Oekonomie, als in einzelnen Stellen sonderbar. S. 16 Oeffnung eines Klosters (Aeufnung). Ebendas. Es wurde weder Gott noch seine Altäre geschont. (Was machte man denn mit Gott?) S. 59. Die Kirchenversammlung strahlet zugleich auf die Manichäer. S. 247 werden catholicae fidei impugnatores durch Verfechter des katholischen Glaubens gegeben.

Nur noch zwei Anmerkungen! Einmal werden wir in der Historie nie weit kommen, wenn jeder Geschichtschreiber wieder von vorn anfängt, alle ausgemachten Sätze aufs neue beweis't, und über jede Kleinigkeit ein Buch schreibt. Wie viel leichter könnte man nur z. B. der Centuriatoren, oder, weil diese in wenigen Händen sind, und zu früh aufhören, Mosheims System prüfen, berichtigen und vollständiger machen, Spicilegia Hist. Ecclesiasticae post Moshemium schreiben. Wer kein Latein versteht, lies't ohne dem keine kritischen Schriften. Zweitens bitte ich gewisse mühsam gelehrte Kirchengeschichtschreiber, mir den Nutzen anzuzeigen, den das Publicum von ihren entsetz-

lich gelehrten Anführungen so vieler verschiedenen Systeme der Commentatoren hat. Man rechnet sie her, meublirt sie, stößt sie um, geht zu einem andern, stößt ihn wieder um, macht ein dickes, dickes Buch, und weiß am Ende — nichts oder nur so viel, als man allenfalls auf drei Bogen hätte lesen können. Der ist der verdienstvollste kritische Kirchengeschichtschreiber, der fein fleißig sich an die Quellen hält, diese wo möglich aus Handschriften berichtiget, oder gar ungedruckte ans Licht bringt, mit Einem Worte, thut, was unser Hr. Verf. schon einigemal mit so gutem Erfolge gethan hat, und immer mehr thun sollte, wenn er nicht zu seinem und der Geschichte wahrem Nachtheil seine eigentliche Sphäre verlassen will. Welches Glück für die Welt, wenn wir überall keine Geschichtschreiber hätten, als erstlich Quellen, herausgegeben von einem Füßlin; zweitens, Historiker, die Kritiker wären, wie der Annaliste Rußlands; Philosophen, wie Montesquiou, Mably, Hume und Voltaire. Alle Folianten Commentare, die meist verdunkeln, selten erläutern, wollten wir dem guten Geschmack und der gesunden Vernunft zum Brandopfer darbringen. Nicht einmal bis 2440 wollten wir es anstehen lassen!

3.

De vitis Philologorum nostra aetate clarissimorum. Vol. III. Auctore P. C. Harlesio, Columbacensi, Bremen, 1768. 8.

Wenn berühmte Männer durch besondere Schicksale groß wurden, wenn ihr Geist und ihr Herz im bürgerlichen Leben so merkwürdig und originell, wie

in der Literatur ihre Schriften waren, wenn die Art ihres Studirens etwas Besonderes hat, oder der Geschichtschreiber Maximen und Anekdoten ihres Lebens weiß, so geistvoll und lehrreich wie viele im Laërtius, so segne ich den Mann, der solche Leben und Thaten aufzeichnet.

J. H. Lederlin, Schneider Lederlins Sohn von Straßburg, studirte aus dem Beutel guter Leute, wurde Professor, Decan und Rector, nahm eine Frau, zeugete Kinder, gab den Pollux heraus, und wurde versammelt zu seinen Vätern. C. E. von Windheim, studirte die Theologie, heirathete Mosheims gelehrte Tochter, war munter, feurig, zufrieden wie Sarasa, unbeständig; Professor zu Erlangen, Freimäurer, las aus der Schmidischen Uebersetzung, Reineccii Clavis, und dem englischen Bibelwerke über das N. T. Collegia, und starb 1766., ein guter Mann, fleißig, nur nicht geboren zum Professor. C. A. Bode ward geboren, ging auf die Universität, wurde Rector und Professor und studirte die morgenländischen Sprachen sehr fleißig. J. C. Wernsdorf, des Streiters Sohn, Professor zu Helmstädt, hat Bücher geschrieben. J. Gram, ein dänischer Geschichtforscher und würdiger Mann. J. F. Heusinger, der Griechisch besser als Latein versteht, ein Mann von unerkannten Verdiensten, ganz Grieche, in diesem Studium groß.

Dieß sind die Leben und die Wunder sechs Philologorum nostra aetate clarissimorum, in deren Mitte der sehr gelehrte Schöpflin glänzt. Diese Biographie mögen meine Leser mit dem Laërtius vergleichen und selbst urtheilen.

Eine Bitte wollte ich an unsere sämmtlichen Geschichtschreiber wagen. Ich bitte sie, Charaktere ihrer Helden entweder gar nicht zu schildern, wir wollen sie lieber aus historischer Erzählung ihrer

Thaten herauslesen; oder wenigstens, statt ein langes Verzeichniß ihrer Tugenden und Laster aus dem nächsten besten Compendium der Moral zu verfertigen, lieber bewährte Anekdoten von ihrem Charakter, welche an andern Stellen ihrer Geschichte keinen Platz finden konnten, mit Anführung der Quellen in den letzten Paragraphen ihrer Biographie zusammen zu werfen.

Volumen IV. 1772.

Lakemacher, S. 1 — 31. ein sehr geschickter Kenner des Griechischen und einiger morgenländischen Sprachen. S. 4 — 25. zieht Hr. H. seine observationes philologicas aus. Bei dergleichen Sammlungen finde ich den philosophischen Geist der Alten gar selten, man sollte sein Bemerkungsvermögen an nützlichen Dingen üben, welche sich ausmachen lassen und zur Aufklärung der Menschen beitragen. Wenn die unbehülfliche Collectaneengelehrsamkeit wegbliebe, so würden die Sammlungen schwinden, Unsterblichkeit des Namens aber, Gemeinnützigkeit und wahres Verdienst, ist besser als Louisd'ors.

Der Jesuite Sanadon (S. 58 — 72 geb. 1676, gest. 1733) hat Horazen geradebrecht und aus den Alten lateinische Verse gestoppelt. S. 73. Christoph Martini, zur Zeit auf dem Dorf Ebenriede Pastor. S. 36. Sebald Navius. S. 99. Stöbers gelehrte Züge, Geschicklichkeit und Bekanntschaften machen ihn zu wichtigeren Dingen geschickt, als wir noch von ihm gesehen haben. S. 114. Hoogeveen, Rector zu Delft, hat nicht unmerkwürdige Schicksale erlebt, aber das Wichtigste ist, daß er de particulis graecis ein Buch geschrieben, welches den Forschern des Griechischen empfohlen zu werden verdient. S. 138. J. M. Heinze oder Heinsius, Gottscheds bekannter Gegner, um unsere Muttersprache ein verdienter Mann, sollte statt alles an=

dern von wichtigen Schriftstellern des Alterthums vollständige Uebersetzungen liefern.

Unter diesen Sternen verschiedener mindern Größen leuchten Reiske und Hemsterhuis wie das Gestirn hervor, das den Tag regieret. Als Reiske in seiner Jugend zu Halle Weisheit lernen sollte, empfahl man ihm besonders lange Gebete und fleißiges Lesen der Compendien. Also plauderte er Tage lang vor Gott und war am zufriedensten, wenn er von seinen Seufzern selbst nichts verstand. Zu Leipzig legte er sich auf das Arabische und Rabbinische; was den Geist erleuchtet und das Genie entzündet, kannte er nicht.

Zur Stillung seines arabischen Durstes begab er sich ohne Geld, ohne Adressen, ohne Holländisch, auf die Reise nach Leyden, und wünscht nun, nie da gewesen oder da geblieben zu seyn. Als ihn d'Orville mit 600 Gulden zum Amanuensis annehmen wollte, schlug er es aus: „Ich bin nicht ge„kommen, Brod zu verdienen, sondern arabisch zu „lernen, zu Leyden auf der Bibliothek." Derselben Handschriftenkatalogus brachte er um neun holländische Gulden in Ordnung, unterrichtete, verglich, excerpirte, übersetzte. Sein Gönner d'Orville munterte ihn auf, Abulfeda's Erdbeschreibung zu übersetzen, in sechs Wochen war sie fertig, aber es wollte sie niemand verlegen, sein Gönner gab ihm 300 fl. für die verlorne Mühe. Als er Burmanns Petronius corrigirte, machte er Verbesserungen mit des Herausgebers Beifall; als aber dieser starb, nannte der jüngere dieses Namens Reiske's freiere Aenderungen Betrug und Bosheit. Albrecht Schultens, welchen er hoch schätzte, von welchem er aber glaubte, er könne so gut als Vater Homerus schlummern, wollte ihn gern weiters schaffen; durch ihn erhielt der junge Araber den Doctorhut als Mediciner. Zu

Leipzig wurde er mit 100 Thalern arabischer Professor, im Kriege fast umsonst. Er mußte übersetzen, Register machen, recensiren; für das letzte wurde er von Menken nicht bezahlt, dafür von der Schule Schultensen und Burmanns desto reichlicher ausgeschimpft. Zwei Jahre gab ihm Ernesti seinen Tisch, und einst ein Graf von Wakerbarth 100 Thaler; 1758 ward er endlich Rector. Sein deutscher Demosthenes wurde vom deutschen Publicum verlacht, den griechischen wollte niemand kaufen. Zur Beförderung des Werks vergleicht seine Frau Codices, ordnet seine Excerpten, und muntert ihn auf.

S. 215. Hemsterhuis zierlich beschrieben von Rhunken. Bernoulli von Basel, seinen Lehrer in der Mathematik, schätzte er als eine große Gabe Gottes. Im 14ten Jahre wurde er zu Amsterdam der Mathematik und Philosophie Professor. Bentley, in einem Brief an ihn über seinen Pollux, verbesserte die angeführten Verse der alten Komiker glücklicher als Hemsterhuis. Er sah von dieser Zeit an zween Monate das Feld der griechischen Philologie als bereits eingenommen an, und verhehlte es seinen Schülern nicht. Celsus sprach von großen Seelen vortrefflich: Levia ingenia, quia nihil habent, nil sibi detrahunt; magno Ingenio et multa nihilo minus habituro convenit simplex veri erroris confessio. (Hr. Rh. ist's, welcher diese Stelle nach meinem Herzen anführt.) Aber der edle Jüngling wachte auf, nahm den großen alten Kritiker zum Muster, las und excerpirte vom Homer herunter das ganze Alterthum in der Zeitordnung, auch ließ er Mathematiker und Philosophen nicht vorbei, studirte die ganze Encyklopädie der den Alten bekannten Wissenschaften, verband mit ihrer Philosophie unsere neue Art und beklagte die Geschichte des menschlichen Ver-

standes, welche man aus Uebersetzungen und neuen Systemen stoppelt. Er fand die Geschichte nicht mit hinlänglicher Gelehrsamkeit geschrieben, den Geist eines philosophischen Kritikers vermißte er fast überall. Meine Zeitgenossen sehen die Kritik als ein Werk der Erudition und des Gedächtnisses an; sie ist eben sowohl ein Werk des Genie's. Ich bezeuge den wichtigen Einfluß kritischer Ausarbeitungen auf den Beobachtungsgeist aus eigener Erfahrung. Hemsterhuis bedauerte, daß zwar die Ohren und Finger zur Musik, die Füße zum Tanzen, die Arme zum Fechten, aber nicht die Augen zur großen Kunst richtig zu sehen habilitirt würden. H. bestätigte, berichtigte und vervollkommnete Varro's, Skaligers und Sanmaise's Vermuthungen über die Abstammung des Lateinischen, und dadurch wurde seine Ueberzeugung von der nothwendigen Verbindung dieser Sprache mit der griechischen gestärkt. Wer sie trennt, scheidet, sprach er, Leib und Seele; wer die Griechen nicht versteht, kann auch nicht Properz und Horaz verstehen (fühlen). Er sah in der Schreibart am meisten auf die Proprietät des Ausdrucks. Dieß ist's, nicht die Verschwendung der Tropen, was den guten Stylus macht, diese Majestät Cäsars achte ich, das höchste Meisterstück der Sprache zu seyn. Er dachte und las viel, schrieb aber wenig, ihm haben die Sprachenforscher ihren Walkenaer zu danken, Wesselingen diente sein Rath. H. glaubte, er wäre zuerst zum Leben, dann erst zum Schreiben erschaffen. Er genoß seines Lebens. — Das, worüber er schrieb, wollte er allemal erschöpfen. Sein Sohn Franz verehrte der Bibliothek zu Leyden seines Vaters Autores Classicos, alle voll Randglossen, wie ein H. glossiren kann. Seichten Vielwissern, welche, was sie nicht verstehen, richten, widersprach er in Gesellschaften nie. Ich höre

sie,

sie, sagte er, wie manchen wohlehrwürdigen Prediger, welcher vor Schultens und mir den griechischen und hebräischen Originaltext mißhandelt. Er war der aufgeweckteste, freiste, liebenswürdigste Gesellschafter, und wurde von allen aufgeklärten Großen gesucht. Es besuchten ihn einst zween Herren von Wessenaer in Franeker; der frohe Scherz bei Tische fing kaum an, da ihm ein Brief den Verlust eines Sohnes verkündigte, der weit vom Vaterlande gestorben war. Er wollte die Freude durch unnütze Klagen nicht stören, steckte den Brief bei, scherzte und belustigte die Gesellschaft; erst da sie ihn verlassen hatte, nach zwei Tagen klagte er seinen geliebten Sohn. Er wußte zu schweigen, um zu rechter Zeit zu reden. Durch die Alten begeistert und unvergleichlich gebildet, trug er die niederländische Geschichte nicht wie ein Professor, sondern wie Polybius vor. Munterkeit und Kräfte behielt er bis ins zwei und achtzigste Jahr.

— Ich wünschte ein alphabetisches oder chronologisches Verzeichniß derjenigen, welche um die Philologie und andere Wissenschaften in unserm Jahrhunderte sich Verdienste gemacht haben, mit Weglassung aller Complimente, vielleicht gar aller Urtheile, nur mit dem Namen, dem Geburtsort, der Bedienung, dem vornehmsten Buch, dem Charakteristischen der Arbeiten, den merkwürdigen Lebensumständen der Wenigen, deren Leben in der That sich auszeichnete, dem Jahr und der Art ihres Todes. Der philosophische Geschichtschreiber von Ferner hat nach dieser Art die Gelehrten unter Ludwig XIV gleichsam vor'm Tribunal der Nachwelt gerichtet.

4.

Die Brieftasche aus den Alpen. Zürich, bei Orell, Geßner, Füßlin. 1780. 117 S. in 8.

Die Feierstunden der Grazien. Ein Lesebuch. Bern, bei Haller. 1780. 412 S. in 8.

Unterhaltende die Menschheit interessirende Merkwürdigkeiten aus verschiedenen Fächern. Erster Theil. Frkf. und Leipz. 1780. in 8.

Die Brieftasche ist auf der Stube gemacht, und nicht in den Alpenthälern gefunden worden: die Hirten in diesem Gebirge machen selten Querstriche und Exclamationen, denn sie sind Männer von gesundem Verstande. Spude, spücken, an die Brust hinbeben — ist ihnen auch nicht geläufig. Ihre alte Geschichte verstehen sie, daher nennen sie nicht, wie dieser Verfasser, diejenigen Helden, welche bei Sempach nicht ohne ein moralisches Wunder besiegt werden konnten, Jünkerlin; doch gewöhnlich verachtet man, was man nicht kennt. An einigen Orten will der Verfasser populär seyn; dann erniedriget er sich unter das Volk; die Alten, wenn sie für das Volk schrieben, erhoben es zu sich.

Zum Verstande der Titel ist nothwendig anzumerken, daß in Brieftaschen, Feierstunden und Unterhaltungen diejenigen erbaulichen Betrachtungen vorkommen, welche die vormalige Welt in moralischen Wochenblättern und Monatschriften-Form bezahlte. Der Nutzen dieser unschuldigen Bücher ist weder nichtig noch auch größer als negativ: sie

können bei gegenwärtiger Epidemie der Lesesucht Leuten, die lesen weder können noch sollen, ohne Gefahr in die Hände gegeben werden, und wenn die guten Leser und Leserinnen keine Leidenschaften haben, so wird ihr Herz durch diese Moralpredigten gebildet werden.

Einige in den Feierstunden sind von der Frau Reclam, Herrn Engel und verschiedenen Engländern, werden also durch die Namen und durch ihr Verdienst empfohlen; in den übrigen ist nicht Eine Beobachtung neu, noch irgend eine charakteristische Schilderung.

Die Unterhaltungen sind eine Sammlung sogenannter Anekdoten zum Gebrauch leerer Köpfe, welche ein solches Buch nachschlagen, ehe sie wagen, in Gesellschaft zu gehen. Sie sind nicht ordentlicher als die Essais des Herrn von St. Foix, so gelehrt aber auch nicht. Ihre Sprache ist das beliebte und geschmackvolle Deutschfranzösisch: da ist von „Regierungen voll Katastrophen, von Lure, „Lustre, Eclats, Etablissements, Entrepot, Acquisi„tionen und allen Partien Europens" öftere Meldung; hinwiederum heißt justesse d'esprit von Geist gerecht, un petit coin aber ein Grundstück; von dem russischen Hofe wird gemeldet, er lebe sehr einlaut; um zu verbergen, in welche Sprache jedes Wort gehöre, wird wohl eher ein unschuldiger Ausdruck, so wie Actritze, durch die Schreibmanier vermummet. Mitunter sind viele tiefe Verbeugungen gegen alle Potentaten, als welche alle die Unterhaltungen kaufen werden. Ueber die Regierungsveränderung in Schweden wird, wie billig, ebenfalls declamirt, über das russische Reich ein Artikel aus den Chronologen abgeschrieben; dem Kaiser aber das gehörige Compliment über dessen Besuch bei dem Herrn von Hal=

ler gemacht. Ohne Zweifel werden wir mit noch mehreren Bänden heimgesucht werden: bei Artikeln, wie der über die Tempelherren ist, kann der Verfasser seine Lebensgeister sparen; er darf nur den Lavocat abschreiben; der wird eine Unterhaltung werden wo nicht für uns, doch für ihn.

5.

Der Nibelungen Liet. Ein Rittergedicht aus dem XIII. oder XIV. Jahrhundert. Zum erstenmale aus der Handschrift ganz abgedruckt. Berlin. 1782. 152 Seiten in Quart.

Alles, was der Hr. Prof. Müller zu Berlin, dem wir dieses Buch zu danken haben, für dasselbe gethan hat, steht auf dem Titel, die Herausgabe nämlich ist sein Verdienst; andern hat er die Bearbeitung überlassen. Hierüber läßt sich ihm nichts vorschreiben; doch ist wahrscheinlich, daß er seine Absicht (genugsame Geldbeiträge zur Ausgabe der übrigen Dichter dieser alten Zeiten) besser erreichen würde, wenn er sie mehrern Lesern auch nur durch Interpunction, kurze grammatische Erläuterungen und einige orthographische Erleichterungen um etwas verständlicher machte. Dieses würde der kritischen Benutzung eben so wenig nachtheilig seyn, als wenig man die Bibel nicht mehr kritisch bearbeiten kann, weil sie lesbar gedruckt worden. Vieles muß einem Herausgeber beifallen, das auch geübten Lesern entgeht. Endlich sollten wenigstens die offenbaren Schreibfehler verbessert werden: denn warum v. 34. Danchwart der vit snelle unde von mecen ort win, v. 67, mitleide; anderswo: de heine, zeden,

irvit lihten brunie, v. 858. Sigel etc. drucken, wenn man lesen muß, vil snelle, Ortwin, mit leide, deheine, ze den, ir vil lihten, gisel. Man sieht auch nicht, warum die Namen mit großen Anfangsbuchstaben und gewisse Worte einförmig (nicht, bald her, bald er, bald brunie, etc.) zu schreiben, eine kritische Sünde seyn sollte. Dieses vortreffliche Gedicht, auf welches die Nation stolz thun darf, wird nie so allgemein bekannt werden, als es verdient, wenn ihm nicht gelehrte Hände den Dienst leisten, welchen Homer von denen empfing, die ihn zuerst allen Griechen zum Lieblingsbuch machten. Wenigstens, däucht uns, haben schon die ersten Herausgeber solcher Gedichte nicht nöthig, damit ängstlicher zu verfahren, als die, welche Urkunden oder Chroniken des mittlern Zeitalters bekannt machen.

Um den Lesern einige Fingerzeige zum Verstand gegenwärtigen Gedichtes zu geben, wollen wir nur die beiläufigen Anmerkungen bekannt machen, die uns beim Lesen beigefallen. Die Personen, so viele, bei unserer Armuth an gleichzeitigen Geschichtschreibern, kennbar sind, lebten im fünften Jahrhundert: Günther, König zu Burgund, ist Gunthachar, welcher um 436 durch die Hunnen (wie auch hier gesagt wird) erschlagen worden: der Name seines Bruders Giseler ist im burgundischen Gesetzbuch bei Lindenbrog. Zu Worms wohnte er, da sein Volk über den Rhein zog. Volker im Elsaße mag also gar wohl sein Dienstmann gewesen seyn. Tronie, Hagens Herrschaft oder Burg, mag (welches uns jedoch weniger bestimmt scheint) etwa für das alte Tournus (Turnucium) gehalten werden. Santen, Sigfrids Wohnung, nennt sich selber. Zwar wird von Isenlande, von Isenstein und von der norwegischen Mark gesprochen: dieses kann hinzugedichtet worden seyn, als im eilften Jahrhundert

Isländer die südlichen Reiche bereis'ten; doch können auch diese Namen alt, nur nähern Burgen und Ländern eigen seyn: vielleicht ist in den erstern von Eisen und nicht von Eis die Rede, und Isenstein ist wohl gar die karlowingische Isenburg. Norwegen ist hier das Fabelland, wo die Zwerge mit Schätzen und unsichtbarmachenden Tarnkappen wohnen; wirklich war es kaum durch Sagen bekannt. Lorse ist Lorch. Der Amelungen Land ist, wo das Haus der Amaler die Ostgothen beherrschte: dort ist auch Dietrich von Bern oder Verona: so heißt noch in Rothens Chronik (Basel 1582. 8.) der ostgothische Dietrich, und gleich wie Verona bei den Deutschen Bern, so hieß bei fremden Schriftstellern das helvetische Bern auch Verona (Pez, Scriptt. rer. Austr. t. II.). Etzel ist Attila; vom Rhodan an den Rhein und von der Elbe bis ans Meer war, wie hier (v. 4720.) gesagt wird, kein König ihm gleich. Von Thüringen, Polen, den Ulachen (Wlachen) u. a., welche in diesem Lied unter seinen Vasallen vorkommen, weiß dieses auch die Geschichte. Diese Deutung Etzels, die sich uns darbot, fand sich nachmals auch in der alten und neuen schwedischen Erzählung eben dieser Abenteuren (Peringskiold, Wilkina Saga. Stockholm 1715.) Die Spur von Halche seinem Weib, ist übrig in dem Namen Ellac, seines liebsten Sohnes, bei Jordanes. Andere Länder und Städte dieses Liedes waren bekannt, als es verdeutscht wurde, nicht aber unter Günther und Etzel; man weiß, daß Marokko eher nicht entstanden, als im eilften Jahrhundert; auch war im fünften gewiß kein arabischer Handel mit Seide aus Ninive nach dem Lande der Burgunder; selbst von Wien konnte man erst im dreizehenten, höchstens im zwölften, sprechen wie hier. Merkwürdig ist aber, daß jenseits Griechenland hier die Türke

liegt; es leitet auf die Jahrzahl des Dichters. Wenn man auch Dänemark und Sachsen von verbrüderten Völkern bewohnt, und ersteres in einer gewissen Abhängigkeit antrifft, kann man anders nicht als, bald an die Zeit Karls des Großen, bald an die Siege Otto's und anderer deutschen Könige gedenken.

Gedichtet oder übersetzt wurde der Nibelungen Lied, als noch viele Worte deutsch waren, die sich nun bloß in den abstammenden Sprachen erhalten: so die Reken (welches Wort am längsten in Spanien blieb), Elch und Ure (Urus und Alces bei Cäsar), bold (für kühn), und andere hundert. Hauptsächlich ist unter dem schweizerischen Volk, zumal im innern Land, und am Fuß der hohen Alpen, z. B. im Thal Hasli, der Nibelungen Sprache, sowohl in den Wörtern als der Aussprache, noch lebendig, und Gadem (Wohnung) ist noch der Name der äußersten Wohnung im Hasli an der Gränze des ewigen Eises und jener todten Wüste, die von da nach Uri geht.

Auch dieses kann zur Geschichte dieses Werks dienen; da der Freiherr von Eschenbach im dreizehnten Jahrhundert beides am Eingang des Haslithales (denn er übernahm die Burg Uspunnen) und am Zürichsee auf seinen Stammgütern lebte. Hier war er in der Nachbarschaft jenes Abts Widon von Cappel, der diese Dichtungen auch geübt (Chriemhilden Rache. Zür. 1757.) und jenes Rudolfen, Dienstmanns von Montfort, Uebersetzers der Abenteuer Wilhelms von Brabant (Wilh. v. Oranse, mit Hrn. Prof. Casparsons Vorrede, Cassel 1782); in Uspunnen war sein allernächster Nachbar jener Hanns von Rinkenberg, dem Boner seine Fabeln zueignete (Oberlin: Bonerii gemma. Straßb. 1782.) Dieser Nachbarschaft haben

wir diese Ueberbleisel der deutschen Dichtkunst zu danken.

Die Epoche ist wichtig, weil der Dichter mehr seine Zeiten malt, als die seiner Helden. Doch der Nibelungen Lied hat einige Vorzüge, welche auf den weit ältern Ursprung desselben weisen, und bisweilen werden, wie bei Homer, die Zeiten ausdrücklich unterschieden (v. 1433.): „In ritterlichen Zeiten die Herren thaten das"). Wenn es, wie fast wahrscheinlich ist, in den Zeiten Karls des Großen schon da war, so war die Entfernung des Dichters von der Zeit seiner Helden um nicht viel größer, als Homers vom trojanischen Krieg; und von Karl dem Großen bis auf Eschenbach sind wenig mehr Jahre, als von Lykurg, der jenen in Griechenland bekannt machte, bis auf Pisistratus. In beiden Gedichten sind mehr große Leidenschaften als große Menschen, größere Helden als Könige, und Gemälde von Unfällen, welche keine menschliche Seele kalt lassen können. Es ist hier der Ort nicht, ausführlich darzuthun, worin und warum der Grieche so hoch über den Deutschen ist, als der Jupiter, dessen Augenbrauen durch ihre Bewegung den Himmel erschüttern, über den Zwerg Alberich; aber das dürfen wir versichern, daß, wenn der Nibelungen Lied nach Verdienst bearbeitet wird (nicht aber zu sehr, sondern seiner antiken Gestalt ohne Schaden), auch unsere Nation eine Probe wird aufstellen dürfen, wie weit es die Natur im Norden zu bringen vermochte. Dieses könnte sie nicht, ohne diese vollständige Ausgabe, und ohne den patriotischen Eifer, zumal des Hrn. von Schlieffen, welcher mehr als alle andern dazu beigesteuert.

6.

Die Eneidt, ein Heldengedicht aus dem XII. Jahrhundert, von **Heinrich von Veldeken**. Zum erstenmal aus der Handschrift abgedruckt. 104 S. in Quart.
Der Gott Amur, ein erzählendes Gedicht, aus dem XV. Jahrhundert. Zum erstenmal abgedruckt. Berlin, 1784. 20 S. in Quart.

Von der Sammlung der Ueberreste unserer Nationaldichter, die man dem uneigennützigen Fleiße des Hrn. Prof. Müller in Berlin zu danken hat, machen diese beiden Gedichte die zweite Lieferung aus. Am Ende des zwölften Jahrhundertes, in den Sitten und in der Sprache derselben Zeiten, hat Meister Heinrich seine Eneidt aus dem Buche eines Wälschen übersetzt, welcher nicht sowohl den Virgil verdolmetschet, als auf desselben Plan gedichtet haben mag (denn zweifelhaft muß man sprechen, bis durch die Vergleichung des italienischen Gedichtes die eigene Dichtung des Deutschen unterschieden werden kann). Im kleinern Stück singt ein Ungenannter die Qual seiner Liebe, die Allegorie der Geheimnisse Amors, und seine ganze Liebesmühe, deren glücklichen Ausgang er, doch züchtig, beschreibt. Wie viel gewinnt unsere Kenntniß der Sitten und Sprache unserer Väter durch diese Gedichte!

Die Namen und Wunder der heidnischen Götter sind in dieser Aeneide selten: sie ist so fromm, daß das Ende der Dido nicht beschrieben wird, ohne die warnende Anmerkung, der Selbstmord sey ihr vom bösen Feind eingegeben worden, und, erbaulicher

als bei Virgil, vergibt sie, ehe sie stirbt, allen, die sie beleidiget hatten; Amata darf sich gar nicht umbringen (Selbstmord war eine Familienschande), sie ärgert sich zu Tode; welches auch Damen von gutem Hause geschehen mag. Die Schiffe, welche der Heide zu Nymphen macht, läßt Meister Heinrich ganz natürlich verbrennen. Troja macht er zu einer Stadt von drei Tagreisen in der Länge, von einer Tagreise in der Breite; Turnus darf nicht weniger als hundert und vierzigtausend Mann anführen; denn Veldek sang einem rohen Zeitalter, dem Vergrößerung Erhabenheit schien; sonst liebt er die Wahrheit, und bittet sich am Ende aus, nicht ihm, sondern Virgil zuzuschreiben, was etwa möchte lügenhaft seyn; und wo er meldet, wie auf der ersten Heerfahrt (Römerzug) Friedrichs Barbarossa das Grab des jungen Pallas entdeckt worden sey, fügt er hinzu, das ist gelogen nit. Nach der Art barbarischer Sänger ist er viel weitläuftiger, ja glücklicher, über die Sibylle, über Charon den argen Schalk, über den Cerberus, die ganze Hölle und alles Traurige und Schreckliche, als über die elysäischen Felder und liebliche Gegenstände; denn der Mühe des Lebens, der Unfälle, der Schrecknisse, war in allen Zeitaltern viel, Genuß war damals nur in Liebe und Schmaus; für feinere, höhere, mannichfaltigere, fehlte dem guten Sänger der Sinn Virgils. Desto öfter gefällt er sich in ausführlicher Schilderung der Liebe, der einzigen Freude des damaligen Lebens, und oft sind hierzu seine Farben hoch, ja sanft, genug; wo z. B. Amata ihrer Tochter die erste Liebe empfiehlt, und ihr begreiflich macht, was Liebe sey, und wo die Prinzessin beim Anblick des Aeneas, und Aeneas bei ihrer ersten Liebesäußerung, von Amors Pfeilen beide wund, in langen lebhaften Dialogen und in Monologen voll

mächtigen Ausdrucks, die feurigsten Gefühle alter deutscher Minne ergießen; einer so ritterzeitgemäßen Minne, daß beim Zweikampf gegen Turnus Lavina untröstbar klagt, weil sie nicht ihr Haarband, nicht ihr vingerlein (Ring), weil sie nichts von ihr dem geliebten Trojaner gesandt; aber Aeneas in dem entscheidenden Augenblick sieht unversehens die Göttin seines Herzens, hierdurch wird er siebenmal stärker. Die Sprache ist in solchen Stellen sittsamer, als man sie von der Einfalt unserer Voreltern erwarten sollte; auch Got Amur (doch mehr aus Klugheit als aus Tugend) erlaubt Minne mit einer Magd ald sus ain Nunnen, aber keineswegs mit einer Ehefrau. An diesem Stück und an den eingewobenen Dichtungen ist's nicht schwer den Einfluß der damaligen Armuth an Begriffen auf den Geschmack zu sehen; bei so geringem Vorrath kann sich der Dichter an einer Sache nie satt malen; es kömmt hierzu, daß in dem einsamen Leben auf den Burgen der Geist lang ob einer Sache haftet, nicht wie im Cirkel der großen Welt, wo immer eines das andere drängt und fortstößt. Nisus und Euryalus Freundschaft ist mit vieler Innigkeit geschildert und gepriesen. Unter den wenigen moralischen Fröhlichkeiten gefallen dem Veldeken Jagd und hochzite; er beschreibt gern und lang der Camilla und andere Pferde, und nach deutschen Sitten jenen gezähmten Hirsch, welchen Ascanius tödtet. Verschiedene hochzite (welches Wort bekanntlich eine jede festliche Lustbarkeit hieß) malt er ausführlich, und unterbricht sich, zum Lob der so gar schönen hochzite Kaiser Friedrichs zu Mainz, als derselbe zwei Söhnen die Ritterschaft gab. An den Kriegern seines Liedes lobt er am liebsten die Mannstugenden: wenn sie waren willig an Hertze zur That — stäte und ernsthaft — milde und

reinmuthe, — Adeler (Adler) ires Gutes — Löwen ires Mutes — Eksteine der Eren, Spiegel der Herren; und wenn sie wohl gerochen starben im Feld. Aus diesem allem ist klar, daß die deutsche Aeneide ganz zu der Literatur des Mittelalters gehört, und in derselben die Denkungsart unserer Väter zu finden ist; auch sind jene großen Virgilianischen Schilderungen der Geschichte Roms nicht in diesem Gedicht, aber es wird fortgesetzt bis auf Christi Geburt, unterbrochen zum Lob Kaiser Friedrichs und beschlossen mit Amen.

Die Münster, die Grafen von Carthago, den Markgrafen Pallas und Junker Ascanius, wollen wir ihm also auch so wenig, als die venetianischen und hungarischen Hülfsvölker oder als die Pferde vorrücken, welche Evander von dem Könige zu Marokko bekömmt: auch der gute ucke Sachs, Durendart, und Hartschlein sind Namen von berühmten Ritterhelmen; wenn Virgilius, der held genannt wird, geschieht es nicht mehr nach der Art, wie ältere Sänger von Homer solchen Titel bekommen, als nach der Gewohnheit, wornach im Liede der Nibelungen auch Volker Held genannt wird; Kriegsdichter pflegten Waffenbrüder zu seyn der Helden, für die sie ihre Leyer stimmten.

In der Eneidt sind viele, nun Provinzen eigene, oder ausländische Wörter noch deutsch. Daß man, in allen Richtungen, französisch, dans tous les sens, ausdrückt, ist hier deutsch, in allen Sinnen: diet, Gemeinde, mag übrig seyn in diète und vorborge in faux-bourg; daß aber buckele, juste, kursat, von boucles, joûte, corset, Stammwörter seyen, möchten wir darum nicht aus diesen Versen beweisen, weil wir diese Worte und Sachen so gut von den Franzosen haben können, als der Dichter des Amur von ihnen oder von den

Italienern gelernt hat, statt herzetrut Geselle myn, bisweilen dulz amys zu sagen. Hals für einen Bergpaß (man sagt noch daher col de Tende) haben wohl die Deutschen zuerst gesagt; und wenn sie für schweres Geschütz tormint erborgten, so ist Strale für Pfeil doch von uns zu den Italienern übergegangen. Ors, clein, balt, none, jender, myssetrust, sind nun im Englischen horse, clean, bold, noon, yonder, misstrust; Meister Heinrich schrieb noch werld, wie world; er braucht war wie die Engländer where, und für brennen sagten wir noch burnen; wir sagten rein (engl. rain) und nicht Regen. Mitlauter häufte man überhaupt ungern: schrieb man doch wohl iait für Jagd! Unsere Aussprache kann durch die alte Schreibmanier verschiedentlich erläutert werden: daß unser z härter ist als das französische, kann auch darum seyn, weil es in so vielen Worten das cz oder zc vertritt, welche slavische Rechtschreibung bei Veldek noch gemein ist; billig ist beim Niedersachsen das pf so weich; diese Alten haben es gar nicht, sondern ph in pheil, pherd, überall; man soll auch nicht so hart verdammen, wenn eine Provinz für sch lieber s ausspricht, Meister Heinrich sagt, Slat di üch wellen slan; Grosse slege si slugen; der gekrönte Philosoph, welcher unsere Endsylbe en verändert sehen möchte, könnte hier oft lebene und solche Worte finden; Zageheit, Gesellescheft, genädiglich, erbärmiglich, gefügelich, eteswas, eteslich, fremede, würden den Feinden zusammenstoßender Mitlauter auch wohl gefallen: aber Veldek hat auch den Vers, wiss Strust hast, und sagt für Asche und löschen Eschssen, irleschsen; man findet alles, bessere und schlimmere, bei diesen Alten. Die regellose Sprache ließ ihrem ungebildeten Geschmack jede Wahl frei; aber

man sieht, wie viel gewagt werden darf, ohne der Analogie der deutschen Ursprache zu nahe zu treten. In Got Amur sieht man, daß das fünfzehnte Jahrhundert au in o, eu in ö (ogen, fröden) ziehen wollte; hingegen hat es auch, statt ü, das übelklingende ue (Suess). Wie das niederdeutsche Volk, sagt man in der Aeneide des al ein (es ist ganz das gleiche! des ist wie 't is), es muß al anders werden: wie die Schweizer, spricht man von lilachen, Ziech, Küsselin, helsen, Soume, lid, gnagen; von letzterm ist nun der erste Mitlauter verworfen; derselbe ist hinzugekommen an das Vorletzte (doch heißt noch in schweizerischen Rechten Lidlohn, was einer durch den Gebrauch seiner Glieder verdient); Soume ist in Saumrossen (lastentragenden Pferden); helsen (umarmen) ist noch an wenigen Orten; ie, ist, man weiß es, im Oberdeutschen für das chen der Sachsen (Mädlj für Mädchen), im Bettezeug sind noch Ziech und lilachen; manches Wort muß man dolen (dulden; auch noch schweizerisch), das noch wirss (ärger) ist. Noch reiten sie im Alpengebirg auf ihren Wagen, und fahren zu Pferde, wie Veldeks Trojaner in ihren Schiffen ritten. Hingegen ist wohl erstorben Kiel, der Kahn, barn, der Sohn, cleffer, der Plauderer, bruten, ein Weib nehmen, brutlost, Vermählungsfest; für, aus Nord, und, nach Süden, sagt niemand mehr Nordet, Südent; auch leber (groß, allgemein) erstirbt endlich bei dem Schweizervolk das lang (wie Veldek den Ocean das Lebermeer) den von Genf bis nach Basel zusammenhangenden Hauptberg Jura den Leberberg nannte. Nicht unglücklich bedient sich der Dichter jener unschätzbaren Freiheit unserer Sprache im Zusammensetzen, wenn er für tödtliche Wunden Todwunden, Siegselig (wie, glückselig), Schiffmüde

(ist es nicht in der That eine eigene Müdigkeit?) und Speerwechsel sagt für Scharmützel, wie dieselben waren. Er unterscheidet sorgfältig Frauen und Weiber. Von dem, welcher keinen Sinn hätte für sanfte Gefühle, sagt er gut genug, daß ein solcher steiniglich lebt.

Was Montesquieu von Cäsar urtheilt, il avoit plus d'un vice et pas un seul défaut, wie würde es Meister Heinrich gesagt haben; laster ist ihm Fehler, Fehltritt. Ihm ist nicht allein Charon, sondern auch Rhadamanthus ein Schalk; Schalkheit war Lob durchdringenden Witzes. Hier ist auch Ajax fromm; gut heißt, wer tapfer ist, als wäre das Gegentheil ein Fehler des Schwachen. Wer etwas aus allen Kräften treibt, ist ernsthaft; hier und im Alpengebirge durch tumpheyt wird blinder Muth verstanden. Man weiß auch sonst genug, daß alles, was der Ordnung einer guten Polizei zuwider war, unzuchte hieß, und jedes Gesetz genannt wurde e; hier heißt emeister und ewarte desselben Ausleger und Richter.

Der Nutzen dieses Buchs ist also außer allem Zweifel: wir können die Sprache, die Gebräuche und Begriffe unserer Väter nie zu genau kennen lernen; so mächtig wirken sie noch auf Moral des deutschen Volks und auf unsere ganze Verfassung; so unentbehrlich sind sie, um aus unserer Literatur das zu machen, was dieselbe werden wird, jemehr der Deutsche die Deutschen studirt: aber die Eneidt hat weder das durchgängige Nationalinteresse des Liedes der Nibelungen, sie hat weder die anziehende Originalität Wilhelms von Brabant, noch die oft unerwartete Neuheit Wilhelms von Oranse; Parcival, Tristan, Iwain, die Herr Müller nun verspricht, mögen die Neubegierde leicht mehr befriedigen; vielleicht ist auch sein trojanischer Krieg

dasselbe Gedicht, welches von Shakespear genutzt worden. Wir möchten wünschen, daß die Abenteuer des Herzogs Ernst von Schwaben aufgesucht und bekannt gemacht würden; wer sollte denken, daß dieses Buch viel näher als die Aeneide Veldeks der alten Literatur verwandt ist! Man weiß, daß der Dichter dieser Abenteuer, man weiß nicht, welchen Bericht Aristoteles, von Indien (vielleicht Alexandri M. Epist. ad Aristot. de Mirabil. Indiae) in seine Mähr übersetzt haben soll.

7.

Der erste Band der von Hrn. Prof. Müller veranstalteten Ausgabe der alten deutschen Dichter fasset noch in sich: Parcival, ein Gedicht Wolframs von Eschilbach (schon 1475 herausgegeben, hier aus einer andern Handschrift); der arme Heinrich Herrn Hartmanns Dienstmann zu Owe (Reichenau vermuthlich); von der Minne Meister Gottfrieds von Straßburg; Weiberlist, von Jacob Appet; von dem Pfennige; zusammen 216 Seiten in Quart. Von Herrn Müllers Manier ist in der Anzeige der vorigen Stücke gehandelt worden; wir wollen die Gedichte selbst betrachten; daraus wird erhellen, ob sie verdienten aufbehalten zu werden.

Parcival. Die Wahrheit fordert, anzuzeigen, daß einige der gelehrtesten Kenner der Geschichte des Mittelalters den Verfasser nicht, wie wir in der Anzeige des Nibelungen Liedes, für einen thurgauischen, sondern für einen fränkischen oder thüringischen Edelmann halten. Ihre Gründe sind betrachtungswürdig, entscheidend wohl nicht. Erstlich berufen sie sich auf Rechtschreibung des Namens,

mens, nicht Eschenbach, sondern Eschilbach; und es ist ein Ort Eschelbach im Hohenloheschillingsfürstischen. Aber auch die oberländischen Freiherren werden in der Urkunde 1153 (die Schnabelburg betreffend) Eskibah, und bei Thomas Ebendorfer von Hasilbach (im chron. Austr.) Escelbach genannt. Hr. Müller, in dessen vor uns liegendem Parcival der Name mehrmals Esscenbach, ja Eschenbach, geschrieben wird, sollte beim nächsten Stück in zwei Worten anzeigen, ob in dieser Orthographie die alte Ausgabe und seine Handschrift übereinkommen; hierdurch würde der erste Grund jener gelehrten Männer fallen. Der andere ist vom Wappen hergenommen, welches in der Handschrift auf der königlichen Bibliothek zu Paris von demjenigen verschieden ist, welches die Freiherren von Eschenbach trugen. Wenn es ganz das ist, welches ein fränkischer Adel getragen hätte, so möchte diese Bemerkung wichtig seyn; sonst weiß man, daß Verschiedenheit in den Wappen keine Verschiedenheit im Stamm beweiset; und es könnte ein Eschenbachischer Zweig, welcher z. B. die Freiherren von Schnabelburg nicht beerbt hätte, leicht ein vielleicht älteres Familienwappen gehabt, oder ein unterschiedenes bekommen haben, durch mancherlei Zufälle und besonders durch die Heirath irgend einer vornehmen Erbtochter. Zum dritten ist wahr, daß in dem Eschenbachischen Geschlechtsregister kein Wolfram vorkömmt; aber es fehlt viel an seiner Vollständigkeit. Wir wissen keine Urkunde, die sein gedächte, aber wenn die Liebe der Dichtkunst ihn, einen jüngern Sohn, gedrungen, seinen Aufenthalt fern von den väterlichen Herrschaften am Hof Landgrafen Herrmanns zu nehmen, so ist nichts Besonderes, daß die Briefe der oberländischen Klöster keine Meldung von ihm thun.

Der vierte Grund, nämlich daß in seinem Gedicht nie der obern Lande, Thüringens und Frankens oft, erwähnt wird, könnte aus dem, was wir hier annehmen, auch erläutert werden; und wir sehen vielleicht unten, daß es nicht einmal gewiß ist; endlich ist auch bei Homer nichts, wodurch unwidersprechlich hätte ausgemacht werden können, ob er aus Jonien oder von den Inseln, oder im europäischen Griechenland geboren war. Doch ist es nicht unsere Meinung, etwas zu entscheiden, sondern wir möchten Gelehrte, denen der Zugang fränkischer oder thüringischer Archive offen ist, ermuntern und bitten, bei Anlaß dieser abermaligen Erscheinung der Eschilbachischen Gedichte die Herkunft und Lebensumstände ihres in Wahrheit verdienstvollen Verfassers aufzuheitern. Es ist in vielen Rücksichten wesentlich zum Verstand eines Dichters, dessen Geschichte zu wissen; besonders im Parcival ist mehr als Eine Anspielung auf damalige Zeiten und merkwürdige Personen.

Die zweite Frage: was ist nun der Parcival? bietet ebenfalls zu Untersuchungen Anlaß dar. Wir wissen nicht, aus welchem Grunde er ein allegorisirtes Lobgedicht auf Kaiser Ludwig den Ersten seyn soll. Parcival ist eher pius Aeneas, als ein Achill; aber sonst ist im Gedichte selbst zu solch einer Deutung nicht mehr Stoff, als im Telemach zu der bekannten Auslegung, die hinten beigedruckt wird: Artus und seine tafelrunde könnte Karl den Großen und seine zwölf Pairs vorstellen; er kann aber ebensowohl Artus selber seyn. Nach genauer Prüfung aller Züge halten wir dieses Gedicht ungezwungener für einen vortrefflichen Coder der damaligen Rittermoral; alles athmet Lehre des Rittersinns; es ist Mythologie derselben Zeiten zu Milderung der Wildheit, Erhöhung und Läuterung

der Heldentugend, von einem selbst hochgesinnten Ritter mit eindringendem Patriotismus angewandt. Er hatte den besondern Zweck, an Helden, welche in keiner Aeußerung des Nachdrucks der alten Sitten dem hochgemuthetsten Ritter nachgaben, zugleich diejenigen Tugenden zu schildern, durch deren mildern Einfluß ihre Stärke unschädlich und wohlthätig wurde. Nicht allein zeigt er ihnen im Vertrauen auf den obersten Herrn der Kräfte die vernünftigste Quelle des Muthes, und unterwirft Parcivals hohen Sinn, da er sich wider Gott erhob, der Sitte des Glaubens; er lehrt häufig die Demuth und Versöhnlichkeit, warnet vor dem Elend unempfindlich vorbeizugehen, lobt über alles, daß Parcival die eheliche Treue nie brach, und erhebt Keuschheit mit so besonderem Lobe, daß er auf der andern Seite den Mißbrauch der Stärke zu Befriedigung unerlaubter Lust als die äußerste Heruntersetzung des Rittercharakters darstellt. In einer meist sehr interessanten Darstellung der Abenteuer, und in häufigen Sprüchen, die er durch ihre Rundung unvergeßlich einzuprägen sucht, enthält sein Gesang das ganze ritterschaftliche Tugendsystem, wodurch der Adel sowohl der Schirm als die Zier der Menschheit werden mochte. Es ist besonders merkwürdig, daß er, bei vielem Religionsgefühl doch nicht allein der Tugend heidnischer Helden die geziemende Gerechtigkeit widerfahren läßt, sondern, welches weniger im Geiste jener Zeiten war, sich nicht vermißt, ihnen die Seligkeit abzusprechen; vielmehr scheint er von Gottes Allmacht zu glauben, sie wisse Mittel zum Lohne ihrer Tugend, wovon der Priester nichts vermuthe. Diese feinern Empfindungen scheinen aber meist alle auf morgenländischem Boden entsprossen. Es ist von andern bemerkt worden, wie viel die Kreuzzüge

beigetragen, die verwilderten Ritter des Abendlandes (wo der Einfluß weiland milderer Sitten durch den Lauf der Jahrhunderte sich verlor) für Tugenden empfindlich zu machen, welche sie bei der Tapferkeit für überflüssig hielten; so daß in derselben Gegend, wo die jüdische, die türkische und unsere Religion entstanden, auch Schildesamt veredelt wurde. Parcival aber, dieser Telemach seines Ordens, ist von Eschilbach, nach seinem eigenen Geständniß, nur übersetzt, scheint von dem edeln Herrn Kyot, einem Provençalen, den Eschilbach als einen Herzog in Catalonien anführt (man weiß, daß Catalonien und Provence gleichen Herrn hatten), in die europäischen Sitten umgemodelt, und soll ursprünglich in heidnischer (arabischer) Sprache zu Toledo gefunden worden seyn. Diese Umstände machen seine erste Gestalt schwer zu bestimmen; so viel hat nicht nur die verschiedene Religion, sondern zumal die Sitte der Tafelrunde, auf die Kyot ihn gestimmt, an demselben verändert. Aber in einzelnen Stücken läßt sich die Urkunde mit möglichster Zuverlässigkeit erkennen: sowohl wenn man einen Ton der Sitten antrifft, welcher unsern Rittern sonst fremd war, als besonders in dem allegorischen Theile und in allem Wissenschaftlichen. Vor allen Dingen ist in mehreren Rücksichten der mysteriose Gral merkwürdig, den Flegetonis in den Gestirnen sah, welcher durch derselben Zusammenstimmung dem keuschesten und edelsten Ritter vertraut wird, alles gibt, nährt, belebt, weissaget und unsterblich macht; um seine Erlangung dreht sich dieses ganze Gedicht; sobald ihn Parcival findet, gibt er das Reich auf; der Stein der Weisen ist eben der Gral; sie behalten ihn in ihrer maessenide, kein Unwürdiger mag ihn sehen; ihn ehren die templeise. (Ist er nicht ihre berühmte Weis-

heitstinctur?) Dann ist viel von Clinscor, des Zauberers, Macht; er hat aller guten und bösen Geschlechter Gewalt, welche wohnen vom Firmament bis an der Erde Ziel. Er ist (welches wohl Herr Kyot entdeckt) aus der terre de labour von Virgilius Nachkommen; doch, nachdem der König von Sicilien sich, eben so wie an Abälard Fulbert, an ihm gerochen, hat er im Lande zu Persien Zauber gelernt; seither übt er Menschenhaß. Der Nekromantie wird gedacht, aber häufiger der Gestirne, ihres Einflusses auf die Wunden, der geheimnißvollen Thiere und Wurzeln, und was alles von dem weisen Pietagoras Der ein astronomirrer was und allen andern Kennern der Verborgenheiten der Natur den Geweiheten geoffenbart worden. Von des Artus maessenie, der kein vilan, und eben so wenig ein unaufgenommener unwürdiger Schildesmann sich zu nahen getraut, welche auch gewisse Wahrzeichen hat, so daß die Briefe der Mitglieder wohl ohne Unterschrift ihres Namens erkannt werden, ist schwerer zu unterscheiden, ob und wie vieles uralt europäisch und was hinzugesetzt ist. Maessenie scheint nichts Anderes als Hausgenossenschaft zu bedeuten; es übt aber diese, auf dem Plan bei Diana's drun, auch jenseit Artus Gebiet, Gerichte und Herrschaft, wie sie einem Ordensmeister, nicht einem Landesherrn, zukommen. Die Namen mögen gedichtet seyn; zuverlässig sind es viele oder die meisten geographischen; aber zum Gemälde der Denkungsart und Sitten ist hier mit Beihülfe guter Kritik sehr viel zu lernen. Die Gränzen einer Anzeige machen unmöglich, diese merkwürdigen Züge, alles was die Geschichte der Sprache aufheitern kann, alle durch den Ausdruck oder den Sinn vortrefflichen Sprüche dieses Gedichtes anzuführen oder auch

nur anzudeuten. Zur Beurtheilung des geographischen Theils gehört vollends eine genaue Kenntniß des Morgenlandes in denselben Zeiten, und vieler nun vergessenen Ströme und Burgen Spaniens und Frankreichs. Man findet, in welchem Ruhme die Ritterschaft jeder Nation war (Wenn die von Portugal hie sind Die heissen wir die frechen); Spuren des bereits abnehmenden Glanzes verschiedener erschöpften Länder in Norden; Meldung des aufblühenden Arbeitsfleißes in Flandern und am Rhein, und einiger Zweige des Handels verschiedener Völker; die frühe Nachahmung der französischen Moden, und ihre Unnöthigkeit bei den Proben, welche in Vervollkommnung der Tänze der deutsche Witz von seiner eigenthümlichen Fruchtbarkeit auch in diesen Sachen gab. Es ist freilich mißlich, ohne Untersuchungen, die uns die Zeit nicht erlaubt, gewissen Schilderungen in diesem Gedichte ihr Vaterland anzuweisen; zu oft ist's ein regelmäßiges Gemisch von Wahrheit und Fabel, und man müßte wenigstens, entweder die morgenländische Urkunde oder doch Kyots Ausgabe zu Hülfe haben; doch wissen wir nicht, ob von Eschilbach so ganz versichert werden darf, daß er nichts Oberländisches eingemischt habe: die, lach genannte, Quelle Karnans hat uns an eine erinnert, welche zu einem Feensitze nicht untauglich scheint: Lac de Quarnans hieß damals der lac de Joux, zur selbigen Zeit kaum von den Jägern des Freiherrn von Lasarra entdeckt; nur ein Kloster belebte das todte hohe Thal; unten strömt eine außerordentlich schöne Quelle aus dem Fels, die gar wohl selbst lach genannt werden konnte, denn sie ist sein einziger Ausfluß; er filtert in dieselbe durch die verborgenen Ritzen des Berges herunter; die ganze Gegend ist einsam, romantisch. Romantisch

genug liegt auch Montsalvano, die Ritterburg, nachmals der Grafen zu Greyerz, nun gebrochen und ganz verfallen; sie hätte Eschilbachs Munsalvaesce seyn mögen, wovon er so viel singt; und wie wenn er, beredt in Klagen über unglückliche Minne, ein Fräulein von der hohen Burg hätte herunter zaubern mögen, und sein Land verschwur aus Verdruß des vergeblichen Beginnens. Wir brechen ab, um nicht selber in Dichtung zu fallen. Es ist klar genug, zu wie mancherlei Gebrauch dieses Buch nützlich ist. Ohne dasselbe kann das (unentbehrliche) Glossarium der Sprache unserer Väter nicht vollständig werden. Zur Historie ist es eine noch ungenutzte und in verschiedener Betrachtung nicht unergiebige Quelle. Am besten wäre, dem Eschilbach zu thun, wie er dem Kyot: Wenn dieses ausführlich, stark und wahr gezeichnete Muster der Adelstugend vermittelst einer so gelehrten als dichterischen Bearbeitung unserm Jahrhundert in dem ganzen Charakter derselben alten Zeit neu vorgelegt würde, niemand welcher Schildesamt liebt oder dem desselben Recht angestammt ist, würde es lesen, ohne zu empfinden, welche Denkungsart Enkeln solcher Väter ziemt, und alle Menschen (so träg in der Ausführung) sehen doch gern die Darstellung so seelerhöhender Gesinnungen.

Das Lied Herrn Hartmanns (der sich nannte auf daß wir Gott bitten für die Ruhe seiner Seele) singt eine unschuldsvolle Tugend, welche freiwillig das Leben hingibt für die Rettung eines Wohlthäters; Gott schenkt ihr das Opfer. Traurig und schrecklich zeigt Meister Gottfried, wie unmenschlich und unglücklich die Eifersucht macht. Jacob Appet erzählt eine Schalkheit, würdig im Decamerone zu stehen. Der Ungenannte scheint

vom Pfennig zu reden, wie der Fuchs von den Trauben, ganz ungeduldig, daß er so nothwendig ist.

8.

Berlin, bei Voß und Sohn, Decker und Sohn: *Oeuvres posthumes de* FRÉDÉRIC II., Roi de Prusse. 1788. XV Bände. 8.
Ohne Anzeige des Orts und der Verleger: *Oeuvres posthumes de* FRÉDÉRIC *le Grand*, Roi de Prusse. V Bände. 8.

Es würde unnöthig und fast ungereimt seyn, die Erscheinung der nachgelassenen Werke Friedrichs anzeigen zu wollen, da sie nicht so bald abgedruckt waren, als sie von dem ganzen lesenden Publicum in allen Ländern Europens mit heftiger Begierde gelesen wurden. Eine Beurtheilung derselben ist in mancherlei Rücksicht schwer; die historischen Details erfordern die genaueste Kritik; die eingestreuten Maximen, so sehr sie zum Theil denen der gewöhnlichen Menschen entgegen seyn mögen, reifes Ueberdenken, als Früchte theils des Genie's, dem nichts widerstand, was es überwältigen wollte, theils der langen Erfahrung des thatenreichsten Menschenlebens. Besonders ist nicht leicht, noch jetzt, ohne Verdacht, wenn auch nicht von Schmeichelei, aber doch von verblendetem Enthusiasmus, den König nach Würden zu loben, oder auf der andern Seite an dem etwas Tadelhaftes zu bemerken, welchen so viele Tausende anbeten. Doch da es einmal im Plan der allgem. Literaturzeitung ist, vorzüglich solcher epochema-

chenden Werke ausführlicher zu erwähnen: so wollen wir ihn, den Einzigen, mit so unbefangenem Blick ins Auge fassen, wie Er vor 30 Jahren das verschworne Europa; den Inhalt beider Sammlungen darlegen, und von jedem Stück den erhaltenen Eindruck und die wichtigsten Bemerkungen, die es in uns hervorbrachte, nicht ausführlich vorlegen, aber andeuten, sine amore vel odio, wie er selbst meist geschrieben. Wir wollen suchen, dem Plan eines literärischen Journals gemäß, in Friedrich bloß den Schriftsteller zu betrachten, den Mann und seine Thaten nur, insofern sie der Gegenstand dieser Werke sind. Vielleicht überschreitet unsere Recension die Gränzen einer gewöhnlichen; dieses aber wollen wir uns jederzeit erlauben, so oft von einem solchen König zwanzig Bände so höchst merkwürdiger Schriften erscheinen.

Um einige Ordnung zu beobachten, wollen wir die Werke ähnlichen Inhalts zusammen stellen; zugleich aber eine tabellarische Uebersicht beider Sammlungen voransenden, die Berlinische nennen wir A, die andere B.

I. Geschichte.

1. Histoire de mon tems. A. t. I. II.
2. — de la guerre de sept ans. A. t. III. IV.
3. Mémoires depuis la paix jusqu'en 1778. A. t. V. 1—218.
4. Mémoires de la guerre de 1778. A. t. V. 219—290. mit Beilagen bis S. 354.
5. Correspondance avec le Général Fouqué. B. t. V. 1—312.
6. Considérations sur l'état de l'Europe en 1736. A. t. VI. 1—52.
7. Reflexions sur Charles XII. B. t. V. 313—340.

II. Staatswissenschaft.
8. Essai sur les gouvernemens. A. t. VI. 53—88.

III. Philosophie.
9. Examen critique du système de la nature. A. t. VI. 139—168.
10. Sur l'innocence des erreurs de l'esprit; ibid. 189—218.
11. Pensées sur la Religion. B. t. IV. 185—320.

IV. Schöne Wissenschaften.
12. Dialogues des Morts. A. t. VI. 89—138.
13. Avant-propos de la Henriade: ibid. 169—188.
14. Epitres à Jordan; ibid. 219—329.
15. Poésies; A. t. VII. VIII. 1—136. B. t. IV. 321—347.
16. Le Palladion; B. t. IV. 1—184.
17. Tantale en procès; B. t. III. 381—426.
18. L'Ecole du monde; B. t. IV. 349—427.

V. Vermischte Schriften.
19. Lettres à Jordan; A. t. VIII. 137—220. Antworten. XII. 91—266.
20. — à Voltaire. A. t. VIII. 221. IX—X. 158. B. t. I. II. III. —310.
21. — à la Marquise du Châtelet; A. X. 159—196. Antworten XII. 267—312.
22. — au Marquis d'Argens; A. t. X. 197—348. die Antworten XIII.; lettre de la Marquise. XII. 313—316.
23. — à d'Alembert, A. XI. XII—60. die Antworten XIV. XV—236.
24. — mêlées. XII. 61—90. Antworten XV. 237—284.
25. — à Darget et les reponses; B. III. 311—378.

Geschichte.

I. *Histoire de mon tems;* die zwei ersten Bände der Berliner Sammlung; 288 und 331 Seiten.

Inhalt. Schilderung des Zustandes von Europa im Jahr 1740, von S. 1—116. Der erste schlesische Krieg, bis zu Ende des ersten Bandes. Der ganze zweite Band enthält nach zweckmäßiger Darstellung der Begebenheiten des Zwischenraums 1—96 den andern Krieg.

Das Gemälde von Europa 1740 ist an sich mit Wahrheit, oft unerwarteter Bestimmtheit, einer Freimûthigkeit, welche sich bisher nicht leicht ein ungekrönter Schriftsteller unter uns erlaubt, mit Feuer, Geist, und allem Glanz der Beredsamkeit entworfen. Es ist Friedrichs Erstling in der Historiographie; man sieht den Jüngling; aber welch einen? Seine Fehler selbst sind charakteristisch: er hatte einen Blick, der bei einem Gegenstand selten lang verweilte, weil er ihn schnell durchdrang und schätzte; sofort war er sein, und ging über in die Masse von Kenntnissen, aus denen sich dann in seiner Seele ganz eigene Ideen bildeten. Daher im Außerwesentlichen oft Uebereilungen, die nur ihm zu vergeben sind, welcher hier offenbar ohne vieles Nachschlagen, meist nur aus sich, nach den einmal gefaßten Begriffen, schrieb. Dem ersten König von Sardinien gibt er den Namen des zweiten, diesem den des ersten; aber ihre Macht beurtheilt er desto richtiger. Was kümmert's ihn, daß er dem letzten Medicis irrig den Namen Cosmus gab? und ebendenselben Kurfürsten von Mainz S. 77 Eltz und an einem andern Orte Schönborn genannt? Er hat darum nicht weniger wahr von ihm geurtheilt. Nur von der Schweiz finden sich S. 80 f. neun, zum Theil politische und statistische Irrthümer, welche in Erwägung der

Wahrheit, womit er von den übrigen Staaten schreibt, auffallen. Allein da, wie wir mehrmals erinnern werden, alle seine Wissenschaft auf Anwendung im Leben ging, und er (seine Erholungsstunden ausgenommen) nicht leicht etwas erforschte, was ihm nicht als König oder Mensch von praktischer Wichtigkeit war, so folgte er in Ansehung dieses Landes, welches mitten in Europa immer ganz außer dem Spiel bleibt, ohne weiters den damaligen Vorurtheilen (die Schweiz könne hunderttausend Mann stellen, dieses Heer drei Jahre unterhalten u. s. w.); die, welche um ihn waren, hatten weder die Kenntniß, noch vielleicht die Wahrheitsliebe, sie zu berichtigen. Daß der Stadt Constantinopel zwei Millionen Einwohner gegeben werden, ist S. 88 wohl Schreib- oder Druckfehler. Vielleicht wird von einigen unter die hauptsächlichen Irrthümer gezählt werden, daß er so verächtlich vom Reich geurtheilt. Es ist wahr, daß der König in Fällen, wo desselben gedacht wird, sich nicht selten bittere Satyre gestattet (S. I, 78. Un ministre envoyé à Ratisbonne est l'équivalent d'un mâtin de basse-cour, qui aboye à la lune; und viele solche Stellen). Aber die Gründe dieser Nichtachtung, welche bei eben dieser Stelle angeführt werden, sind nur allzu wahr; und wie konnte ein König, bei dem alles That und in jeder That Plan war, eine Versammlung anders betrachten, von der ihm nur hin und wieder das Fragment einer Handlung vorkam, welche Zahl, Solennität, Phraseologie und so vieles hatte, worauf er nicht hielt, das aber, was ihm am theuersten war, Zweck und System, gerade nicht! Auch ist kein Zweifel, daß die Theil II. S. 73 befindliche Anmerkung seinem Patriotismus, als König von Preußen und als Deutscher, manch-

mal widerlich aufgefallen seyn muß: On s'étonne avec raison, en considérant la hauteur et le despotisme avec lesquels la Maison d'A. avoit gouverné l'Allemagne, qu'il se trouvât des esclaves assez vils pour se soumettre au joug qu'elle leur imposoit: et cependant le grand nombre étoit dans ces sentimens. — Hierbei müssen wir die Leser erinnern, daß dieses Gemälde Europens im Jahr 1746 gezeichnet, und wenig oder gar nicht seitdem verändert worden: daher auch, z. B. von Holland und Schweden, Schilderungen, die jetzt gar nicht mehr passen. Eben so wie S. 76 vom Kurfürsten von Köln gesagt wird, er sey nicht reicher als der von Mainz (weil er nämlich zur selbigen Zeit noch viele andere Bisthümer zugleich hatte). — Wir eilen zur Historie selbst.

Diese tragen wir kein Bedenken, ein classisches, des Alterthums würdiges Werk zu nennen. Zwar könnte die fast durchgängig herrschende hohe Einfalt, die Würde des Tons, die Präcision des Ausdrucks und die ganze Anlage zum Beweis dieses Lobes angeführt werden. Allein der König ist in diesem Werk den Alten in weit wichtigern und ihnen eigenthümlichern Rücksichten ähnlich. Zuerst, und vornehmlich, in dem großen public spirit, in dem Vaterlandsgeist, wenn wir so sagen dürfen, der uns bei jenen zu Bürgern Athens und Roms umzaubert, und wie vielmehr in Deutschen wie besonders in Preußen, wie ganz eigenthümlich in den Herzen preußischer Krieger, bei Lesung dieses Buchs, auflodern muß. Man sieht allerdings überall den König in allen Zweigen des Wirkungskreises, worin er lebte; wie konnte dieses anders seyn! Hingegen seine Siege, das ganze Glück seiner Waffen, zumal die Rettung von den gefährlichen Folgen mancher militärischen

Fehltritte — alles dieses ist nicht des großen Friedrichs, es ist das Verdienst des preußischen Heers: Une pareille armée est capable de tirer un Général d'embarras; et le roi lui avoit plus d'une obligation en ce genre; I, 259. Le monde ne repose pas plus sûrement sur les épaules d'Atlas, que la Prusse sur une telle armée; II, 215. Le Soldat prussien est vaillant sans être cruel; on l'a vu donner des preuves d'une grandeur d'ame qu'on ne devroit pas attendre de gens de basse condition; II, 262. Les Prussiens ne combattent que pour l'honneur. Le principe de leurs succès doit s'attribuer uniquement à l'ambition des officiers, comme à l'obéissance des soldats; II, 315. Toutes les parties du militaire concouroient avec une même ardeur à l'affermissement de cette discipline, qui rendit autrefois les Romains vainqueurs de toutes nations; I, 288. Doch nicht aufs Heer schränkt sich diese Denkungsart ein: alle Eroberungen, Siege, und Friedensarbeiten sind nicht für den König und seinen Ruhm, sondern für das Vaterland, für den preußischen Namen, unternommen worden.

Oft sagt er dieses; und eben dieses Werk ist so ganz in diesem Geist, so unterrichtend für den Geschäftsmann und Soldaten, und so wenig schmeichelhaft für ihn selbst geschrieben, daß man wohl sieht, entweder sey wirklich das Vaterland sein Hauptaugenmerk gewesen, oder er habe gefühlt, es gebe für ihn keinen größern Ruhm, und nichts sey auch politisch wichtiger für seine Macht, als wenn er über dem Vaterlande sich ganz zu vergessen scheine.

Daher Urtheile über seine eigenen Thaten, so streng, wie sie nicht leicht ein anderer über den

großen Mann zu fällen gewagt haben würde. Nicht genug, daß er, wie bei Sorr, II, 259, die längst gemachten Kritiken durch freies Geständniß bekräftiget (wie er auch bei Mollwitz die ihm oft vorgeworfene Flucht nicht verhehlt, aber erklärt: Le Roi, qui croyoit rallier la cavallerie comme on arrête une meute de chiens, fut entrainé dans leur deroute jusqu'au centre de l'armée; I, 162). Er bekennt aufs nachdrücklichste von dem Feldzuge des 1744sten Jahrs: qu'aucun Général ne commit plus de fautes que n'en fit le Roi dans cette campagne, qui fut son école dans l'art de la guerre, et M. de Traun, son précepteur; II, 141, 143. Bisweilen spricht er entschuldigend von seinen Fehlern, so daß jene Aeußerungen gewiß nicht in dem Gefühl geschrieben sind, er habe sonst so viel gethan, daß er keiner Vergebung bedürfe: Le Roi manquoit encore d'expérience; c'étoit proprement sa première campagne; I, 151. Er erhöhet auch so wenig den Glanz der Siege, daß er vielmehr den bei Mollwitz einem glücklichen Ungefähr, I, 159, die Anlage des von Hohenfriedberg der List, II, 214, zuschreibt; wie er denn alles überhaupt so klar, so frei und natürlich darstellt, daß das Wunderbare verschwindet, und jeder ihn so wohl begreift, daß man bald denken möchte, man würde nicht anders, als eben so auch gehandelt haben. Was, zum Erstaunen der Meisten, Viele, die ihn gekannt, oft versichert haben, daß er nämlich von Natur nachgiebig war, und nur durch die Reflexion auf seine Berufspflicht das Gegentheil geworden, zeigt sich auch in dieser Historie mehrmals; wie II, 108: Le Roi marqua dans ce moment trop de foiblesse; par condescendance pour ses alliés, il défére trop à leurs sentimens. Ueberall durch dieses Werk erkennt

man einen Mann, der, wie die großen Alten in patriotischer Absicht, und nicht sowohl für schnelles Lob, als für die Unsterblichkeit seines Namens, geschrieben (wie Thucydides, *κτημα εἰς ἀει μαλλον ἠ αγωνισμα εἰς το παραχρημα*). In der That verbirgt seine Einfalt unglaublich viele — Kunst möchten wir nicht sagen, damit niemand an mühsame Ausarbeitung denke; wohl aber — Gedankenreichthum; da oft in einem Beiwort etwas Wichtiges verborgen liegt, und überhaupt kein Wort vergebens da ist.

Hieraus ist leicht abzunehmen, wie lehrreich dieses Werk für den Kriegsmann sey. Der König zeichnet aufrichtig den Gang von Erfahrungen, durch deren Benutzung er der erste Feldherr seiner Zeit geworden. (Il apprit à Mollwitz à bien garnir les flancs; I, 250 u. s. f. Wir geben von jeder Bemerkung nur eine Probe.) Er zeigt bei jeder Schlacht, worin der Ueberwundene und gemeiniglich selbst auch der Sieger gefehlt (wie I, 165, 256); man hat oben gesehen, daß er sich nicht geschont; ebensowenig versäumte er, an den Feinden gute Anstalten zu loben. (Le plan de M. de Neiperg étoit sage et judicieux. Le parti de M. de Königseck étoit judicieusement pris.) Ueberhaupt ist besonders interessant, wenn er, oft mit wenigen Worten, bisweilen ausführlicher, seine und fremde Generale schildert; alles ohne eine Spur von Leidenschaft, indem er nicht leicht ohne Einschränkung lobt oder tadelt, und manchmal in der Geschichte eines einzigen Tages die gute und fehlerhafte Seite eines Officiers darstellt. Er zeigt, wie höchst sträflich, II, 299, der alte Fürst von Dessau handelte; und aus was für einer unerlaubten Quelle dieses Betragen herkam, II, 275; hierauf lobt er nicht nur seinen Sieg, II, 309,

son-

sondern entschuldiget, was ihm etwa noch zur Last gelegt werden möchte, 310. Und nicht kalt ist sein Dank, wo er ihn einem verdienten Officier gab: Un fait aussi rare, aussi glorieux (que ce que fit M. de Gefsler) mérite d'être écrit en lettres d'or dans les fastes prussiens; II, 212. Cette belle action (bei Solnitz) valut à Wedel le nom de Leonidas, II, 141. Le Marggrave Charles donna des marques de valeur digne du sang de son grandpère, l'electeur F. Guillh.; II, 196. Cet Officier (Fouquet) donna des marques de génie et de capacité pendant tout le cours de cette guerre; II, 267. Wie herrlich erzählt er Tauenziens That, II, 243; wie schön bemerkt er Möllendorfs aufblühende Größe? II, 246.

Er ist nicht sparsam, aus der Erzählung Regeln und Maximen, bald im didaktischen (II, 121), bald im sprüchwörtlichen oder sententiösen Ton herzuleiten. Es ist hier der Ort nicht, zu beweisen, daß man einem Geschichtschreiber, der in einer praktischen Absicht schreibt, von dieser und von der Sache durchdrungen ist, und welchem Herz im Busen schlägt, das Recht solche Reflexionen zu machen, wohl nicht nehmen kann (weil er sich's nicht nehmen läßt); aber hier sind sie vollends Theil der Geschichte, weil die Manier, wie Friedrich eine Sache angesehen und benutzt, so wichtig ist, als die Begebenheit selbst. Es ist zumal merkwürdig von diesem gelehrten Helden zu hören, wie viel die moralischen Dispositionen sowohl des Heers als des Landes zum Glück der Feldzüge thun. Oestreich würde weder Schlesien so leicht, noch im Jahr 1741 eben so schnell den größten Theil von Böhmen verloren haben, wenn seine Regierung sich weniger verhaßt gemacht hätte. Eben um die Seele, die er seinen Preußen so wunderbar zu geben wußte,

in denselben zu verewigen, darum schrieb er dieses Buch. Wer ihm in allem ähnlich seyn wollte, und vergäße, die Liebe und Verehrung des Volks zu erwerben, hätte, seinem Urtheil nach, wenig gethan.

Nicht minder frei und glücklich als die Officiers werden die Nationen, die Könige und Minister charakterisirt. Freilich wer ihn und die meisten von denen vergleicht, welche mit ihm an der Spitze der Völker standen; wer bedenkt, welche bittere Feinde, und kalte, ungetreue Freunde er hatte, und mit welcher Kraft er fühlte, wird nicht eben den panegyrischen Ton erwarten. Er ist auch um so sparsamer angebracht, da les caractères d'imbecilles, revêtus de la pourpre, de carlatans, couverts de la tiare, et de ces rois subalternes, appellés ministres dont bien peu méritent un nom dans les annales, I, 89. ihm kaum der Schilderung werth schienen. Er spricht also meist wegwerfend von denselben; hingegen verehrungsvoll von Männern, die durch sich etwas waren. Les talens distribués par la nature sans égard aux généalogies; I, 65.

Hin und wieder sind Anekdoten eingestreut, welche, zum Theil nur er wissen konnte, alle aber sind der Historie würdig, weil sie Zeiten, Menschen und vorzüglich ihn charakterisiren: z. B., wie Berlin erschrack, da gerade am Tage des Aufbruchs nach Schlesien eine Glocke herunter fiel, und er wieder Muth gab (cela signifioit l'abaissement de ce qui étoit élévé; or, la maison d'Autriche l'étoit infiniment plus que celle de Brandebourg, I, 135); das Billet, welches Valori aus der Weste fiel, wodurch Frankreich genöthiget wurde, auch Glatz zu garantiren; Bellisle's Unmuth, als er nicht wußte, wem er Mähren geben wollte; der

König, wie er Augusten von Sachsen die Landkarte zeigt; der übelbelohnte Patriotismus der Chateauroux; wie der König zu Dresden die Oper Arminius aufführen ließ, und hundert solche Züge. Ueberhaupt ist der politische Theil dieser Geschichte zwar wenig tröstlich (les souverains jouent des provinces et les hommes sont les jettons qui payent II, 214), aber desto unterrichtender. Man lernt, wie übel ein Staat, oder ein Mensch berathen ist, welcher seine Stärke in die Treue anderer, und nicht in seinen eigenen innern Gehalt setzt. Man sieht den König von seinen Bundesgenossen oft hintergangen, und (in diesem Kriege) nie wesentlich unterstützt; alles ersetzt seine ununterbrochene und allezeit systematische Thätigkeit: in den Waffen, in den Intriguen, in den Vatersorgen für Preußen, ist er immer derselbe; und wenn er auf wohlbedachte Gründe seinen Plan angelegt, so war (II, 221, 244, 283) weder der, auch noch so sichere und glänzende, Anschein eines Vortheils, noch eine Reihe von Schwierigkeiten fähig, ihn davon abzubringen. Wenn man mit dieser Beharrlichkeit seinen in der Historie überall hervorleuchtenden richtigen Blick verbindet, und bemerkt, wie er eben so wenig in Beurtheilung anderer, als in Bestimmung seiner eigenen Plane jedem Flug einer warmen Einbildungskraft folgte; so wird man, bei allem Schimmer seines Witzes, doch überzeugt werden, daß Verstand und Willenskraft eigentlich die Grundzüge seines Charakters gewesen.

Was bei andern seinen Werken hin und wieder unten vorkommen wird, mag beweisen, daß nicht Bewunderung uns bei diesem geblendet. Nur das ist nöthig, hier noch den allezeit rüstigen Nachahmern zu sagen (car, notre public est un peu

mouton), daß wenn einer aufstünde, der in eine Historie so viele Epigrammen hereinbringen wollte, als hier in der vorangehenden Schilderung sind, solche ganz vorzüglich seyn müßten, oder des Königs Beispiel würde ihn nicht schützen; non cuivis licet adire Corinthum.

Es werden sich vielleicht viele wundern, daß wir von des Königs politischer Moral geschwiegen, die freilich (Patriotismus und Königspflicht abgerechnet) in manchen Factis nicht eben so stark glänzt. Die Rechte an Schlesien mochten klar und zweideutig seyn; man sieht genug, daß nicht sie vorzüglich die Unternehmung bestimmt. Und in der Vorrede ist über die Haltung der Tractate ein Glaubensbekenntniß, welches die nicht eben ängstlichen Gewissen der Mächtigen dadurch noch erleichtert, daß ihre Politik hier öffentliche Stimme bekömmt, und ohne weiteres behauptet wird. — Allein wir halten dafür, daß nicht leicht einer solchen Dingen beipflichten wird, welcher nicht selbst oder in Compagnie von 200,000 Mann disponiren kann. Die, welche dieses können, hören uns nicht, und haben immer so gehandelt; die Schwächern sollen der Freimüthigkeit Friedrichs für die Warnung danken. Was brauchen sie weitere Zeugniß? Haben sie es doch vom Verfasser des Antimachiavell selbst gehört: Tractaten seyen gut, aber man müsse wissen sie zu behaupten.

An der Ausgabe dieses, wie überhaupt des historischen Theils der Werke des Königs ist zu tadeln, daß hin und wieder einiges unterdrückt worden, das man, zum Theil wenigstens, wohl hätte abdrucken dürfen. Auch ist z. B. etwas schwach, daß (eine Stelle ausgenommen) immer drei Sternchen stehen, wo jedermann sieht, daß der König den Grafen von Brühl genannt hatte.

Wir unterdrücken ungern sehr viele Bemerkungen über dieses Werk: aber die kommenden Geschlechter werden es analysiren und mannichfaltig bearbeiten; sie werden es so oft als den Cäsar und Polybius anführen.

II. Histoire de la guerre de sept ans; vollendet den 17 Dec. 1763. II Bände. 8. 358 und 428 S.

Ueberhaupt wird unter den Werken des Königs wohl keines begieriger vom größten Theil des Publicums erwartet worden seyn, und keines die Erwartung mehr trügen, als diese Geschichte des größten Krieges, welcher seit Hannibal und Scipio geführt worden ist.

Nach der anfänglichen Bearbeitung sollte dieses Werk dem eben recensirten an classischem Werth und Interesse gleich gekommen seyn. Man begreift aber leicht, wie, als das Manuscript von einem Hunde des Königs vom Schreibtische ins Kamin geworfen und größtentheils verbrannt worden, dem großen Verfasser zur zweiten, eben so sorgfältigen Ausarbeitung die Lust entfallen seyn mag. Er stellte eine Geschichte seines Krieges wohl her, aber mit eilender Feder, meist aus dem Gedächtniß oder nach trocknen Tagebüchern.

Er hatte den gedoppelten Zweck, zu zeigen, 1) daß er an dem siebenjährigen Menschenwürgen unschuldig, daß es das Werk seiner Feinde, seinerseits aber bloße Selbstvertheidigung war; und 2) aus unendlich mannichfaltigen Stellungen und Lagern ein System für den Krieg dieser Lande zu deduciren. Ohne ein zu großes Detail, wo nach Erwägung vieler hier nicht berührter Umstände und Aeußerungen der Mächte und Minister beurtheilt werden mußte, was wohl endlich hätte geschehen, oder unterbleiben können, läßt sich hier nicht sagen,

in wie fern der König jene erste Absicht erreicht habe. Auch ließen sich Einwendungen gegen seine Darstellung verschiedener wichtigen Thatsachen anführen. Aber das Wichtige bleibt immer, daß die Nachwelt nun den Gesichtspunkt hat, aus welchem Er seine damalige Lage betrachtet wissen wollte. Es ist, wie beim Lesen Cäsars, zumal de bello civili. In Ansehung der andern, militärischen Rücksicht, ist wohl von mehrern schon erinnert worden, daß er, auch wie Cäsar, was er selbst gethan, gemeiniglich mit genauer Treue, hin und wieder mit eben so charakteristischer Kunst erzählt, hingegen unvollständiger und nachlässiger, was er durch Hörensagen oder die Relation anderer vernommen. Wir wissen, daß er sich bemühete, die besten Berichte einzuziehen; es ist aber ganz möglich, daß, nachdem die meisterhafte Benutzung derselben, obgedachter Weise den Flammen zum Raub geworden, er aus mancherlei Ursachen, eben dieselben aufs neue einzuziehen, unterlassen, und nur dem Gedächtniß und magern Excerpten gefolgt. Ueberhaupt aber muß weder dieses, noch das vorige Werk nach den gewöhnlichen Regeln, wie eine andere Historie beurtheilt werden; zur eigentlichen Geschichte haben, und erwarten wir andere, in ihrer Art, bessere Quellen; hier spricht aber Friedrich, und jedes Wort ist wichtig, weil es von ihm; wenn er aus einem auch nicht genau erzählten Factum eine Regel zieht, so verdient sie darum nicht geringere Achtung; man sieht immer, daß der Sieger solcher Kriege diese Lehre für wahr hielt.

Tausende werden dieses Buch mit geringem Nutzen lesen; aber äußerst lehrreich werden die es finden, welche die Anstrengung der Aufmerksamkeit nicht scheuen, womit man, um Cäsarn zu benutzen, auf jedes Wort achten muß; bisweilen liegt

in einem Beiwörtchen viel. Unsere gewöhnlichen Schriftsteller (hievon viele der berühmtesten nicht ausgenommen) haben unser Publicum von der Kunst zu lesen ganz entwöhnt; wie wenige wissen ein Buch zu studiren! welches doch bei Originalwerken, wo ein großer Mann aus der Fülle seines Geistes schreibt, oder wo Gelehrsamkeit und Genie in viel sagende Worte lauter Gedanken zusammen drängen, durchaus nothwendig, und eigentlich das allein nützliche Lesen ist.

Wer sich zum Feldherrn bilden will, würde wohlthun mit diesem Buch Schlesien, Böhmen und Sachsen zu durchreisen, wie Rec. einst einen englischen General, dem Cäsar durch ganz Gallien folgend, angetroffen hat.

Diese Geschichte des siebenjährigen Kriegs warnt eben so viel, als sie lehrt. Sie zeigt, wozu den König seine außerordentliche Lage oft nöthigte, sie spricht entschuldigend von vielem, das er wagen mußte, auch wenn die Verletzung der sonst sichern Regeln ihm Siege verschaffte. An der Wichtigkeit solcher Fingerzeige wird nur der zweifeln, welcher nicht bedenkt, mit welcher Gefahr für das Vaterland manche Officiers hätten versucht werden können, zur Unzeit einem so glänzenden Beispiel zu folgen.

Die Lagen sind oft meisterhaft (III, 156), bisweilen auch nachlässiger beschrieben; da verschiedenes fehlt, oder (wie IV, 124) erst am Ende der Beschreibung nachgeholt wird. Vortrefflich die Schlachten. Zum Beispiel, wie meisterhaft die bei Kollin! III, 160 — 176. — (Solche große Augenblicke waren ihm lebendig in der Seele geblieben, daher der Darstellung nichts abgeht, obwohl er das zweytemal nicht mehr so con amore schrieb.) Roßbach, ibid. 212 — 221, ohne Hohn,

so aber, daß man die Ursachen und entscheidenden Bewegungen mit äußerstem Interesse, fast ohne Bewunderung (so natürlich scheint alles), aber mit der lehrreichsten Genugthuung lies't; Leuthen 235 — 246; nirgend überhaupt findet man die Grundsätze der schiefen Ordnung zu einer vollständigen Theorie so gut auseinander gesetzt, wie in diesen Büchern des Königs; der fürchterliche Tag bei Torgau, der über 33,000 Menschen Freiheit oder das Leben gekostet, IV, 170 — 172. Wir führen wenige an, aber die Schlachten sind alle ungemein gut erzählt. Nicht weniger die allgemeinen Plane (III, 139, 255. IV, 59, ꝛc.) und die aus der Erschöpfung, selbst durch Siege, unausbleiblich folgende Abnahme des innern Werths der Truppen; wie sie schon 1760 ein Gemengsel sächsischer Bauern und östreichischer Deserteurs geworden, und wo 52 Officiers stehen sollten kaum noch 12 waren; wie vor der Schlacht bei Liegnitz der König neunzigtausenden kaum ein Drittheil entgegen zu setzen hatte; und er doch hielt, bald unerschrocken stand, und nach Niederlagen mit unbezwungenem Heldensinn trotzte. Il ne lui restoit que deux alliés, la valeur et la persévérance, par le secours desquels il pût sortir honorablement de cette funeste guerre; IV, 79, 273.

Der König spricht, wie im ersten Werk, mit unrücksichtlicher Freimüthigkeit. Er tadelt streng (zur Warnung und Lehre), doch sich selbst so gut als andere. Ja er unterscheidet sehr billig, was Uebermacht oder unvorzusehende Zufälle gethan, spricht ohne Bitterkeit selbst von Uebereilungsfehlern, wenn Muth sie begangen, und verurtheilt (ohne Declamation, in einer halben Zeile) nur die, welchen Kopf und Herz zugleich gebrach. Er verhehlt nicht leicht, welchen oft entscheidenden

Antheil am Sieg seinem Seidlitz, oder Wedel, oder Ziethen zuzuschreiben gebührte. Man sieht nun deutlich, wegen welcher Dienste er diesen und jenen grauen General bis an seinen Tod, mit Freundschaft (Gnade wäre nicht das schickliche Wort) bis zur Zärtlichkeit überhäuft. Auch erhellet von Daun seine wahre Meinung, da er hier nicht, wie in jenen Briefen an Fouquet scherzweise schreibt. Man sieht Laudon sich bilden. Es würde leicht seyn, dieses alles durch Citate zu documentiren, und mit Mühe enthalten wir uns vieler Anmerkungen, um fortzueilen. Eine Recension kann unmöglich, wir wollen nicht sagen erschöpfen, was über diese Bücher zu sagen ist; wir können die Titel der Betrachtungen, wozu sie veranlassen, nicht alle anzeigen.

Das Interesse steigt gegen das Ende, wo die Lage des Königs Tag für Tag unhaltbarer wird, er zwar fest steht, aber nach und nach von allen Mitteln entblößt wird, England, oder vielmehr Bute, ihn schändlich verläßt (ja verräth; IV, 290 ff.), Colberg und Schweidnitz übergehen, die Hoffnungen Theresiens nicht ohne guten Grund aufs höchste gespannt sind; und plötzlich Deus ex machina rettet; Friedrich einen Augenblick mit unerwarteter Kraft neu bewaffnet entscheidendere Siege droht; gleich schnell wieder sich selbst überlassen, in der Ungewißheit künftigen Schicksals derselbe bleibt, und endlich den Frieden ertheilt.

Dieses alles erzählt er mit eben dem Gleichmuth, mit der felsenfesten Geistesunerschütterlichkeit, welche er bei den Begebenheiten selbst gezeigt. Es ist endlich, als wenn er an den menschmöglichen Ressourcen der Klugheit und Kriegskunst ermüdet, sie wirklich aufgegeben, und sich überzeugt gehalten

hätte, daß nur un jeu du hazard, un je ne sais quoi (nach seiner Denkungsart) alles wendet und führt, uns aber bloß der Ruhm des Ausharrens bleibt. Quelqu'étendu que soit l'esprit humain, il ne sauroit pénétrer les fines combinaisons, qu'il faudroit prévoir pour arranger les evénemens qui dépendent des futurs contingens; IV, 415. Tels sont les jeux du hazard, qui se riant de la vaine prudence des mortels, relévent les espérances des uns pour renverser celles des autres, IV, 303 — 410 etc.

Zuletzt macht er einige allgemeine Bemerkungen; schätzt hierauf den erlittenen Verlust aller kriegführenden Mächte (überhaupt sind 853,000 Mann auf die Todtenliste gekommen; von seinem Heer 180,080; Oestreicher 140,000; Russen 120,000; Reichsvölker 28,000; Schweden 25,000; Franzosen 200,000; Engländer und Alliirte 160,000), thut Meldung der allgemeinen Erschöpfung und besonders der Verwüstung seiner eigenen Staaten, und schließt wie mit einem tief aus der Heldenbrust geholten Seufzer:

„Veuille le Ciel (si la Providence abais„se ses regards sur les misères humai„nes) que le destin de cet Etat mette les Sou„verains, qui le gouverneront à l'abri des ca„lamités, qu'il a souffert dans ces tems de sub„version et de troubles, pour qu'ils ne soyent „jamais forcés de recourir aux remè„des violents et funestes dont on a „été obligé de se servir contre la haine „ambitieuse des souverains de l'Europe, qui „vouloient anéantir la Maison de Brandebourg, „et exterminer à jamais tout ce, qui portoit „le nom Prussien.“

III. Mémoires depuis la paix de Huberts-

bourg en 1763 jusqu'à la fin du partage de la Pologne en 1775.

Diese Schrift, welche wegen ihres höchst merkwürdigen Inhalts von vielen zuerst und am begierigsten gelesen worden, enthält eine Darstellung der politischen Vorfälle des angegebenen Zeitraums von S. 13 bis 129, hierauf dessen, was der König zu Restauration und Verstärkung seiner innern Macht, im Finanzwesen und beim Heer, gethan, von S. 129 bis 185; endlich die Fortsetzung der politischen Geschichte bis auf die Erlöschung der bayerischen Linie des Hauses Wittelsbach, von S. 186 bis 218, so, daß diese Mémoires bis auf den 31 Dec. 1777 gehen.

So wichtig und interessant ist, was der König von seiner innern Regierung erzählt, wo der Held als ein wahrer Vater des Vaterlandes erscheint, und uns den Gesichtspunkt auch verschiedener nicht gebilligter Einrichtungen auf eine wenigstens unterrichtende Weise angibt; so hat gleichwohl dieser Theil der Mémoires nicht die vorzüglichste Aufmerksamkeit erregt. Wohl auch hauptsächlich deßwegen, weil der Minister, Graf von Hertzberg, über diese Gegenstände durch seine akademischen Vorlesungen das Publicum größtentheils schon befriediget hatte.

Hingegen die Geschichte der Theilung Polens ist in ihrer Art einzig, weil sie auf eine so authentische Weise mit einer so beispiellosen Aufrichtigkeit geschrieben ist. Es war Friedrichs würdig, nichts zu verhehlen, er zeigt sich, wie er war, um die Urtheile unbekümmert. Er konnte es auch um so eher thun, da er in der Vorrede der Hist. de mon tems über die Tractaten sein, freilich nicht auf's strenge Recht, gewiß aber aufs leidige Herkommen gegründetes politisches Glaubensbekennt-

niß abgelegt hatte, und im 2ten und 3ten Capitel dieser Mémoires wohl zeigt, welches die wahren, die sichern Stützen der Staaten sind, für welche zu sorgen weiser ist, als durch die Illusionen speculativer Sätze sich in den Schlummer der Sicherheit wiegen lassen.

Der König fängt an mit Versicherung einer getreuen Historie: Je n'ai jamais trompé personne durant ma vie; encore moins tromperai-je la postérité. Hierauf erzählt er, wie sofort nach dem siebenjährigen Krieg, und nach dem Tod Augusts Rußland sich an ihn gewandt, um einen König von Polen zu machen; wie durch diese beiden Mächte Stanislaus erhoben worden, dès longtems connu de l'Impératrice de Russie et dont la personne lui étoit agréable; wie hierauf Rußland und Preußen, Polen mit einander zu beherrschen, und bei seiner, ihnen, als ihm vortheilhaftern Verfassung, dem Veto, der Schwäche des Heers, und der Parteientzweiung zu erhalten suchen, wie die Conföderirten (offenbar mit Recht, obwohl aus Noth) mit Waffen der Schwärmerei sich widersetzt, und Frankreich (allerdings bei der Sache höchst interessirt), weil es mit eigener Macht nicht helfen konnte, die Türken erregt. Man sieht, nach diesem, durch den anfangs zu raschen Fortgang des russischen Glücks Wien und Berlin genähert; Negociationen; den Kaiser zu Neisse und Neustadt, und Heinrich zu Petersburg. Endlich, die Theilung; folgendermaßen:

Oestreich (es ist nicht eben klar warum? noch, warum eben jetzt?) bemächtiget sich des Ländchens Zips. Hierüber läßt sich Katharina vernehmen, que si la Cour de Vienne vouloit démembrer la Pologne, les autres voisins étoient en droit d'en faire autant. Nun läßt Preußen

eine Erklärung begehren, si ces paroles de l'Impératrice avoient quelque solidité? Die Theilung wird beschlossen, zwischen ihnen beiden. Der König, „um dem Hause Oestreich seine „Freundschaft zu beweisen, räth ihm, de s'étendre dans cette partie de la Pologne se- „lon sa bienséance,“ desto ungescheuter, da es andere auch thun werden. Fürst Kaunitz, der ein ganz anderes Project hatte, und Frankreichs Freundschaft einzubüßen besorgte, will nicht, ja er bietet an, Zips zurückzugeben. Der König läßt sich nicht décourager par ces bagatelles, und weil selbst Rußland noch zauderte, beschleuniget er dessen Entschließung. Nur Danzig will die Kaiserin ihm nicht lassen; doch comme il étoit évident que le possesseur de la Vistule et du port assujettiroit cette ville avec le tems, on jugea qu'il ne faloit pas arrêter la négociation pour un avantage, qui n'étoit proprement que différé. Die Russen überspannten die Forderungen zu leistender Bundeshülfe, der König verspricht tous les secours, im Augenblick da er sicher war, qu'il ne pouvoit plus en être question. Dem Wiener Hof drohet er, bis zuletzt Kaunitz, um Frieden zu haben, einwilliget. Nun aber fordert Oestreich zu viel. Gleichwohl gibt Friedrich nach; die Augenblicke waren zu kostbar, um genau zu messen. Der Tractat wird geschlossen. Nous ne voulons pas détailler ici les droits. Die Polen firent les revêches; ce sont des têtes sans dialectique. Aber sie müssen gehorchen. Die drei Höfe sind übrigens nicht weniger als auf dem Fuß des Vertrauens und guter Freundschaft; aber Erschöpfung, Furcht und Klugheit hindern einen Bruch. Und hier endiget Friedrich, mit der Reflexion: Il est des hochets pour tout âge; l'amour pour les ado-

lescens, l'ambition pour l'âge mûr, les calculs de la politique pour les vieillards.

Diese Mémoires bleiben immer eine Wohlthat für die Menschheit, gleich so wie ein gewisses ehemals von Friedrich widerlegtes Buch, wo die Eroberer eben auch dargestellt werden, wie sie sind.

IV. Mémoires de la guerre de 1778. Womit verbunden Correspondance de l'Empéreur et de l'Impératrice Reine avec le Roi au sujet de la succession de la Bavière; und pièces authentiques de la négociation de Braunau.

Was der König im letzten Capitel der Mémoires n. III. von den Vergrößerungsplanen des kaiserlichen Hofs erzählt, verbindet nun dieses mit jenem Werke. Er stellt mit Einfalt ohne alle Kunst der Rede dar, wie der unerwartete Tod Maximilian Josephs und Oestreichs Unternehmung alle Cabinette bewegt, er aber den Federkrieg zu verlängern gesucht, bis er sowohl Frankreichs als der Russen Gesinnung erforscht. Nachmals unterrichtet er von seinem Plane und von den Umständen, welche ihn sowohl zu Veränderung desselben als anderer militärischen Maßregeln genöthiget; Umstände, welche theils im 7jährigen Kriege nicht waren, theils von der Natur dieses nie mit ganz determinirtem Eifer, noch weniger mit (unnöthiger) Kühnheit und Darstellung von ihm (im geschwächten Alter) geführten Kriegs herkamen. Die Stellung der Feinde fand er zu einem Defensivplan sehr gut; sonst ist er eher sparsam im Lobe ihrer Manier, und einmal, wo er der Begebenheit von Neustadt erwähnt (281), spricht er davon mit Empfindlichkeit. La postérité pourra-t-elle croire etc. Die Erzählung der militärischen Bewegungen untermengt er mit Nachrichten von den kaum je unterbrochenen Friedenshandlungen. Die

angehängten Actenstücke documentiren dieselben. Andere sind bloß erwähnt; z. B. 249 der Brief des Kaisers an Maria Theresia. „Wenn sie Frie„den mache, so komme er nie wieder zu ihr; wolle „lieber zu Aachen oder in einer andern Reichsstadt „sein Leben zubringen.“ Endlich folgt der Teschener Frieden, vorzüglich bewirkt durch die Beilegung der zwischen den Türken und Russen obschwebenden Streitigkeiten. Verschiedene Officiers erhalten auch in diesem Buche das erstrittene Lob: am jeztregierenden König wird seine Wachsamkeit, seine Thätigkeit und Geschicklichkeit guter Dispositionen gerühmt; überhaupt geurtheilt que les Prussiens avoient l'avantage toutes les fois qu'ils pouvoient combattre en règle, et que les Impériaux l'emportoient pour les ruses, les surprises et les stratagèmes.

V. Lettres du Roi de Prusse et du Général Fouqué. Voran, Vie de ce Général, von einem Ungenannten.

Diesen Theil der königlichen Correspondenz recensiren wir darum besonders, weil Kriegsgeschichte so ganz ausschließend sein Inhalt ist. Das voranstehende Leben ist von einem Verehrer des Generals, aber, so viel aus den Actenstücken selbst erhellet, ohne Schmeichelei noch übertriebenes Lob geschrieben. Die Briefe fangen vom 25. Sept. 1758 an. Die allermeisten bis auf seine Gefangennehmung (S. 213) sind bekanntlich schon im Jahre 1772 erschienen; aber sie erhalten durch das Vorhergehende und Nachfolgende nun ganz neuen Werth. Der erste enthält als Beilage des Königs réflexions sur les changemens à faire dans la façon de faire la guerre, die wir immer als eine seiner allervorzüglichsten Schriften betrachtet haben, und worin auf 16 Seiten mehr liegt, als in manchem

berühmten und weitläufigen Werk über die Kriegskunst. Man sieht hier den ganzen scharfen Blick und Verstand, auch die ganze Seele des Königs, aus deren Fülle sich diese Schrift gleichsam ergießt, von jenem Anfange an: Qu'importe de vivre, si on ne fait que végéter! qu'importe de voir si on ne fait que d'entasser des évènemens dans la mémoire! etc. Auch sieht man aus diesen Gedanken, wie es kam, daß im Jahr 1778 der König nicht rascher zu Werke ging; er würde auch in jenem großen Kriege viel weniger aufs Spiel gesetzt haben, wenn die Menge der Feinde ihn nicht gezwungen hätte, wider die Regeln zu handeln. Jeder Krieg hat seine eigene Manier.

Gleichwie überhaupt ein Auszug dieser Schriften, welche die Welt in allen Jahrhunderten lesen wird, unnütz wäre, Betrachtungen aber zu weit führen würden, so ist auch nicht möglich von den übrigen Briefen anders, als im Allgemeinen zu reden. Sie sind aus der Zeit, wo der König am unglücklichsten war. Sie zeigen aber nichts weniger als Niedergeschlagenheit, sondern eine mit höchster Geistesgegenwart auf jedes Detail gehende Wachsamkeit; eine Seele voll Feuer; eine gegen Männer von ächtem Verdienst unwandelbare Freundschaft, welche die vermeinte Rangsdignität ganz vergißt, und nur den Mann sieht. Keine Geschichte macht uns den König so gegenwärtig wie diese Briefe, wo man die tägliche Arbeit seines mit halb Europa ringenden Geistes sieht. Sie sind auch vortreffliche Muster des militärischen Briefstyls, wie die ad Atticum von Cicero größtentheils vom politischen Geschäftsstyl gegen Freunde. Die Briefe des Generals sind vollkommen im Ton und Geist der königlichen; man sieht ganz wohl, daß er ein Mann für Friedrich war; so ganz lebte er in seiner

ner Pflicht (welches gerade unter den Menschen das Seltenste ist). Dem Theil des Publicums, der diese Correspondenz gleichwohl minutiös und uninteressant finden möchte, wären wir geneigt, noch die Erinnerung zu geben, daß man sich im Krieg nicht alle Tage schlägt, und eben auch dieses die vorliegende Sammlung schätzbar macht, weil sie dem jungen Militär und andern Ununterrichteten einen Begriff gibt, von den eben so wichtigen Details, welche in Geschichtbücher nicht kommen können.

Sowohl die Lücken im Briefwechsel, als die Geschichte des Unfalls bei Landshut, sind vom Herausgeber meist (wo nicht überall) aus Originalrapports ergänzt, und recht sehr gut.

Als der König erfuhr, was bei Landshut geschehen, sagte er den Generalen: Fouqué est prisonnier, mais il s'est défendu en héros; S. 223. Die nach dem Frieden geschriebenen Briefe, des Königs mehr als zehn Jahre gegen den unbrauchbar gewordenen Krieger, der bald nicht mehr gehen, und endlich kein Wort mehr deutlich vorbringen konnte, fortgesetzte Beweise der zärtlichsten Sorgfalt und vertrautesten Liebe, sind allem, was von Trajan oder Heinrich IV bekannt ist, wenigstens gleich. Uns scheint dieser Theil der Correspondenz eines der nothwendigsten Stücke zur Beurtheilung seines Gemüthes. Was er den Gelehrten schrieb, und etwa gab, ist immer dem Verdacht ausgesetzt, er habe (zwar durch die löblichsten Mittel) der Nachwelt auch von dieser Seite in vortheilhaftem Lichte erscheinen wollen. Aber welche Celebrität konnte Friedrich von einem langsam dahinsterbenden Feldherrn hoffen, der nie Schriftsteller war, und in einer Landstadt ohne Akademie sein schwaches Alter einsam, und mit aller Gottes-

furcht eines wahren Christen, von der Welt unbemerkt verlebte! Woraus wohl anzunehmen, daß der König sein Herz gern mitgetheilt, aber durch die Erfahrung seiner langen Regierung immer überzeugter geworden, daß äußerst wenige es verdienten.

Nach diesen äußerst rührenden Briefen und der Beschreibung von Fouque's letzten Tagen, folgen einige Actenstücke des von Friedrich noch zu Rheinsberg gestifteten Ordens der Ritter Bayards.

Dieses Buch erregt ganz andere Empfindungen als die Geschichten der Thaten des Königs; aber letztere geben der hier gezeigten Güte ihren Werth. Die höchste Güte ist bei der höchsten Weisheit und Kraft.

VI. Considérations sur l'état présent du Corps politique de l'Europe. Geschrieben 1736. Ein Werk der Jugend; aber man erkennt den jungen Hercules. Diese Schrift ist eine interessante Darstellung, wie derjenige sich im Stillen gebildet, welcher nachmals den Ton unter den Mächten angab, und mehr als je ein König auf die Menschheit wirkte. Das Geheimniß bestand in seinem genauen Studium der alten Geschichte und in einer scharfsinnigen Anwendung derselben auf die neuesten Begebenheiten. Die Alten verdienen, zumal wegen des, sie charakterisirenden, praktischen Verstandes mehr als irgend eine Classe der Neuern die Grundlage der Erziehung eines Mannes zu seyn; da sie unsere Vorurtheile nicht haben, so gewähren sie gleichen Vortheil wie Reisen unter fremde Nationen, und (welches das Schätzbarste) sie sind voll Vaterlandsgeist. Der junge Friedrich, ihr Schüler, sah in Frankreichs Politik jene macedonische, und hielt sie für weit gefährlicher als Oesterreichs Plan der Unterwerfung Deutschlands,

weil der Stolz des Wiener Hofs und seine Uebereilungen allemal zur rechten Zeit wider sein System waffne. Seine eigene Denkungsart gibt er nur im Allgemeinen zu erkennen: doch scheint, er hätte damals gewünscht, einst als deutscher Patriot ein Gleichgewicht zwischen diesen beiden furchtbaren Mächten zu behaupten; das aber sieht man klar, daß er sich mit dem hohen Ideal der Königspflichten ganz erfüllt hatte. Man findet auch eine unerwartete diplomatische Kenntniß der Reichsgesetze und Friedensschlüsse in dieser Schrift, richtige und große Aussichten und Grundsätze, und eine tiefe Verachtung saumseliger Fürsten.

VII. Réflexions sur le caractère et les talens militaires de Charles XII. (Geschrieben im Jahre 1760).

Schon vor einiger Zeit war diese Schrift erschienen; ihren Werth haben wenige gefühlt, weil sie die Excerptensammlungen der Gelehrten mit keinen neuen Factis bereichert. Sie verdient aber alle Aufmerksamkeit, als eine Probe, wie der Geist Friedrichs die in der Historie hervorleuchtenden Charaktere großer Männer bearbeitete, und wie er zur Bildung des seinigen sie benutzte. Selbst Erfahrungssätze, die sonst nicht neu sind, bekommen in den Schriften eines großen Mannes gleichsam durch seine Unterzeichnung neue Autorität; indessen man darüber schnell wegsehen darf, wo sie einem armen Schriftsteller nur den Bogen füllen müssen.

Uns bestätiget diese Abhandlung das Urtheil Montesquieu's; Charles n'étoit point Alexandre, mais il eût été le meilleur soldat d'Alexandre. Der König zeigt, wie viel sein Verstand vermochte in jenem ersten Feldzuge, da er ihn hörte; wie aber die Leidenschaften seiner feurigen Seele ihn

gegen die natürlichsten Regeln mehr und mehr taub machten; wie er, der über alle Despoten despotisiren wollte, selbst über die Natur sich dessen vermaß, indem er bloß nach der Kraft seines Willens ohne einige Rücksicht auf die unübersteiglichsten Hindernisse und unentbehrlichsten Hülfsmittel zu Werke ging; und, da er im Anfang ein Scipio und ein Cäsar schien, am Ende weit unter Turenne und unter Alexander dem Großen war.

Es ist mehr in diesen zwei Bogen als in Voltaire's ganzem Buch, dessen Reflexionen auch zurecht gewiesen werden. Die Maximen und Bemerkungen sind keines Auszugs fähig, aber würdig, daß große Officiers dieselben studiren.

Staatswissenschaft.

VIII. Essai sur les formes de gouvernement et sur les devoirs des souverains; geschrieben 1781. Ein goldenes Buch, wenn je eines, von Menschen geschrieben, verdient, so zu heißen.

Nach mehr als vierzig Jahren der thätigsten Verwaltung, und einem halben Jahrhundert Betrachtung des Gangs der jetzigen und ehemaligen Staaten, zeichnet hier der König die Pflichten des Monarchen. In so fern diese erfüllt werden, gibt er, wie unter dieser Voraussetzung jeder thun wird, vor andern Formen allerdings der Monarchie den Vorzug. Le gouvernement est le pire ou le meilleur de tous selon qu'il est administré; 63. Er zeigt la seule manière, qui peut rendre bon et avantageux le gouvernement monarchique; 86. In dieser Billigkeit ist sein vielumfassender Geist sichtbar, der diese Verfassung nicht ausschließend nach dem schätzte, was sie durch ihn und eine beispiellose Reihe großer Vorfahren für seine Preußen geworden; so wenig er die re-

publicanische nach der Verderbniß und Schwäche beurtheilte, welche in diesem Augenblick der Charakter bei weitem der meisten Republiken ist. Wenn er sich tiefer eingelassen hätte, so ist wohl kein Zweifel, der große Mann würde entschieden haben, daß nach den Ländern, Völkern, Sitten und Zeiten auch die Formen verschieden seyn müssen; daß es aber in der Hauptsache auf den sie beseelenden Geist ankömmt, und nach dem Maße, sowohl der Freiheit als der Sicherheit, eine Verfassung glücklich oder das Gegentheil ist.

Es ist auf diese wenige Bogen ein unglaublicher Reichthum von Gedanken zusammengedrängt. Gleichwie der Marschall von Sachsen das Werk Onosanders bei sich zu tragen, und sein Brevier zu nennen pflegte, so sollte diese Abhandlung das tägliche Manual der Könige und Fürsten seyn. Von allem sagt er etwas, immer das Wesentlichste, und sichtbar das Resultat eigener Erfahrung. Wie viel ist in diesen Worten vom Krieg: Aujourd'hui l'habileté du Général consiste à faire ses troupes approcher de l'ennemi sans qu'elles soient détruites avant de commencer à l'attaquer. Pour se procurer cet avantage il faut qu'il fasse taire le feu de l'ennemi par la supériorité de celui, qu'il lui oppose; u. s. f.; in dem, was er S. 76 ff. von der Distribution der Auflagen (daß sie ja nicht auf Lebensbedürfnisse gelegt werden) so weislich und so väterlich erinnert; wie er S. 78 wider die Leibeigenschaft alles das Stärkste sagt, ohne zu vergessen, wie ungerecht und wie unweise seyn würde, sie auf einmal abzuschaffen; wie unwidersprechlich er S. 80 die so viel bearbeitete Frage der politischen Oekonomie über die Freiheit oder Einschränkung der Kornausfuhr in wenigen Zeilen entscheidet; wie wohl

er S. 81 ff. darthut, daß der Fürst gar kein Recht hat über die Denkungsart seiner Bürger, hingegen aber S. 84 ff. für die Sitten sorgen müsse. Die ganze Schrift scheint eine Frucht weniger Stunden, und ist ein Monument seiner Gesinnungen für Jahrhunderte.

Philosophie.

IX. Examen critique du système de la nature. Geschrieben 1771.

Des Königs Philosophie war, wie bei den großen Alten, zwar eine Frucht seines Nachdenkens und seiner Studien, doch so, daß ihr sein thätiges Leben eine praktische Stimmung gab. Daher vermochten Schriften, wie le système de la nature, bei ihm wenig, je mehr ihre Grundsätze seinen Erfahrungen und Ideen von den Bedürfnissen der Menschheit zuwider waren. Er zeigt hier, wie unvernünftig es ist, eine verständige Ursache des Weltalls zu läugnen; daß die Fatalität alle Grundvesten der Gesellschaft erschüttert, und der Mensch der Freiheit, welche er so sehr liebt, nicht absolut, aber bis auf einen hinlänglichen Grad genießt; daß die Moral der Bergpredigt, des Evangeliums überhaupt, rein und hoch, nicht verwechselt werden darf mit der Theologie und allen Mißbräuchen der Priesterschaft; besonders aber die Regierungen gar nicht so sind, wie, aus Mangel an Weltkenntniß, der Verf. des Natursystems sie schildert. Er erhebt sich wider den, in der That schlechten Ton unserer Zeiten, die großen Männer der vorigen herunter zu setzen. Endlich, da der Verf. wider die Erbreiche declamirt, führt Friedrich ihre Vertheidigung, doch so, daß er ihre Unvollkommenheiten nicht läugnet; nur will er qu'on ne propose pas des remèdes pires que les maux, et au défaut de pouvoir faire mieux qu'on s'en

tienne aux usages et aux lois établies. Seine Gedanken über diese Gegenstände sind nicht neu; nur gibt sein Originalgenie oft neue glückliche Wendungen, und für die Wahrheit sollte seine Stimme desto mehr vermögen, da bekannt ist, wie wenig er die Macht der Vorurtheile gescheut, wie wenig er selbst respectable Ideen, die ihm irrig schienen, geschont.

X. Dissertation sur l'innocence des erreurs de l'esprit. Eigentlich überhaupt vom Pyrrhonismus. In einem Dialoge, dessen Anlage mit den von Cicero Aehnlichkeit hat (nur daß bei diesem der berühmte Name seiner Interlocuturen der Beredsamkeit mehr Stoff und dem Ganzen ein eigenes Interesse gibt), wird gezeigt, erstlich daß wir nichts wissen; zum andern, daß das Wissen eben auch nicht unsere Sache zu seyn scheint, und endlich, daß unser moralischer Werth nicht hierauf beruhet. Alles dieses ist mit Geist und in einem angenehmen Vortrag unanstößig ausgeführt. Am wichtigsten ist, zu sehen, wie tolerant er eben durch diese Denkungsart wurde. Da der König über die Nothwendigkeit der vollkommensten Erfüllung der großen Pflichten seines Standes gewiß nie der Zweifelsucht Platz gab, so war seine Gleichgültigkeit über Speculationen allerdings nicht nur unschuldig, sondern gut. Was würde nicht geschehen seyn, wenn er ein Dogmatiker gewesen wäre, und mit jener Kraft seines Charakters die Macht seines Scepters hätte geglaubt anwenden zu müssen, um zu seinem wahren oder falschen System alle zu bringen, über die sich seine Gewalt erstreckte! Die Könige müssen Gott nachahmen, der die Wahrheit weiß (weil er sie ist), und den Irrthum doch so duldet, daß er auch zur besten Religion die Welt nicht wider ihren Willen vereiniget.

XI. Pensées sur la religion.

Unmöglich kann diese Schrift, wenn sie von dem König ist, so wie wir sie hier lesen, aus seiner Feder geflossen seyn. Einerseits citirt er eine Menge Stellen lateinisch nach der Vulgata; er, der an protestantische Uebersetzungen gewöhnt war, und nicht lateinisch verstand. Er spricht überhaupt wie ein Katholik: Si vous voulez que je regarde l'église catholique comme la seule véritable etc.; 263, il y a eu des martyrs même chez les Turcs, les Calvinistes etc., 242; von den sieben Sacramenten, 278 u. s. f. Er spricht wie ein Franzose: les conciles ne valoient pas une de nos assemblées du Clergé, 265 u. s. w. Auf der andern Seite findet sich vieles in seine Manier ganz wohl Passende; doch nicht hinreichend für einen evidenten Beweis. Daher uns ungewiß bleibt, ob diese Schrift von einem andern ist, oder ob die Grundzüge, ob der Hauptinhalt ihm zugehört, er aber, um, aus vielen guten Gründen, sich nicht als Verfasser zu verrathen, einem französischen schönen Geist aufgetragen, durch oberwähnte Einstreuungen das Publicum zu derontiren *).

Dem sey wie ihm wolle, sie ist voll seiner Gesinnungen, da sie alles aufs Praktische zurückführt, von der christlichen Religion aber so urtheilt, wie, in einer andern Schrift, der König von der deutschen Literatur; nämlich nach den theologischen Ideen der Jahre 1730 u. f.

Sehr wahr und geistreich hat ein Prediger zu

*) Diese Pensées sind bekanntlich das Werk eines Franzosen, der sie 1745 unter dem Titel: Examen de la religion, als eine Arbeit des S. Evremond herausgab. Hier sollen sie etwas vermehrt seyn. A. d. H.

Berlin geurtheilt: daß, nachdem der König in der Kindheit vernünftig unterrichtet worden, andere Theologen in den Jahren der Entwickelung seiner Geisteskräfte das Schiff mit so vielem Ballast überladen, daß es anders nicht als sinken konnte. Wenn man dabei überlegt, welchen Eindruck auf seinen emporstrebenden Geist machen mußte, auf der einen Seite Männer ohne Genie, ohne Eleganz, ohne Namen, auf der andern Seite solche, die dieses alles (vom ersten wenigstens den Glanz) im höchsten Grade hatten, beschäftiget zu sehen, jene, ihn unter das Joch der Orthodoxie und einer ängstlichen Andächtelei zu beugen, diese, ihn loszureißen, und frei und kühn die Bahn der größten Helden und Weisen unter dem Zujauchzen der aufgeklärtesten Menschen durchlaufen zu machen; — was mußte der Erfolg seyn! Es kam überdem hinzu, daß die Sterblichen immer geneigt sind, sich Gott nach ihrem Bilde zu denken. Der König von Preußen, der in seinen Staaten, der besonders dem Heer, nichts vergebens gebot, bei dem in allen möglichen Dingen wollen und ausführen einerlei war, konnte sich in den Plan der Vorsehung mit der moralischen Bildung unseres Geschlechts nicht finden; ihm schien so viel unzweckmäßig, und der ganze Gang zu langsam; ihm hätte es militärischer zugehen müssen, im Universum wie zu Potsdam. Ueber dieses fehlte ihm alle Kenntniß todter Sprachen, so daß er sich so wenig als Voltaire in die morgenländische Darstellung zu finden wußte. Gewohnheit und herrschender Ton thaten das Uebrige.

Man wird in dieser Abhandlung viel Wahres antreffen, das ein Christ, welcher seine Religion aus der Quelle kennt, und in letzterer das

Wesentliche von Einkleidung und Nebensachen zu unterscheiden weiß, ganz gern auch annimmt; vieles, das die protestantische Kirche lange gesagt, noch mehr das beim Fortgang der Denkungsfreiheit und ächten Bibelstudiums zur öffentlichen Meinung geworden; hinwiederum auch Einwürfe, die sich nicht so leicht beantworten lassen; eben wie auf der andern Seite Raisonnements, welche dem König eine gute Philosophie bei ganz uneingenommenem Geist sehr wohl hätte widerlegen können.

Daß die Formen der Religionsdarstellung nach den Zeiten verschieden sind (indessen das Wesen bleibt), hieran wird sich nur der stoßen, welcher das Menschengeschlecht nur in einer Lage und nur einen Augenblick existiren lassen möchte; so wie nur der sich ärgern wird an den schwer zu beantwortenden Einwürfen, welcher nicht bedenkt, wie unvollkommen alle unsere Kenntniß, zumal von so hohen Gegenständen ist. Und die Fehlschlüsse des Königs können über jene trösten. Kein System ist ohne Schwierigkeiten; die Vorsteher des gemeinen Wesens haben bloß zu betrachten, ob dieses oder jenes die Ruhe der Gesellschaft nicht störe; der Privatmann aber wird wohl thun, dasjenige zu wählen, worin er fü s thätige Leben die meiste Stärkung, und im übrigen am meisten Beruhigung findet. In jenem, als Regent, hat Friedrich ein Muster gegeben; für sich hat er gewählt; wie gut und schlecht? das richte Gott.

Ein Auszug dieser Abhandlung wäre unnütz, eine Beleuchtung derselben zu weitläuftig.

Gleichwie Caracalla vermeinte Alexander zu seyn, wenn er den Kopf auf die linke Schulter neigte, so ist kein Zweifel, daß auch viele die Religion verachten werden, um etwas mit Friedrich gemein zu haben. Allein das Ganze macht den

Mann; unsertwegen mögen sie auch hierin den König nachahmen; sie müssen aber alsdann auch den vollen Umfang mannichfaltiger schwerer Pflichten mit eben derselben Wachsamkeit, Geistesanstrengung und Selbstüberwindung, wie der große Friedrich, vollstrecken; oder sie haben von ihm gerade so viel als Caracalla vom Alexander gelernt.

Schöne Wissenschaften.

XII. Dialogues des morts.

Der erste zwischen Marlborough, Eugen und Fürst Wenzel Lichtenstein, die feinste Satyre, voll Wahrheit. Wer wird dem großen Mann nicht von Herzen beipflichten, da er mit beißender Ironie die Modephilosophen aushöhnt, welche zum Ruhm keinen andern Weg als Paradoxen wissen, und nun sich zum Geschäfte machen, die verehrungswürdigen Namen großer Männer herunter zu setzen (wie unlängst Pauw die Spartaner); als wäre es nicht eine Sünde an der Menschheit, alle Begriffe umzukehren und ihre Zierden zu tilgen, an die kein edler Jüngling ohne Begeisterung zu denken vermag. Der König spricht mit gleichem Recht von den Declamationen wider die Kriegskunst, deren Flor denn doch wahrhaftig die beste Sicherheit und Schutzwehr alles Uebrigen ist.

Das zweite Gespräch zwischen Choiseul, Struensee und Sokrates enthält die Gesinnungen eines Philosophen über politische Verbrechen, wie die, welche der König auch in seinen Geschichtbüchern dem dänischen und französischen Minister beimißt.

Im dritten spricht M. Aurel mit einem römischen Mönch, erkennt sich nicht in seinem Rom, und noch weniger seine Philosophie in den daselbst jetzt herrschenden Begriffen.

Alle drei Stücke scheinen vom J. 1773 Früchte froher Augenblicke, da der König seinem Geist ein Vergnügen erlaubte. Die Schreibart ist vortrefflich, der Ton Lucianisch.

XIII. Avant-propos sur la Henriade. Um 1740. Der König spricht von Voltaire so, daß man seine tiefe Bewunderung merkt, und nun leicht einsieht, wie viel dieser Mann auf ihn wirken mußte. Es ist auch ganz natürlich; außer Bayle hatte kein großer Schriftsteller in französischer Sprache (und andere las er nicht) über so viele, den jungen Friedrich so sehr interessirende Gegenstände, ja (wir wollen gerecht seyn) keiner je in irgend einer Sprache über dieselben so angenehm geschrieben. Der Enthusiasmus des Prinzen für die Geistesvorzüge dieses Mannes gab ihm auch für seine Person eine Freundschaft, welche an allen seinen Schicksalen und Interessen Theil nahm.

Die Henriade wird also ungemein, und auf Unkosten Homers und Virgils erhoben, weil der König in jener alles fühlte, diese aber nur aus Uebersetzungen kannte, und sich auch nicht genug in alte Zeiten und fremde Sitten zu versetzen wußte. Er und Voltaire beurtheilen den Homer so, wie die Bibel.

Uebrigens leuchten die schönsten moralischen Gesinnungen hervor. Sie waren beim König im Herzen, beim Voltaire in der Imagination und im Gedächtniß.

XIV. Epîtres à Jordan; welche mit No. XIX. hätten verbunden seyn sollen; allein das blinde Schicksal hatte gesprochen, daß in dem ganzen großen Theil dieser Sammlung, welcher die Correspondenz enthält, nichts an seiner Stelle stehen

sollte. Dieser Unstern erstrecke sich nicht bis auf die Recension! Also zugleich:

XIX. Lettres à Jordan; nebst den Antworten. Die Epitres stehen im sechsten Theil, die Lettres im achten, die Antworten im zwölften. Wer hat je so etwas gesehen! Es entsteht hieraus, daß, wer nicht wenigstens zwei Bände offen vor sich liegen hat, manches gar nicht versteht.

In diesen wirklich vertrauten Briefen und Versen erscheint Friedrich, wie er als Jugendfreund war, ungemein liebenswürdig, voll Munterkeit, Witz, Güte, Thätigkeit, so aber, daß keine seiner Eigenschaften der andern, und am wenigsten eine Neigung seinen Pflichten schadet. Die meisten Verse sind mit äußerster Nachlässigkeit hingeworfen; und manches wird des Drucks unwürdig scheinen, aber nur solchen, die den Werth nicht fühlen, ihn ganz zu kennen, ihn den wirklich Einzigen.

Man lernt hier viele seiner geheimsten Gedanken und Gefühle; man durchlebt mit ihm den ersten Feldzug; man erfährt, was er von merkwürdigen Personen im Herzen dachte, welches von dem, was er an dieselben schrieb, nicht selten sehr verschieden ist; niemand wird ohne Vergnügen sehen, wie er Freund zu seyn wußte. Manchen Stücken gibt der Augenblick Werth, in dem er sie schrieb (am Tage vor der Schlacht bei Mollwitz, am Tage des Sieges bei Czaslau). Jordan in seinen Briefen ist ebenfalls ein geistreicher, wohlgesinnter, zärtlicher Freund, welchem, um allezeit froh und heiter zu seyn, nur leider die Gesundheit fehlt.

Das Gedicht vom König J'étois né pour les arts, VI., 282, ist sowohl durch Inhalt als Ausdruck sehr schätzbar. Man glaubt Alexandern zu hören, wo er schreibt: „Si je n'étois pas Prince,

je ne serois que philosophe; enfin, il faut, dans ce monde, que chacun fasse son métier; VIII, 161, 163. Und Cäsarn, wo er sagt: Tout ce que je désire c'est de n'être pas corrompu par les succès; j'espère que mes amis me retrouveront toujours tel que j'ai été, quelquefois plus occupé, rempli de soucis, inquiet, mais toujours prêt à prouver que je les aime de tout mon cœur (178),

moins leur roi, leur souverain,
que frère, ami, vrai citoyen. VI, 316.

Man sieht seine Thätigkeit; je travaille beaucoup; je le fais pour vivre, car rien ne ressemble tant à la mort que l'oisiveté; VI, 311. Und die Geistesstimmung, welche seine Kräfte unterhielt: Le comble de la folie dans ce monde, c'est la tristesse; VI, 303. Je travaille à l'infini, je m'amuse tant que je puis, et du reste je ne pense qu'à me rejouir; VIII, 174.

Ueber den Breslauer Frieden erklärt er sich gegen Jordan gerade so, wie nachher gegen die Nachwelt; VIII, 192; XII, 248; so daß er dieselben Grundsätze damals hatte, nicht nachmals erkünstelte.

Wer große Männer nicht bloß auf der Staatsbühne oder dem Schlachtfelde, sondern auch als Gesellschafter und in Stunden der Vertraulichkeit sehen mag, dem werden diese Briefe gefallen; andere haben keinen Sinn dafür.

XV. Poésies.

Gleichwie mannichfaltiger Anschein von Widerspruch und Unordnung in der Einrichtung der Welt wohl eher einige verleitet hat, an dem Daseyn ihres Urhebers zu zweifeln, gleich so möchte diese Sammlung der nachgelassenen Gedichte des Königs, da sie wie ein Kartenspiel unter einander

geworfen sind, manche auf den Gedanken bringen, es existire gar kein Urheber der Sammlung; der Gott des Zufalls, von dem in diesen Werken so viel gesprochen wird, habe sie in aller Unregelmäßigkeit hervorgebracht, welche diesen Ursprung documentiren könne. Da aber ein wirklicher menschlicher Urheber sich den Herausgebern geoffenbaret hat, um, wir wissen nicht mehr, ob 1200 oder 2000 Thaler Belohnung zu ziehen, so bleibt kein Zweifel übrig an seiner Existenz, wohl aber, ob er ein verständiges Wesen sey? Denn wenn man im siebenten Theil S. 5 lies't, was hinter S. 327 und 293 gehört, und überhaupt die ganze Anordnung betrachtet, so sollte man wahrhaftig auf blindes Fatum weit eher rathen, als auf die Hand eines vernünftigen Menschen. Ein solcher würde auch wohl nicht Briefe an Voltaire oder Fragmente davon, weil Verse darin sind, aus der Ordnung der Correspondenz gerissen, und in dieses Chaos geworfen haben.

In wiefern man sagen könne, daß ein Ens rationale diese Sammlung besorgt, mögen also die Theologen und Philosophen untersuchen; wir gehen zum Inhalt über.

Als Gedichte sind allerdings diese Stücke von ungleichem Werth. Man findet solche, die unter die Meisterstücke gezählt werden dürfen, welche eine große Seele im höchsten poetischen Schwung hervorbringen mag; zum Beispiel wollen wir nur den herrlichen Brief an d'Argens nennen, Ami, le sort en est jetté! VII, 175. Ueberhaupt pflegen sie zu weitläufig zu seyn, wodurch viel von der inwohnenden Kraft und Originalität verloren gehen muß. Es ist aber zu bedenken, daß die meisten und wichtigsten im Lager, ja in den Zeiten der äußersten Gefahr geschrieben, und von

dem König nicht fürs Publicum unmittelbar bestimmt waren. Es würde viel Pedanterei verrathen, von dem Helden im Augenblick da er gegen halb Europa den unerhörten Kampf bestand, wenn er das Bedürfniß hatte, seine Entschlüsse, seinen Zorn oder Schmerz in Verse zu ergießen, die Pünktlichkeit und äußerste Regelmäßigkeit eines ruhigen schönen Geistes von Profession zu fodern. Wir wollen nicht einmal erwähnen, daß er in einer ausländischen, bisweilen äußerst eigensinnigen Sprache dichtete, in der sich möglichst kurz zu fassen denn doch nur denen gegeben ist, welche ihrer so ganz Meister sind, wie Montesquieu.

Viele Gedichte sind bei Gelegenheit kleiner Zufälle (wie, als ihm die Chidley einen englischen Pflug schickte, als die Knesebeck durch einen herzhaften Sprung ihr Leben rettete), verschiedene ohne weitern Zusammenhang mit größern Dingen (wie das an seinen Koch, und das an Gellert), andere, wie das im Namen Kien-longs, wie die auf d'Argens Namenstag und Bett in Augenblicken munterer, oder wie das VIII, 122 auf die europäischen Könige in Augenblicken satyrischer Laune hingeworfen. Aber bei weitem die wichtigsten sind aus dem siebenjährigen Krieg.

In diesen sieht man die Empfindungen des größten Mannes neuerer Zeiten in den schwersten Stunden seines Lebens, und Friedrichs des Großen unbezwungenen Geist wider sein Schicksal im Kampf. Er singt im Gefühl eines Helden der alten Zeit von des Vaterlandes Noth, und sein Lied schlägt so streng und sieghaft, wie das Schwert seine Feinde. So die großen vaterländischen Stücke, tel qui d'un vol hardi s'élevant dans les nues, VII, 105; ainsi près du Capitole le vaillant Cincinnatus; 115 (schöne und freie Stellen); Oh

mal-

malheureux Germains, vos guerres intestines, 125; das an die Schwester von Baireuth, als er die Schlacht bei Collin und seine sehr geliebte Mutter verloren, 155; besonders jenes obgedachte berühmte Ami, le sort en est jetté, worin viele Verse Sprüchwort oder Maxime werden werden, weil sie sich ohne alle Mühe ins Gedächtniß heften, und viele andere.

Es ist interessant für jeden, der ein vielversuchtes Leben geführt, und welcher weiß, wie stark die Abwechselungen des Glücks auf die moralische Bildung wirken, zu sehen, was der siebenjährige Krieg bei Friedrich hervorgebracht hat. Gedemüthigt wurde bisweilen die Meinung, welche er von sich selbst, und überhaupt von menschlicher Einsicht und Klugheit haben mochte (VII, 214, 186); von der Verderbniß der Menschen bekam er solche Ueberzeugung, daß in der That so wenig seine nachmals böse Meinung vom Geschlecht (VII, 336), als der große Enthusiasmus, womit er von ächter, fester, erprobter Freundschaft spricht (208, 223) Verwunderung erregen darf; der Hohn, womit er geschlagenen Feldherren begegnet (Partez; l'occasion est bonne, grand Général de l'Empereur etc., 213.

Et cet homme bénit, ce dévot personnage,
Qui dévore son Dieu cinquante fois par an, etc. 262).

Seine Ungeduld

(Plein de chagrin de fureur,
Je donne à tous les mille diables,
Les cercles et leur Empereur,
Les Oursomanes exécrables,
Vos François quoique plus aimables,
Avec leur Louis du moulin *)

*) Ludwig XV hielt sich am Tag von Fontenoy in guter Sicherheit bei einer Mühle.

Ses ministres et sa catin,
Madame et Monsieur le Dauphin,
Et la guerre et la politique; 517).

alles dieses ist in der Natur, und andere würden eben so gefühlt haben.

Eigenthümlicher ist ihm der unüberwindliche Muth. Er war, wie der Alten einer, gewiß, zuletzt zu siegen oder das Gegentheil nicht zu überleben. Jenes herrliche Stück: Ami, le sort en est jetté, viele die er auch in den letzten Zeiten des Kriegs geschrieben, selbst seine Versification der letzten Reden Cato's und der (in unsern Augen wenigstens eben so vortrefflichen) des Otho, beweisen genugsam seinen Entschluß. Und man hat ja das Gift; es sind in einem engen gläsernen Tubus fünf oder sechs Pillen. Er dachte wie Montesquieu: Wenn Karl I und Jacob II in solchen Gesinnungen gewesen wären, so würde weder jener einen solchen Tod, noch dieser so ein Leben ausgestanden haben. Es würde erbärmlich seyn, über die Moralität hievon eine Untersuchung anstellen zu wollen. Wer die Natur des Löwen zu ändern weiß, daß er ihn vorspannen und leiten mag mit einer Hirtenruthe, der hätte diesen König bereden mögen, eher Schmach zu erdulden als abzutreten. Der Professor und Prediger haben vielleicht Recht; er aber war Friedrich.

Aeußerst merkwürdig ist auch seine unveränderliche Anhänglichkeit an gewisse philosophische Vorstellungen, in welchen die so oft unerwartet entscheidenden Wechsel des Kriegsglücks ihn nicht irre zu machen wußten. Wohl nie war die Hand der Vorsehung offenbarer, noch ist je überzeugender bewiesen worden, wie oft die Wendung der größten Schicksale beim höchsten Aufwand menschlicher Tugend und Weisheit von Umständen abhängt,

welche sich weder vorsehen noch vielweniger herbeiführen lassen, und wo uns kein anderer Ruhm bleibt, als, sie wohl zu nutzen. Er aber — nie näherte er sich in seinen Ausdrücken hierüber uns, Anbetern der Vorsehung.

Non, vous ne croyez point que l'humaine misère
Attire les regards du Dieu qui nous éclaire;
Et c'est avec raison. VII, 185.

Nicht für blinden Zufall war er:

Le hasard n'est qu'un mot, VIII, 11.

Alles schrieb er der Wirkung zu von einer Menge
de ces causes secondes,
Dont les ressorts, couverts de ténèbres profondes,
Sous leur déguisement sachant nous échapper,
Par leur fausse apparence ont l'art de nous tromper;

VII, 181, und überall. Seine Moral ist unvergleichlich; es ist wahre Philosophie des Lebens, wie wir überhaupt wenige Bücher kennen, welche zu Bildung eines großen Charakters diesen Werken vorzuziehen wären. Seine Denkungsart vereiniget alles Edle und Starke der stoischen Schule (s. das vortreffliche Stück, VII, 350.) mit weisem und munterm Lebensgenuß (VII, 27, 98. VIII, 70, 77.) ohne brutale Ausschweifungen (VII, 250). Wenn er hingegen auf die Religion kömmt, so ist er glücklicher in Schilderung der Unfugen des Aberglaubens und Fanatismus (VIII, 51; und in der andern Sammlung IV, 323) als in Erfindung einer glücklichen Lösung der seinem Geist vorschwebenden metaphysischen Probleme. Er nimmt alsdann zwei coëxistirende gleichmächtige Ursachen an, que l'Univers et Dieu sont tous deux éternels u. s. f. (VIII., 9); und beantwortet nichts Anderes als die Epistel an die Römer (Cap. 9. v. 14 — 21.) die Klagen der Menschen.

STAATSBIBLIOTHEK BAMBERG

Rien n'ayant pû gêner son pouvoir absolu,
Il a pû nous former selon ce qu'il a voulu; VIII. 13.

Daß er aber seinen mangelhaften Ideen zugethan blieb, ohne die christliche Religion anzunehmen, kam davon, daß er, wie oben bemerkt, nicht geringe Einwürfe wider diese hatte, so wie sie ihm vorgestellt worden, und weil es ganz wider seinen Charakter war, von dem, wozu er einmal sich bekannt hatte, abzugehen. Endlich stärkte ihn sein Bewußtseyn der gewissenhaftesten Pflichterfüllung und der hohe Begriff, den er von Gottes unendlicher Güte hatte:

En ce Dieu bienfaisant place ta confiance,
Et sûr de son secours au jour de ton trépas,
Va, plein d'un doux espoir, te jetter dans ses bras,

VII, 365. Und in spätern Jahren schrieb er an d'Alembert:

S'il échappe au trépas un reste de mon feu,
Je me refugirai dans les bras de mon Dieu; VII, 84.

Es würde zu weit führen, diese Arbeiten auch nach dem poetischen Werth beurtheilen zu wollen; zu zeigen, daß bei vielen durch Weitläuftigkeit oder sonst matten Stellen, doch in den meisten herrliche Details glänzen; zu erinnern, daß Friedrichs Muse im Geräusch der Waffen des siebenjährigen Kriegs, und unter der Last von Königssorgen, anders als eines Ramlers oder Wielands oder Voltaire's oder Pope's ihre beurtheilt werden muß. . . .

XVI. Le palladion; poëme grave.

Die Nachahmung der Pucelle d'Orleans ist allzu sichtbar, um nicht eine Vergleichung zu veranlassen. Ganze und halbe Verse sind aus jener geborgt. Natürlicher Weise darf man dieses nicht wie andere,

von Privatautoren fürs Publicum oder für den Buchladen bestimmte, Nachahmungen betrachten; es ist nichts weiter als ein Spiel, womit sich der König nach trockener und ermüdender Arbeit einsame Abendstunden aufheiterte. Es herrscht darin Witz und Fröhlichkeit in höchstem Grad, und beißender Spott nicht allein auf Nationen, und nicht bloß auf die Heiligen, sondern selbst über Gegenstände, von welchen der König durchaus nicht hätte sprechen sollen, weil sie zwar ihm nicht, aber dem größten Theil der Menschheit heilig sind, und, ohne fürchterliche Gefahr der moralischen Triebfedern, deren Wichtigkeit er so sehr fühlte, nie aufhören werden, es zu seyn. Man sieht wohl eine große Kenntniß aller Blößen, die die Kirche gegeben; auch wird sie scharf dafür gegeißelt, und endlich werden alle Heiligen aus dem Himmel verjagt, und Locke nimmt ihre Stelle ein; vieles aber ist (wie überhaupt, wo er und Voltaire in ihren Werken von Religion sprechen) übertrieben, einseitig, und Wahres mit Falschem vermengt. Dieses ist um so sichtbarer, da die Poesie des Königs überhaupt etwas weitschweifig ist, und auf den Gedanken gemeiniglich lang verweilt.

Von diesem Gedicht ist übrigens der Grund historisch, wie man aus der Histoire de mon tems weiß. Historisch ist auch manches in den Charakterschilderungen. Der König ist bisweilen besonders glücklich, wo er militärische Operationen besingt; z. B. den Marsch S. 159.

Von der Versart nur ein paar Proben;

Puis des Saxons la troupe parfumée,
Gens doucereux, et qui, peur d'accident,
Jusqu'à Mon Dieu disent tout poliment.
Le Chevalier, pincé, droit comme un cierge,
Parmi ceux-là paroit avec éclat.

Von den Holländern:

> Figurez vous un peuple d'escargots,
> Toujours glacés, animaux aquatiques,
> Qui dans une heure articulent deux mots.

XVII. Tantale en procès; comédie.

Voran das Factum des Juden Hirsch gegen Voltaire, auf dessen unersättliche Geldsucht der König dieses Stück gedichtet. Es wird wohl nicht nach theatralischem Werth geschätzt werden dürfen; aber daß der tiefe verachtungsvolle Unwillen über die Niederträchtigkeiten du plus ladre et du plus détestable des hommes, de l'auteur de la Henriade, dem großen Friedrich, seinem Bewunderer, dieses abgedrungen, wird immer zur Charakteristik von beiden berühmten Männern ein wichtiges Actenstück bleiben. Das Factum (von des Königs Hand) ist zumal, auch in dem Ton und Ausdruck, ein Meisterstück.

Am Ende ist eine Schilderung Voltaire's im Jahre 1756 von dem Könige entworfen, die fast in allem richtig ist, und selbst seine poetischen und philosophischen Werke viel genauer würdiget, als man es erwarten sollte, nach dem Begriff, den die Welt von seinem Enthusiasmus für Voltaire hatte. Wenn man die so äußerst schmeichelhaften Briefe an Voltaire und andere Hochachtungsbeweise hiermit vergleicht, welche der König diesem Mann in viel spätern Jahren und nach seinem Tode gegeben, so sieht man mit Erstaunen, wie viel bei ihm Geist und Geschmack gegolten.

XVIII. L'Ecole du monde; comédié en trois actes; par M. Satyricus. Geschrieben im Jahr 1742.

Den Theil ihres komischen Reizes, den der Ecole du monde zur Zeit und am Ort ihrer Vorstellung locale und individuelle Anspielungen gaben, hat sie nun und bei uns nicht mehr. Hingegen enthält sie

Sittenzüge, die denselben eigen waren, und viele Weisheitsregeln, zumal über die Erziehung, welche besonders aus dieser Feder wichtig sind, weil sie desto mehr Eindruck machen werden. In den Schilderungen ist freilich manches überspannt, weil der König nicht genug mit den vorkommenden Classen der Gesellschaft gelebt, um die feineren Schattirungen der Charaktere sich zu merken.

Vermischte Schriften.

XIX. Oben bei XIV.

XX. Lettres à M. de Voltaire; et ses réponses. Diese letztern sind nur in der Baseler Ausgabe; die Herausgeber haben Briefe und Antworten auf's genaueste zusammengeordnet; die Folge ist auch nur selten unterbrochen, da in der Berliner Ausgabe aus des Königs ersten dreißig Regierungsjahren keine Briefe an Voltaire zu finden sind (Bruchstücke ausgenommen, die am unrechten Ort, unter den Poesien, stehen); es fehlt also der ganze zweite Theil der Ausgabe von Basel; daher auch unbillig und falsch wäre, diese als Nachdruck heruntersetzen zu wollen.

Doch kann man wohl ihr kein uneingeschränktes Lob ertheilen, verschiedene Briefe sind besser in der Berlinischen (IX, 116, 120 u. s. f.); einige sind letzterer eigen (wie der beim Tod Karls VI, t. IX. 126 u. a.); in der Baseler steht einer zweimal (II, 393 und III, 48); auch diese Herausgeber haben sich Auslassungen erlaubt; charakteristisch ist hierin, daß zu Berlin harte Namen und Ausfälle gegen die Religion (der König und Voltaire pflegten sie immer nur l'infame zu nennen), unterdrückt worden; diese Stellen haben die Baseler alle; hingegen unterdrückten sie, was über den Herzog von Würtemberg vorkömmt (III, 275 und 277, mit der Berl. Ausg. vergl.)

So schonen die Berliner keinen Reichsfürsten; alle harten Stellen über die geistlichen Stände, über den vorigen Landgrafen von Kassel, über den Herzog von Würtemberg findet man bei ihnen; hingegen unterdrückten sie die Meldung des Marschalls von Richelieu, des Abbé de l'Isle (X, 63, 13). Noch sonderbarer ist aber, daß in beiden Ausgaben die Data der Briefe so oft verschieden sind; und in der Baseler ist sichtbar, daß die Schreibart correcter hat gemacht werden wollen. Uns dünkt, der eigenthümliche Schwung der Rede des Königs, und selbst fehlerhafte Eigenheiten seines Ausdrucks, wären merkwürdiger, als daß nun ein Buch mehr den ganzen Zuschnitt akademisch bestimmter Wortstellung hat. Wenigstens wissen wir nicht, warum die Baseler ihm aufdringen wollen, le mois d'Auguste geschrieben zu haben, da er, wie der größte Theil von Europa, nach der alten Manier mois d'Août schrieb, und jene Sonderbarkeit ihn darstellt, wie er nicht war, nämlich als Neologen.

Um hierüber abzubrechen, wollen wir überhaupt gestehen, daß von beiden Ausgaben keine noch ist, wie sie sollte; wir glauben auch nicht, eine ganz richtige zu erleben; hier unterdrückt man dieses, dort jenes; und wie, wenn sich die Herausgeber vollends zu Aristarchen der Schreibart erheben! Aechtheit und Vollständigkeit, dieß sind die Haupterfordernisse. Es sind in des Königs Werken Stellen, die wir nicht nur unterschreiben, sondern kaum aussprechen möchten: aber sie sollen da stehen; wie sonst ist's möglich, ihn zu kennen? Wie viel weniger schicklich ist, ihn über die Grammatik schulmeistern zu wollen?

Der Inhalt ist höchst interessant. Friedrich erscheint anfangs enthusiastisch für alles Große, Wahre, Gute und Schöne; ihm ist kein Lob, keine Her-

zensergießung zu warm, für den, in welchem er ein Universalgenie, und einen Mann von hoher Tugend verehrte. Im Uebrigen ist nichts in der Moral, Geschichte, Literatur, Philosophie, und den Künsten, worüber sein Geist nicht oft gedacht; wer wollte erwarten, daß allezeit richtig? aber man sieht seinen Gang und seinen Ernst. Voltaire erscheint von Anfang bis zu Ende als ein schöner Geist, voll der heftigsten Leidenschaften. Es läßt sich merken, daß der König schon früh gelernt, wie er sich über die moralische Seite seines Freundes (so nannte er ihn lange) betrogen; aber seine ganze Niederträchtigkeit und Bosheit lernte er im Jahr 1752 kennen; von diesem Jahr an ist, bis ins folgende Jahrzehent, selten ein Brief ohne bittere Vorwürfe. Voltaire antwortet so, daß man wohl sicher glauben mag, er sey nicht systematisch böse, aber aus Leichtsinn, Schwäche, und jener ihm eigenen Versatilität alles gewesen. Es ist auch merkwürdig zu lesen, wie er dem König manche Fehler vorwirft, welche dieser in seinem gesellschaftlichen Umgang hatte. Bei dem allem blieb dem König Voltaire durch seinen Witz, der unerschöpflich war, und gemeinschaftliche Verachtung des Christenthums werth. Die Briefe der spätern Jahre betreffen überhaupt einen dieser zwei Gegenstände, deren letzterer bei Voltaire wirklich zur herrschenden Leidenschaft geworden war. Rec. hat ihn gekannt, und weiß, daß neben andern auch hauptsächlich die Eifersucht Antheil daran hatte, womit er, wie den Ruhm aller großen Männer in großen Dingen (car pour lui, il étoit grand homme dans les petites choses, sagte la Beaumelle), so auch Christum betrachtete, der, „ohne etwas „geschrieben zu haben, nach einem kurzen Leben un„ter den unvortheilhaftesten Umständen, Stifter

„einer Religion geworden sey, die er (Voltaire) „nach sechzigjähriger Autorschaft und solchen Wer„keñ doch noch nicht aufreiben könne." Wider diese, beiden so schlecht bekannte, Religion stimmen der König und Voltaire in diesen Briefen eifrig überein; doch daß im Plan wider sie das Leidenschaftliche des Poeten, und die Menschenkenntniß und Klugheit Friedrichs sich allezeit sehr unterscheiden. Aber der Ton jener ehemaligen vertraulichen Ergießungen war einmal weg; der König vermochte nicht mehr, ihn ohne Mischung zu ehren; daß er aber nicht aus Furcht vor seinen Satyren, sondern aus Vorliebe zu dem in ihm wohnenden Guten seiner Fehler zu vergessen schien, sieht man aus der Lobrede, welche der König ihm nach seinem Tod hielt. Hingegen die aus Voltairen's Feder geflossene Schandschrift füllte das Maß der bei Leibes Leben von ihm bekannt gewordenen Infamien.

Wir würden über der Anzeige (auch der kürzesten) der in diesem Briefwechsel berührten Gegenstände die längst überschrittenen Gränzen einer Recension völlig vergessen; übergehen also, was über den Geschmack, die deutsche und französische Literatur, die politischen Begebenheiten, viele wichtige Männer, die Staatskunst und Moral, und eine Menge einzelner Gegenstände Interessantes vorkömmt; und sagen auch vom metaphysischen Theil des Inhalts nur so viel, daß ganze Discussionen, z. B. über die Freiheit, über die Seele u. s. f. vorkommen. Die beiden größten Männer des Jahrhunderts (der eine an Charakter, der andere an Geist) suchten im Laufe eines langen Lebens mit einander die Wahrheit, und fanden — Ungewißheit, über diejenigen Gegenstände, welche die menschliche Gesellschaft zu-

sammenhalten, und von welchen nichts zu glauben die meisten Sterblichen trostlos und viele verrucht machen würde. Auch fand der Philosoph die Tugend nicht (indem er nie sich bezwingen können), und der König war die Entwickelung seiner großen und die Erhaltung seiner guten Eigenschaften nicht dem Philosophen schuldig, sondern sich selber und den Umständen, in die er durch die Vorsehung gebracht worden war.

XXI. Lettres du Roi à Madame la Marquise de Châtelet, et ses réponses. Etwas Physik; der Hauptgegenstand: Voltaire; und alle Klatschereien der niedern Literatur, worein man den damaligen Kronprinzen wider alle Anständigkeit mit verflechten und Partei zu nehmen vermögen wollte. Das epistolarische Verdienst ist auch geringer, weil der Prinz der Marquise nicht so frei und natürlich, wie, zumal nachher, dem Voltaire schrieb.

XXII. Lettres au Marquis d'Argens, et les réponses.

Die Briefe des Königs sind aus den letzten Jahren seines großen Kriegs. Der Marquis d'Argens, ein vielwissender Mann, der Witz und Geschmack hatte, und übrigens ein gutmüthiger Epikuräer war, unter allen französischen Gelehrten beim König der, welcher ihn am redlichsten liebte, entfernt von Intrigue, jovialisch, ganz so, wie man seyn mußte, um dem Weisen von Sanssouci zu gefallen. Daher auch der König ihm vor allen übrigen mit solcher Vertraulichkeit wie ehemals dem Jordan zugethan war. Diese Briefe sind ohne alle Kunst geschrieben, und malen die Seele Friedrichs in den gefährlichsten und unruhigsten Zeiten seiner Laufbahn; sie offenbaren den ganzen Kampf seiner feurigen Gefühle, und der Grundsätze, die er sich

gemacht hatte. Man lernt ihn besser als aus dem Briefwechsel mit Voltaire kennen: oder vielmehr, von Seiten, welche er, zumal in selbiger Zeit, letzterm nicht so zeigte. Die Briefe des Marquis sind vollkommen der andern würdig.

Urtheile, Charakterzüge und Anekdoten sind hier unzählige, und ohne Rücksicht noch einen Gedanken an das Publicum, hingeworfen; gemeiniglich mit Witz und Naivetät ausgedrückt; wie XII, 130: Il ne sauroit y avoir un Autrichien modeste, de même qu'il ne peut y avoir de la matière sans étendue. Allein wir müssen eilen,

XXIII. Lettres à d'Alembert, et les réponses. Diese Briefe gehören unter diejenigen Stücke einer in ihrer Art einzigen Sammlung, welche, wenn sie besonders erschienen, ausführlich angezeigt und mit allgemeiner Begierde aufgenommen worden wären. Aber im Ueberfluß einer reichbesetzten Tafel muß man sich begnügen, selbst Lieblingsgerichte bloß zu kosten. Wir dürfen diese Correspondenz nur einigermaßen charakterisiren, auf ihren Inhalt aber uns nicht einlassen.

D'Alembert scheint beim König die Stelle des Präsidenten von Maupertuis gewissermaßen eingenommen zu haben: er war sein gelehrter Rath im Fach der höhern Wissenschaften. Auch fangen die Briefe von dem Todesjahre Maupertuis an, obwohl der König den d'Alembert persönlich früher gesehen hatte. Es läßt sich aus dem leicht auf den Hauptinhalt schließen; doch fließt ungemein vieles ein, was Politik, Literatur, ja fast jeden, der Menschheit interessanten, Gegenstand betrifft.

Man findet einen Philosophen, wie man sie zu Paris eine Zeit lang hatte; scharfsinnig, einen Mann von Geist und Geschmack, sehr eingenom-

men von sich selbst, seinen Meinungen und den Interessen seiner Eigenliebe, allerdings zu stolz, um Distinctionen und Belohnungen zu erschmeicheln, hingegen auch nie glücklich, weil bald wahre Unfälle (wie seine Krankheiten), bald eingebildete Uebel ihn plagten.

Ueberhaupt sind beide, Voltaire's und seine, sonst im Ton sehr verschiedene Correspondenzen dem König viel vortheilhafter als diesen Gelehrten. Der König hatte von der Natur sehr viel Mutterwitz, den sein thätiges Leben zu großem Verstand bildete. Die Philosophen folgten ihren Speculationen. Selten wurden sie von diesen so richtig wie er geleitet. Sie waren eben darum auch weit überspannter und entscheidender. Z. B. die christliche Religion hätten sie ausgerottet wissen mögen; der König (so wenig er sie sonst kannte) sah ihre genaue Verbindung mit dem Wohl der Gesellschaft, fühlte das Vortreffliche ihrer Moral, unterschied Mißbrauch und Grundsatz, und war gegen alle Religionen und Secten überhaupt aufs äußerste duldsam. Seine, wenn wir sagen dürfen, praktische, lebendige Einsicht erscheint immer mit Vortheil gegen schimmernden Witz und metaphysischen Wortkram. Hiernächst ist alles in ihm Stärke, Lebenskraft, Freudigkeit, ächt philosophische Schätzung der Dinge; ein unerschöpflicher Fonds von Heiterterkeit glänzt überall hervor. Seinen Philosophen aber fehlt alle Augenblicke — bald schrankenlose Preßfreiheit, bald gehörige Achtung bei den Großen, bald die Macht ihre gelehrten Gegner zu v e r n i c h t e n.

In dieser Rücksicht konnten diese Briefe wohl gar schädlich seyn: in den Augen vernünftiger Männer setzen sie ein paar der berühmtesten Schriftsteller herab. Doch dieses soll nur Gelehrte zu ächter

Lebensweisheit spornen. Fürsten und Männer von Welt sehen übrigens genugsam, welche brennende Liebe der Wissenschaften in Friedrich war; wie er die Studien allem vorzog, so weit seine Pflicht es zuließ; wie hoch er gelehrten Ruhm setzt; wie viel er diesen Männern der Wissenschaften wegen vergab. Daß also alles Tadelhafte in ihnen, und keinesweges in ihrem Stand noch in ihren Beschäftigungen lag. Ueberhaupt, wenn man bedenkt, wie selten d'Alembert und Voltaire, die Ungläubigen, und wie selten (laut seinem Tagebuch) Haller der Orthodoxe ruhig und glücklich waren, so sieht man wohl, daß es hiemit nicht sowohl auf theoretische Vorstellungen, als auf die Stimmung des Charakters ankömmt, wo denn die Organisation, Lage, Lebensweise, und wie viele Zufälle! ungemein viel beitragen, ihn männlicher oder schwächer zu machen.

Merkwürdig ist in des Königs Briefen zu vergleichen, wie verschieden er von demselben Geistesproduct an den Verfasser oder dessen Freunde, und hingegen an andere schrieb. Es ließen sich hierüber viele zu seiner Charakteristik nicht unwichtige Anmerkungen machen. Seine Denkungsart über einen Gegenstand läßt sich nur durch Vergleichung mehrerer Schriften von seiner Hand erkennen, zumal da er nicht systematisch arbeitete, sondern jedesmal nur die ihn eben rührende Seite einer Sache zeigte, obschon er ganz wohl wußte, wie viele andere sie hatte.

Man findet hin und wieder Urtheile über Menschen, worin er sich gewiß betrog, wie dergleichen Beispiele auch in der Geschichte seiner Regierung nicht unerhört sind. Es ist sonderbar, daß es den größten Geistern und welche den Menschen im allgemeinen sehr gut kennen, im Detail sehr oft miß-

räth. Vielleicht fassen sie zu leicht einen lebhaften Eindruck, über den alsdann ihre feurige Einbildungskraft arbeitet, und ein nicht immer treffendes Bild hervorbringt.

Wie viel wäre bei diesen Briefen zu erinnern! wie viel zu excerpiren! At jam tempus, equûm fumantia solvere colla!

XXIV. Lettres mêlées.

An und von Fontenelle, in jenem Ton (die letztern) altfranzösischer Urbanität und Galanterie. An und von dem guten Rollin, dessen Historien der junge Friedrich gern las. Der Greis redet in einem seinen Jahren und Grundsätzen geziemenden Ton, höflich, aber auf Tugend und Religion andringend. An und von dem Marquis de Condorcet, der d'Alemberts Verhältnisse zu erben schien. Diese Briefe sind meist Empfehlungen einiger Professoren; doch ist einer über d'Alembert, welcher seinem Andenken Ehre macht, und ein paar über die Lehre von den bürgerlichen Strafen. Die übrigen sind, einer an Algarotti, nicht eben sehr merkwürdig, und verschiedene an Grimm, aus des Königs ganz letzter Zeit, voll von Scherz und attischem Salz.

XXV. Correspondance avec M. Darget. 45 Briefe zwischen 1749 und 1771; die meisten von 1752 bis 1756. Sie beurkunden einen auch sonst bekannten Zug, wie gütig und liebreich der König mit denen umging, welche seine Person umgaben. Vertrauter Scherz, ja zärtliche Freundschaft, sind hier der herrschende Ton. Es ist schön zu lesen, wie er Darget über den Tod seiner Frau tröstet; aber seine Trostschreiben sind überhaupt vortrefflich (so das an d'Alembert über die l'Espinasse); es leuchtet in denselben eine große Kenntniß des menschlichen Herzens, und eine Empfindlichkeit

hervor, die (nach so vielen Beweisen) dem Herzen Friedrichs wohl niemand mehr abläugnen wird, obschon der Gedanke seiner Königspflicht ihm nicht gestattete, sich derselben immer zu überlassen, und obschon der siebenjährige Krieg und so lange Erfahrung der allgemeinen Verdorbenheit ihn mehr und mehr härtete.

Bis hierher diese Recension, in der uns viele Ueberwindung gekostet, hundert sich zudringende Betrachtungen der Nothwendigkeit kurz zu seyn, aufzuopfern.

Wo ist nun das Land, wo das Volk und wo das Jahrhundert der alten und neuen Geschichte (denn alles Gedächtniß des menschlichen Geschlechts darf man auffordern), das stolz seyn dürfte auf einen Weisen, der besser geherrscht, auf einen König, der besser geschrieben: ja wir möchten noch hinzusetzen; das stolz seyn dürfte — auf einen größern Mann!

9.

Wien, bei Stahl: *Rerum austriacarum scriptores, qui lucem publicam hactenus non viderunt, et alia monumenta diplomatica nondum edita — ex authenticis bibliothecae Augustae Vindobonensis codicibus manuscriptis — edidit* Adrianus Rauch, *cleric. regul. scholar. piar. Vol. I.* 1793. Nebst Zuschrift und Vorr. 544 S. in 4. —

Bei einer Sammlung dieser Art kömmt alles auf die Auswahl und Einrichtung an. Nicht alles

alles, was im zwölften Jahrhundert geschrieben worden, verdient dem achtzehnten vorgelegt zu werden; und das Verdienst des Herausgebers wird durch das Licht und Interesse, das er den gesammelten Aufsätzen zu geben weiß, um ein Großes vermehrt. Herrn Rauch gebühret unstreitig für den Gedanken, die in der kaiserlichen Bibliothek verborgenen Schätze östreichischer Geschichte der Welt bekannt zu machen, um so mehr Dank, als dieses billig schon längst hätte geschehen sollen. Folgende zehn Rubriken bezeichnen die Ausbeute, welche in diesem ersten Bande enthalten ist:

1) Chronicon Garstense ab A. 933 — 1258; 2) Claustroneoburgense ab A. 953 — 1347; 3) anonymi rhythmicum, 1190 — 1269; 4) Cremifanense 273 — 1247; 5) Anecdota quaedam. 6) Chronicon Florianense 1276 — 1310. 7) Joh. Enenchelii varia. 8) Liber censualis dynastiae Stirensis. 9) Chronicon Lambacense, und 10) Osterhoviense. Die Grundlage und das Muster der meisten dieser Chroniken ist jene des Hermannus Contractus; wo nicht gar (wie man aus der Trockenheit einiger derselben versucht wäre es zu muthmaßen) der Anfang der in der Bibel so betitelten Chroniken zum Vorbild gedient hat. In Ansehung der Landesgeschichte, durch deren Aufzeichnung die östreichischen Jahrbücher werden, haben sie meist alle eine auffallende, sehr oft wörtliche Uebereinstimmung, unter sich und mit andern, schon von Petz publicirten. Ohne allen Zweifel flossen sie aus einer Quelle; ein östreichischer Nacheiferer jenes Hermanns — habe er zu Mölk oder Neuburg oder Zwetl gelebt! — ist eigentlicher Autor von allen, die hierauf durch Copisten und Fortsetzer mit Localgeschichten ihrer Convente oder Gegenden erweitert, und der beson=

dern Bestimmung, die jeder seiner Arbeit gab, näher gebracht worden sind. Nicht eine geringe Erleichterung für den Geschichtsforscher würde seyn, den Urtext jener ursprünglichen Composition, und ad marginem oder notenweise die Zusätze eines jeden vor sich zu sehen. Diese kritische Ausgabe würde ein ungemeines Licht über Umstände verbreiten, die man jetzt erst, vermittelst mühsamer Vergleichung der vielen Editionen, eruiren muß. Es ist leichter, von diesen eine nach der andern abdrucken zu lassen; aber Dom Martin Bouquets Manier ist schon beträchtliche Vorarbeit, welche dem Geschichtschreiber das Urtheil, die Zusammenstellung und Einkleidung unendlich leichter macht. Herr P. Rauch hat sich mit jenem ersten begnügt, und nur in obss. praeviis von jedem Stück eine literärische Notiz gegeben, deren Inhalt allerdings zu nothwendigem Unterricht dient. Wir müssen uns auch hiermit begnügen, weil die ganze Mühe des Werks freiwillige Pflicht war, die er aus Patriotismus übernommen. Nur vernehmen wir, daß seine Subscribenten eine interessantere und angenehmere Einrichtung des Ganzen gewünscht hätten. Es mußte in der That jedem, der nicht selbst Diplomatiker ist, auch die äußerliche Gestalt abschreckend auffallen: die Rechtschreibung (wenn man hier dieses Wort brauchen darf) ist, nicht bloß in einigen Probezeilen, dergleichen andere Editoren etwa zu geben pflegen, sondern durchaus ganz die in den Originalien des Mittelalters gebräuchliche: (Heinricuſ filiuſ duciſ bauarie ad regem hungarie cujuſ filiam eciam habuit in vxorem proficiſcitur vt ab eo marchiam styrie precibuſ obtineret. — Hac in uia Cyprum obsedit. debellauit. ducem captiuauit). Ich nehme bloß Beispiele, die sich mir beim Aufschlagen zeigen;

es gibt aber Stellen, die dem nicht sehr geübten Leser fast unverständlich seyn müssen. Unstreitig ist diese diplomatische Genauigkeit in einzelnen, wichtigen Fällen Verdienst; wenn aber die Geschichten eines Landes nicht bloß für die Archivare und gelehrten Forscher, wenn sie auch für den Landstand, welcher die alte Verfassung, für den cultivirten Bürger und Edelmann, der den Geist voriger Zeiten durch eigenes Lesen kennen lernen will, geschrieben werden: so kann Rec. einen solchen Mangel an Rücksicht für dieses größere Publicum anders nicht, als zweckwidrig finden. Es ist gut und schön, daß wir den Codex Alexandrinus haben, wie er ist; wenn aber das neue Testament gar nicht anders als mit Uncialbuchstaben ohne Zwischenräume und Punktirungsregeln gedruckt würde; so zweifeln wir, ob viele Christen es zur täglichen Lectüre machen würden. Aus gleicher Betrachtung wären bei gar schweren Stellen einige Fingerzeige zu ihrer Deutung den meisten willkommen; wie viele kennen terram que dicitur valewin (p. 73)! Wenn der Rec. solche diplomatische Arbeiten so zu humanisiren wünscht, so geschieht solches aus Gefühl für den ungleich größern Werth, welchen sie in der That bekommen würden. Das Studium der Geschichte des Ursprungs und Gangs unserer Staaten war nie politisch wichtiger, als eben zu der Zeit, wo wankende Speculationen und unhistorische Verdrehungen des Geists und der Grundsätze ihrer Institutionen so viele Köpfe verwirren. Die schönsten Arbeiten über das Mittelalter, so nützlich sie sind, wirken doch weniger, als — ich sage nicht — jede Klosterchronik, aber als viele gleichzeitige Geschichtbücher unserer Väter wirken müßten, wenn sie nicht in Folianten begraben, nicht durch unlesbare Schreibmanieren ent-

stellt, sondern in gefälliger Form und mit einigen wenigen nöthigen Erläuterungen dem Publicum in die Hände gebracht würden; man würde ihnen eher glauben; in der That leben, athmen darin die Väter; man hört, man sieht sie; und ihr Verstand, ihre Kraft sind das beste Gegengift unpraktischer Theorien. —

Wenn ich diese Wirkung von vielen Schriften des Mittelalters erwarte, so kann ich auf der andern Seite das Interesse nicht einsehen, welches der vollständige, wörtliche Abdruck eines jeden alten Zinsbuchs haben könnte: Dreye Höve ze Tvdach die man alle dar ahte und saigt nach der gvlte. vnd chorn wirt. von denſelben dein hoven. dienet man alle dar ohzehen Swein — nevnn gense, obzchenn hvenner. sehs Metzzen pon. sehs Schoet horbes vnd nevn Schillinge ayer. So fängt Seite 391 das Urbar der Hofmark zu Steyer an, und so geht es 72 Seiten lang fort. Das Resultat würde merkwürdig seyn: wie viel und was eine solche Hofmark nach Verhältniß ihrer Größe ertrug, und nach Verhältniß ihres Ertrags dem Herrn gab; aber dieses zu finden ist dem Leser überlassen — dem Leser, der (sey er Gelehrter, oder nicht) in einem Jahrhundert lebt, welches eine größere Mannichfaltigkeit von Ideen, also von Studien, als keines der vorigen fordert. Wo will er (selbst der Gelehrte) die Zeit hernehmen, alle alten Urbare, ihrer ganzen Ausdehnung nach, zu lesen und zu berechnen? Danken würde er dem Diplomatiker für das Summarium und einige Belege ihres Resultats.

Die originellsten Schriften in dieser Sammlung sind Nro. 3 und 7 nebst 5. Nro. 3, eine sonderbare dunkle Composition, wird jedoch nicht so viele reizen wie Ennichel Nro. 7, ein wirklich poeti-

scher Kopf, nicht unwürdig neben andern Dichtern des schwäbischen Zeitalters seinen Platz zu behaupten. Zur Probe lese man die wahrhaft innige, malerische Schilderung der Unthat Albrechts des Leichtsinnigen an seines Bruders Weib und derselben Folgen, S. 263—277. Rec. ist weit entfernt, die Erzählung als historische Wahrheit anzupreisen; der gute Ennichel verstößt gegen letztere überhaupt auf jeder Seite; aber die Darstellung ist in den Sitten der Zeit, ist gemäß der unveränderlichen Menschennatur. Nro. 5 enthält einige aufbehaltenswerthe Urkunden; aber am auffallendsten werden die Verse seyn, welche die Regeln des bei Tafeln zu beobachtenden Anstandes enthalten:

Ich wähn dafs es auch ni wohl stat,
Wer das Bein genaget hat,
Und es wider in die Schüssel thut,
Da bleib die Hübschheit vor behüt etc.

Diese Reime stehen am Ende eines sehr schönen Codex des Schwabenspiegels.

Je mehr Hr. P. Rauch sittenmalende, Gesetz und Verfassung erläuternde Stücke in seine Sammlung aufnehmen wird, um so schätzbarer wird sie seyn. Auch bleibt, aller obigen Bemerkungen ungeachtet, seine Unternehmung überhaupt löblich; der Anblick des Guten erweckt die Ideen des möglichen Bessern, und man proponirt sie am liebsten dem, der die Fähigkeit hat, sie, wenn er will, auszuführen.

Rerum austriacarum scriptores etc. Vol. II. 1793. 536 pagg.

Der Abdruck von Schreittweins Geschichte der Bischöfe zu Passau (bis 1455; fortgesetzt bis 1517) und von Doctor Johann Tichtels Diarium (1477 – 1493), welche beide Stücke den letz-

teren Platz in diesem zweiten Band, von Seite 429—563 einnehmen, verdient allen Dank. Schreittwein ist über die alten Zeiten allerdings fabelhaft, über das dreizehnte und fünfzehnte Jahrhundert aber merkwürdig; und es ist kaum zu begreifen, wie Gentilotti ihn der Herausgabe deßwegen für unwürdig halten konnte, weil zwei spätere Scribenten, Brusch und Hundt, ihn ausgeschrieben; als ob nichts daran gelegen wäre, ihre Quelle selbst vor sich zu haben! Es ist nur zu bedauern, daß dieser Abdruck so ganz nur Copie einer äußerst incorrecten Handschrift, und dadurch, besonders im Anfang, oft unverständlich und sich selbst widersprechend ist. Wir können diese, kritisch scheinende, in der That aber dem Herausgeber so bequeme als für den Leser unvortheilhafte Manier, ein Manuscript mit allen Unvollkommenheiten der Interpunctionen und Rechtschreibung zu ediren, außer bei einigen strittigen oder verdächtigen oder w i c h t i g e n Stellen, unmöglich gut finden. Wenn sie angenommen werden sollte, so werden die Quellen der Geschichte der mittlern Zeiten von ihren wenigen Lesern noch zwei Drittel verlieren, und bald wird nicht mehr daran zu gedenken seyn, für solche Sammlungen eine Subscription zu Stande zu bringen. Der Rec. hat aber noch mehrere Ausstellungen an diesem Buch zu machen. In voller Maße hat er zwei Erinnerungen, die bei Recension des ersten Bandes gemacht worden, zu wiederholen.

Erstlich sind von S. 1 bis 208 wieder zwei Rationaria von Oestreich und Steyermark wörtlich abgedruckt, von denen ein Auszug auf 20 Seiten ein so schätzbares Geschenk gewesen wäre, als das vollständige Detail eine unausstehliche und wenig nützliche Lectüre macht. Helwig, Notarius

bei König Ottokar, ist Verf. des steyerischen Urbarbuchs; doch nicht der erste, denn ältere aus der letzten Zeit Leopolds (A. 1231) werden angeführt. Das östreichische ist nach diesem Muster gesammelt, und ohne Zweifel (siehe S. 117) um das Jahr 1298 oder 99, als Albrecht König war, und die Erblande nach und nach der Verwaltung seiner Söhne übertrug. Das über die vordern Lande von Meister Burkard von Frick, wovon ein Stück bei Herrgott abgedruckt ist, und welches gewöhnlich unter das Jahr 1309 gesetzt wird (Hallers Biblioth. der Schw. Gesch. Th. II. n. 1897), hat Recensent in einer Abschrift ebenfalls unter 1299 angetroffen, und es scheint, daß diese Rödel den jungen Herzogen beim Regierungsantritt pflegten übergeben zu werden. Sie enthalten zuerst (und dieses hat verdient edirt zu werden) den Ertrag der Münze, Mauthen und Gerichte (die letztern wurden verpachtet; locabantur; wenn die Unterthanen auf einmal gute Christen hätten seyn wollen, so wäre die Herrschaft oder der Pächter in den größten Schaden gekommen). Zweitens gehen sie von Hof zu Hof, von Gut zu Gut, alle sogenannten victualia, die Naturalabgaben, durch; welches, natürlicherweise, den allergrößten Theil des Inhalts ausmacht, und woraus nichts zu lernen ist, als wie viele Maaß Korn, Eimer Wein, Schweine, Hühner, Eier, jeder Bauer in ganz Oestreich und Steyermark damals hat geben müssen. Daher ganze Seiten des Inhalts z. B. Seite 144 ff.: due Wolsche 2. porci; Gutenhagen, porcus; Jablanach, porcus; Winterpach, porcus; Grussowe, porcus; Mutschen, porcus; etc. etc. Oder: S. 147—150: Gelinus, urnam (vini); Alheidis et socia, urnam et quartale; Chukerlin, 3. urnas; Gebhardus, 2. urnas; Genanno, urnam; Haen-

linus, urnam; etc. Gewöhnlich aber so: S. 83: In Erla: Henricus: porcum; 6. metretas frumenti; 5. pullos; 30. ova, unum caseum. u. s. f. Ueber solche Herrlichkeiten hätte Rec. sich mit zehn Zeilen Resultat begnügt; er glaubt, einige Barmherzigkeit mit des Lesers Geduld und Beutel wäre nicht übel angewendet gewesen; und da die kaiserliche Bibliothek über die östreichische Geschichte ohne Zweifel noch eine Menge Handschriften besitzt, so hätte das diplomatische Verzeichniß dieser Käse, Eier, Hühner, Schweine und Kornsäcke wenigstens nicht zuerst zu kommen gebraucht. —

Zweitens enthalten sämmtliche Chroniken, welche hier nach den Rationariis und bis auf Schreittwein, S. 209—428 abgedruckt stehen, mit Ausnahme eines alten Bruchstücks von einem Gedicht auf Albrechts Krieg wider Adolph, S. 300 bis 309, und weniger einzelnen Stellen, die sich leicht auf drei Bogen bringen ließen, wörtlich eben dieselben und keine andern Dinge, als man theils bei Petz, theils in dem ersten Theile dieser Sammlung selbst bereits findet. Die Relation der Schlacht Ludwigs und Friedrichs 1322, S. 309—312 ist von Wort zu Wort bei Petz; eben so die Zwetler Chronik S. 313—334 (mit Ausnahme des nichts Neues enthaltenden Nekrologs der habsburgischen Herzoge im Anhang); eben so das meiste, einigermaßen des Aufhebens Würdige, was von Bernh. Norici Schriften S. 335—428 und aus einer anonymischen Chronik S. 209—300 enthalten ist. Von Bernh. Norici Schriften existiren mehrere, vielleicht Concepte, oder mit Zusätzen vermehrte Abschriften; anstatt die vollständigste oder ächteste allenfalls (wenn doch alles gedruckt werden mußte) zum Text zu machen, und die Zusätze als Noten anzubringen, sind alle Aufsätze in extenso abgedruckt. Fast scheint

es, als hätte der Herausgeber sich begnügt, das erste beste Manuscript, so ihm in die Hände fiel, so wie es war, drucken zu lassen; sonst wäre kaum möglich, zwei Quartanten zu liefern, die, verhältnißmäßig zu Größe und Preis, für die östreichische Geschichte so gar wenig Neues lieferten. Wenn hin und wieder in Lesearten etwas von der Petzischen Ausgabe unterschieden ist (selten etwas Erhebliches), so könnte ein Spicilegium solcher Varianten aufgenommen worden seyn; wenn aber zu einer Zeit, wo es schwer hält, für die Herausgabe wichtiger Diplomatarien und alten Chroniken durch Beiträge des Publicums die Kosten aufzutreiben, anstatt einer Sammlung, wie der große Name der biblioth. Augusta sie erwarten ließ, fast nur solche mikrologische Nachlesen und ein paar Zinsbücher erscheinen, ist das nicht für den Geschichtsforscher traurig, darum weil es für das Publicum abschreckend ist?

An Druckfehlern ist auch kein Mangel. S. 208 wird Berchtold Dux Moravie wohl gewiß Meraniae heißen sollen, (497 Otto, gleichfalls); S. 320 steht cum filio, statt consilio. S. 327, civitatem non videntes, das non muß (zufolge der Parallelstelle bei Petz, und der Geschichte selbst) wegbleiben. Von S. 214 doch eine Probe der unbequemen Manier des Abdrucks:

„D. CCCC. XCI. | Theophania . . . obiit.
„Chvnrado rege burgun-
„die mortuo Rudolfus
„filius ejus
„D. CCCC. XCIIII. ignauus successit."

Würde die historische Kritik dabei verloren haben, wenn verständlich gedruckt worden wäre:

„991. Theophania obiit.
„Chunrado, rege Burgundiae mortuo,

„994 Rudolfus, filius ejus, ignavus, „successit.“

Aber die kritische Genauigkeit geht so weit daß (S. 225 und oft) in vndacio, S. 437 imperatori bus mitten in der Zeile abgetheilt ist!

Das oben erwähnte Gedicht über 1298 ist eines der merkwürdigsten Stücke. Der Verfasser war in der Schlacht, von Abkunft wohl ein Kärnthner, mit Namen Hierselein. Auch über die Mischung der Sprache mit ausländischen Wörtern läßt sich manches bemerken: arrir (arrière) refir, blanch, gollier. — Doctor Tichtels Tagebuch ist für den Hausgebrauch geschrieben; sein Arztlohn, sein Salarium als Professor, kömmt häufig vor; aber diese Particularitäten und die ganz kunstlose Wahrheit empfehlen es, als glaubwürdig auch über größere Dinge, insofern er die wissen konnte.

10.

Nürnberg bei Stein: *Analecta seu collectanea*, R. P. Marci Hansizii, S. J., *pro historia Carinthiae concinnanda.* Opus posthumum. Pars I et II. 1793. 316 Seiten in 8.

Pars prima war auch schon zu Klagenfurt 1783 als ein Sodalitätsbuch erschienen. Hansiz war bekanntlich ein fleißiger Forscher, und welcher durch seine diplomatische Prüfung manchen Irrthum aus der Geschichte des alten Noricums und der verschiedenen darin jetzt blühenden Staaten vertrieben. Das richtige Urtheil, welches ihn meistens

leitete, ist auch in dieser Nebenarbeit sichtbar, die sich dabei der guten Latinität wegen angenehm lesen läßt. Das erste Buch (bis S. 45) erzählt die Geschichte der Urbewohner dieser Alpen, der Carner, bis auf die Herrschaft Roms; das zweite (bis S. 188) den Zustand des Landes unter den Römern und zur Zeit der Völkerwanderung im 5ten und 6ten Jahrhundert; von da bis zu Ende beschreibt er das Reich der Slawen in diesem Lande, seine zweite Bekehrung, die Verhältnisse mit Franken und Hunnen, und wie nach und nach Kärnthen in seine gegenwärtigen Gränzen eingeschränkt, die Gestalt erhielt, unter der es im Mittelalter erscheint.

Sehr zu seinem Vortheil unterscheidet sich der P. Hansiz von andern Bearbeitern solcher alten Geschichten dadurch, daß er sie nicht weitläufiger zu machen sucht, als sie in der That ist. Es ist lustig zu sehen, wie andere (z. B. einige schweizerische Schriftsteller) auf Eroberungen ausgehen, und was nur irgend von Alpenvölkern vorkömmt, in ihren Kreis ziehen; P. Hansiz läßt seinen Carnern zwar nichts nehmen (S. 30 f. vindicirt er, meines Erachtens, mit gutem Grunde, diesen Bergvölkern, die von Walther u. a. für die Helvetier usurpirte Geschichte Liv. XXXIX. 22 und 45); dafür gibt er den Japoden ihre Sachen, welche andere den Carnern zueignen wollten, mit Gerechtigkeit zurück; er entsagt auch für ganz Noricum den, wenn gleich alten, Ansprüchen anderer auf Homers νωρωπα χαλκον; ganze Königreiche gibt er auf. Wie, daß diese Gemüthsbilligkeit den gelehrten Pater auf einmal verläßt, wo er auf die Stifter des Christenthums kömmt! Dem König Bathanatius, dem König Cincibilis frägt er nicht so viel nach; da aber Paulus meldet, Crescens gehe nach Gallien,

so kann er sich nicht überwinden, weil doch auch sein Carnien etwa zu Gallien gerechnet worden, außer den Evangelisten Marcus und Lucas (die zu Lorch geprediget) noch den H. Crescens in die julischen Alpen zu führen. Hingegen mit dem christgewordenen Kaiser Philippus und seinem Sohn St. Quirinus will er nichts zu thun haben. —

Ueberhaupt ist er nach seiner Zeit und Lage zu beurtheilen, und gewinnt dabei. Er ist so unparteiisch, als man von ihm es fordern konnte, und, ungeachtet er noch aufzuräumen übrig ließ, hat er die Kritik der kärnthischen Geschichte doch um vieles weiter gebracht. Megisers Träume hat er mit gebührendem Spotte belegt; von Lazius scheint er etwas vortheilhafter, als er sollte, zu denken. Diesem Schriftsteller borgt er Inscriptionen ab, die derselbe entweder zu leicht von andern angenommen oder zu kühn ergänzt hat. In der That verdienen Monumente, welche zu selbiger Zeit beschrieben worden, durchaus eine neue Untersuchung; man darf dem unkritischen Auge der damaligen Historienschreiber nicht trauen. — Hienächst sind hier die sogenannten celtischen Sachen mit dem durch neuere Geschichtsforscher darüber verbreiteten Lichte noch nicht vorgetragen; die aus jener Zeit übrigen Namen werden aus einem Deutsch erklärt, gegen welches das der soviel neuern Minnesinger alt ist.

Solche in Rücksicht der Zeit, wo Hansiz schrieb, nicht hoch aufzunehmende Unvollkommenheiten vermindern sein Verdienst nicht. Die Alterthümer der carnischen Städte, die Folge der Könige, Herzoge und Grafen hat er gut beschrieben und aufgeklärt. Recensent kann sich aus Mangel nöthiger weiteren Daten auf die Entscheidung der Identität Hz. Ingo's mit dem h. Domitianus nicht einlas-

sen (möglich ist sie; und auch, daß Jngo, als Anbeter Perun's geboren, bei späterer Bekehrung sich nach dem heil. Domitianus genannt, möglich ist aber auch, daß bei der ganzen Sache ein Mißverstand obwaltet); aber für die guten Auszüge des Unbenannten, welcher im neunten Jahrhundert die salzburgische Geschichte beschrieb, verdient der Verf. einen großen Theil des Danks, welchen er durch die vollständige Herausgabe desselben ganz verdient haben würde. Der Ursprung der Markgrafschaften in der alten Carnaria (Carantania pflegt sie H. zu nennen) ist gut erläutert.

Dem Andenken des Verfassers gebührt wohlverdienter Ruhm; wer aber noch mehr als er die kärnthischen Sachen entwickelt, würde (denn er war wirklich ein dafür, sich wie für eine eigene Sache, interessirender Mann) seinen eigenen Dank verdient haben. Jn der Geschichte von Inneröstreich zeigt er, wie viel, und was noch zu thun ist.

11.

Innsbruck bei Wagner: Leitfaden zu dem Kenntnisse (der Kenntniß) der gefürsteten Grafschaft Tyrol. Für die Zuhörer der (Vorlesungen des Verfassers) politischen Wissenschaften, entworfen von Joh. Carl Haukh, ord. öffentl. Lehrer der Polizei, u. s. f. 1789, 112 Seiten in 8.

Der Verfasser dieses (noch unter Kaiser Joseph II geschriebenen) Lehrbuches handelt in drei

Abschnitten: 1) von dem Lande, seinen Gränzen, seiner Beschaffenheit, Cultur und Eintheilung, S. 5. 2) Von dem Volke, den Erwerbungswegen und Bildungsanstalten, S. 55. 3) Von der öffentlichen Verwaltung der Provincialangelegenheiten, S. 101. Man findet über alle diese Gegenstände in diesen wenigen Bogen sehr viel Wesentliches; sie reichen hin, dem Ausländer einen Begriff von dem Lande zu geben, wie es in den Zeiten Josephs war und regiert war; der Verf. gibt auch hin und wieder patriotische Winke, worunter Rec. nur den S. 30 auszeichnen will, wie rathsam es wäre, dem Landmann über die Gegenstände der Cultur gar keine Vorschriften zu geben, weil er am besten weiß, was ihm am vortheilhaftesten ist: ein gewiß nicht neuer Gedanke, der aber wegen Zeit und Ort, da und wo er vorgebracht worden, dem Verf. zum Ruhm angerechnet zu werden verdient. So auch S. 32 und viele andere Stellen. Drei Dinge hätte Recensent noch gewünscht, und es wird dem Hrn. Prof. leicht seyn, bei einer neuen Ausgabe, die das Buch verdient, diese Wünsche zu erfüllen. Erstlich wäre, in dem staatsrechtlichen Theile zumal, einige Nachweisung der Quellen oder der gedruckten weitern Ausführungen ein großer Dienst, nicht nur für den auswärtigen Publicisten, sondern auch für den inländischen Geschäftsmann, dem eine solche Schrift zum Handbuche dienen kann. Sie würde hiedurch kaum um einen halben Bogen erweitert werden. Zweitens (und dieses ist auch nach der ersten Bestimmung dieser Bogen wichtig) ist in einem Buche, woraus die Jugend ihre ersten Begriffe schöpfen soll, die größte Bestimmtheit nöthig; diese fehlt hin und wieder. Von den Gränzen auf der Seite gegen Graubündten wird S. 9 gesagt: „sie waren

„ungeachtet der vorhandenen Verträge in verschie„denen Gegenden streitig.“ Sind sie es noch, warum wird gesagt, sie waren es? sind sie es nicht mehr, so hätte der Vertrag angeführt werden sollen, welcher allem Streit ein Ende gemacht hat. S. 11 wird unter den Vortheilen des Gebirges angeführt, „es diene statt der künstlichen Wetterableiter,“ und bald darauf werden die vielen Gewitter als ein Nachtheil derselben genannt. S. 8 und 21 die Stellen über den Lago di Garda und über den Bodensee. S. 16 heißt es: „es ist kein Wider„spruch, es ist nur Mangel an Localkenntniß, wenn „man bei überflüssigen Wäldern dennoch Holzman„gel befürchtet.“ Rec. glaubt, mehrere Leser werden mit ihm dieses so verstehen, Holzmangel werde nur von solchen befürchtet, welchen die Localkenntniß der Ressourcen des Landes fehlet. Nicht so; der Hr. Prof. führt hierauf eine Menge guter Ursachen an, warum in der That Holzmangel bei allem Ueberfluß an Wäldern doch wirklich eintreten könnte. Die obige Stelle hätte demnach ganz anders gefaßt werden sollen. — So ist S. 45 ff. der Artikel von den Gerichtsherren, wenigstens für auswärtige Leser, theils nicht deutlich genug, theils werden viele derselben schwer finden, ohne Beweis zu glauben, daß die Gerichte der Herren überhaupt nur Aeußerungen seyen, welche die landesfürstliche Kammer in ihren Geldnöthen gemacht. Dieses ist wenigstens nicht in der Analogie anderer Länder, wo dergleichen Herrschaftsgerichte häufig aus Zeiten datiren, wo landesfürstliche Kammern kaum existirten. So auch S. 42 f. — Wenn man über dergleichen Punkte mehr Auskunft von dem Verf. wünscht, so ist es Beweis des Zutrauens in seine Fähigkeit, sie zu geben. Auch kann er nicht übel nehmen, daß ein größeres Publicum, als das von

ihm auf dem Titel genannte, seine Schrift sich zuzueignen geneigt ist. Uebrigens, und das wäre die dritte Bemerkung, würde die eben verlangte genauere Bestimmtheit wohl von selbst sich gefunden haben, wenn dem Hrn. Prof. gefallen hätte, auf die Reinigkeit der Schreibart etwas aufmerksamer zu seyn (wie man es in einem Lehrbuche seyn sollte); die Schwierigkeit scheint in der That öfter in dem unbequemen Ausdrucke, als in der Dunkelheit der Ideen zu liegen. Aber schon das Kenntniß, welches mehrmals vorkömmt, und mehrere undeutsche Wortfügungen, zeigen, daß dieser Punkt ein wenig vernachlässigt worden; der Verf. würde in dem Fall wohl thun, seine Arbeiten vor dem Abdrucke von einem hierin geübten Freunde kritisch durchsehen zu lassen. S. 7 hätte probus als Zuname Herzog Leopolds (1386) nicht der fromme (wenigstens nicht nach dem Begriffe, den man jetzt hiemit verbindet) übersetzt werden sollen; eher der brave, der biedere, ehrenfeste. Die S. 78 citirten Privilegien des Bozener Marktes sind seither vollständiger mit den Statuten gedruckt worden: Imp. reg. statuti e privilegi, per te libere fiere della citta di Bolzano; in Vienna 1793. 57 Seiten in 4. nebst dem regolamento delle tasse della cancellaria.

12.

Leipzig, Kleyb. Die Souverainetät des Papstes hat keinen historischen Grund. 1791. 220 Seiten in 8.

Der Jahrzahl ungeachtet ist dieses Buch noch zur Zeit Kaisers Joseph II zu dem Zweck geschrieben

ben worden, um ihn zur Wiederbesitznehmung von Rom und vom Kirchenstaate zu ermuntern. Die Gründe hiezu sind jene, von so vielen protestantischen und gallicanischen Theologen und Publicisten oft angeführten Beweise des Widerspruchs zwischen dem angeblichen Zweck und der wirklichen Uebung der päpstlichen Würde und Macht. Denselben sucht der gelehrte Verf. durch die Aufzählung der verhaßtesten Auftritte, deren viele (wie die Dictatus Gregorii S. 186, der Fußtritt auf den Nacken Kaiser Friedrich I, S. 191 u. a.) nicht leicht ein unparteiischer Schriftsteller als kritisch erwiesen anführen wird, möglichst auffallend zu machen. Nachdem er die ursprüngliche Einfalt und Subordination, die spätere Präpotenz und gränzenlosen Anmaßungen gezeigt, ruft er den Kaiser Joseph auf, dem päpstlichen Staat ein Ende zu machen; denn, meint er, obwohl die Gregor VII, die Alexander III verschwunden, so 1) geschehe dem Papst durch den Umsturz seiner Herrschaft doch kein Unrecht; 2) sey der Kaiser dem Kirchenstaat eine bessere Regierung schuldig; 3) werde der Papst hiedurch in den Kreis seines Bischofamts zurückgebracht; 4) sey selbiger der Kirche und 5) Obrigkeit schädlich, denn immer noch sey das Jus canonicum unabgeschafft, das Einkommen der Kirche außer der Gewalt des Regenten, sey der Papst geneigt, Klagen der Unterthanen gegen ihre Obrigkeiten zu hören rc.; 6) endlich gebühre dem Kaiser die Rache des Unrechts, welches von jeher seine Vorfahren (selbst der „gute, friedfertige und großmüthige" Karl V, S. 202 f.) erduldet. Der Verfasser kann fast nicht begreifen, wie bei so einleuchtenden Gründen Kaiser Joseph noch nicht auf dem Capitolium sey, und den ganzen Staat von Rom seiner Macht unterworfen. Diesen sei-

nen gelehrten Schlußreden werden Andersgesinnte entgegensetzen: daß, wenn alle existirende Gewalt in die Schranken des ersten Zwecks ihrer Einführung zurückgeführt werden wollte, die päpstliche wohl die einzige nicht seyn dürfte, der eine Umwandlung bevorstände; sondern daß eine solche allgemeine Convulsion unvermeidlich wäre, durch die der ganze Zustand der Gesellschaft aus einander gerissen, und, ohne gewisse Aussicht in Jahrhunderte reinster Gerechtigkeit, Ruhe und Genuß für mehr als Ein Menschenalter unmöglich gemacht würden. Man wird dem Hrn. Verfasser auch bemerken, daß der Vorwand der Pflicht, altes Unrecht an späten Geschlechtern zu rächen, und Länder zu erobern, damit sie glücklicher werden, zwar nicht neu, hingegen aber auch nicht von der Art ist, daß derselbe die Empfehlung eines (nicht gekrönten) Schriftstellers verdiente. Jedoch das ganze System des Verf. ist von der Beschaffenheit, daß es in praxi ohne Folgen bleiben wird. Nicht weil Joseph II ihn nicht mehr hat lesen können, besteht noch die päpstliche Macht: und nicht dadurch ging Bagdad für Kalif Mostasem verloren, weil Hulaku überzeugt worden war von dem historischen Ungrund seiner Souverainetät. —

13.

Berlin bei Mylius. Entwurf der Geschichte der europäischen Staaten, von Hofrath Spittler in Göttingen. Erster Theil. 1793. 414 S. in 8.

„Bei den großen politischen Bewegungen un„sers Zeitalters ist es mehr als je Bedürfniß ge-

„worden, der Geschichte der vornehmsten europäi-„schen Staaten — schon in ihrer compendiarischen „Darstellung — die Wendung und Form zu geben, „in der sie den jetzt gangbaren politischen Fragen „und Untersuchungen entspricht.“. . Man frägt jetzt in jeder Geschichte gleich darnach, „wann und „wie ist ein dritter Stand empor gekommen? Wie „haben sich die Verhältnisse der Stände unter einan-„der, und wie die Verhältnisse der Stände zum „Regenten gebildet? wie ist die gerichtliche „Einrichtung geworden? wie ging's mit Steuern „und Finanzen des Reichs?“ Aus diesem Anfang der Vorrede erhellet genugsam der Zweck und Geist des vor uns liegenden, recht vorzüglich guten Werks. Die Absicht desselben wird niemand mißbilligen, als wer glaubt, um nicht gesehen zu werden, sey nöthig die Augen zu verschließen. In der That müssen alle Geschichten neu bearbeitet werden; gleichwie man in der Natur mehr gesehen, seit man die Augen bewaffnen gelernt, so haben sich dem Leser der Geschichte seit Montesquieu's Zeit und durch die Begebenheiten, wozu (wie der Hr. Verf. S. 265 sehr gut bemerkt) er den ersten Stoß gab, Gesichtspunkte eröffnet, und es werden vor unsern Augen (kostbare) Experimente gemacht, welche der ganzen Materialiensammlung eine andere Gestalt, einen neuen Geist geben. Es ist ein Glück, wenn in so einem Zeitpunkt gelehrte, richtigdenkende und wohlgesinnte Männer, wie Hr. Spittler gewiß ist, den noch unstät irrenden Blick des Jünglings mit Weisheit leiten und fixiren. Solches geschieht in diesem Buch. Die Geschichte von Spanien, Portugal, Frankreich, Großbritannien und den vereinigten Niederlanden wird von der Entstehung dieser Staaten bis in den Frühling des

laufenden Jahres mit beständiger Hauptrücksicht auf die Bildung und meist stille Entwicklung ihrer Verfassungen in gedrängter Kürze dargestellt. Zwei vorzügliche Verdienste dürfen wir nicht unbemerkt lassen: das erste besteht in der trefflichen Auswahl der am besten charakterisirenden Züge, und den allezeit kurzen (oft nur in einem leider, oder in einer kaum merkbaren Kunst in der Wendung des Ausdrucks bestehenden) Urtheilen, welche, wenn sie auch, wie ich nicht glaube, in einer ordentlichen Geschichte unterbleiben sollten, in einem solchen Auszug unentbehrlich sind. Ein zweites Verdienst findet Recensent in der Anführung nicht desjenigen Schwalls von Büchern, der den jungen Leser verwirrt oder abschreckt, sondern in der Benennung der besten, bisweilen mit ein paar Beiwörtern, die den Jüngling noch genauer aufs Vorzüglichste leiten, und vor den Unvollkommenheiten der sonst empfehlungswerthen Schriftsteller warnen. Es ist nicht genug, zu sagen, daß uns kein Buch dieser Art von so mannichfaltigen Vorzügen für den geschichtstudirenden Jüngling bekannt ist; es ist lehrreich und äußerst unterhaltend auch für den, welcher in diesem Studium schon viele Jahre verlebt; nicht nur, weil es an so vieles erinnert, sondern auch, weil es auf die Lücken aufmerksam macht, welche jeder in seiner Kenntniß finden wird. Rec. hätte diesem Bande etwa 2 oder 3 Bogen mehr gewünscht; so viele würden hingereicht haben, um dem Werk ein noch weit allgemeineres Interesse dadurch zu geben, daß einige nicht jedem so bekannte Dinge (die Alcavala S. 30, Magellans Moradia S. 112, die Verdienste der Gresham S. 318) mit ein paar Zeilen erläutert, und an einigen andern Stellen die Anzeige der in

des Hrn. Verf. Collegien zu beleuchtenden Fragen, zu Gunsten derer, die sie nicht hören können, in eine Anzeige des Resultats seiner Meditationen darüber verwandelt worden wäre. Das Buch ist so viel mehr, als es zu seyn brauchte, um ein recht gutes akademisches Lesebuch zu seyn, daß es Rec. gern dem ganzen Publicum vollkommen genießbar machen möchte.

Ein Auszug ist so unnöthig als unmöglich, wir wollen nur einige Stellen zu Belegung unsers Urtheils, und auch zum Beweis unserer Unparteilichkeit erwähnen.

S. 10 ist ein Fehler; von 755 bis 1038 oder nach Jahren der Hedschra von 138 bis 430 kommen keine 308 Jahre heraus. Eben so S. 33; wenn Heinrich III von Castilien im Jahr 1390 eilf Jahre alt war, so starb er 1406 nicht in seinem 22sten Jahr. S. 100 heißt der Staatsminister Duque de la Alcudia ein Günstling des Königs (ist hier vielleicht ein Druckfehler!). S. 145 wird im Text von etwas gesprochen, das 22 Jahre nach dem Tode Chlodwigs (A. 511) geschehen, und dabei steht die Jahrzahl 567. S. 148 eine treffende Reflexion über die Thorheit, verschiedenartigen Provinzen die gleiche Verfassung aufdringen zu wollen. S. 152 f. könnte der unerfahrne Leser aus demjenigen Herzog, der einmal Otto und einmal Odo genannt wird, versucht werden zwei zu machen. S. 279 treffliche Würdigung Hume's: „Robertson mag von Seiten des Styls Vorzüge „haben, und Gibbon mag malerischer, vielleicht „auch in seiner Art gelehrter seyn, als Hume, aber „keiner von beiden ist ihm an Größe des „Geistes, Tiefe der Wahrnehmungen und „geübter historischer Abstractionsgabe „gleich." — Wir können uns nicht enthalten, die

schöne Stelle über Ludwig XVI noch abzuschreiben: „Mit redlichern und wohlthätigern Gesinnungen „hat nicht leicht ein König den Thron bestiegen. „Jedes Jahr seiner Regierung bezeichnete nicht „nur Eine freiwillige Wohlthat für seine Nation, „und wer ihn täuschen wollte, konnte ihn durch „Vorspiegelungen von Gemeinwohl täuschen. Mö= „gen doch alle Könige und Fürsten ver= „gessen, was sein Schicksal war!" (S. 266). — (Doch könnten sie allenfalls bedenken, daß er nicht darum gefallen, weil er so gut, wo nicht bes= ser, als Heinrich IV gewesen, sondern darum, weil er so viele Schwäche des Charakters hatte, als Hein= rich Kraft.) S. 323 Clarendon, so wie 370 Wa= genaar sehr richtig geschätzt (Rec. hat sich gewun= dert, über Grotii Annales et Historias nicht auch ein paar Zeilen zu finden). S. 375 wird der Car= dinal Granvelle (und S. 385 der Mörder Wil= helms von Oranien) Kleinburgunder genannt. Sonst ist Kleinburgund das Land vom Jura bis an die Aar; Franche = Comté heißt Hochbur= gund. S. 392 sehr wohl bemerkt, daß die Armi= nianer die fast ganz erloschene Zwingli'sche Partei waren. Rec. thut sich Gewalt an, um abzubre= chen; er hätte so viel Schönes auszuzeichnen!

14.

Altona, bei Hammerich. Unser Jahrhundert. Oder Darstellung der interessantesten Merkwürdigkeiten und Begebenheiten und der größten Männer desselben. Ein Handbuch der neuern Geschichte, von D. H. Stöver, Dr. der Philos. Zweiter Theil. 1792. 504 S. in kl. Octav.

Der Rec. dieses zweiten Theils hat die von einem seiner Collegen an der A. L. Z. verfertigte Anzeige des ersten Theils noch nicht gesehen. Dieses erinnert er, weil, wenn beide übereinstimmen, es mehr beweis't, vorzüglich aber, um, in dem entgegengesetzten Falle, den Anschein zu vermeiden, als widerspreche er sich selbst.

Die herrschende Lesesucht erfordert mancherlei Nahrung; es würde Uebermuth seyn, zu fordern, daß alle ihre Befriediger in dem Geschichtfache Thucydidesse oder Liviusse seyn müßten; ja es ist allerlei Speise nothwendig, seitdem jeder Stand lieset, und seine Autoren haben will. Das vorliegende Werk mit solchergestalt gemäßigten Forderungen betrachtet, ist gut. Rec. findet im Ganzen Richtigkeit (nach den bisher bekannten Datis; neue Quellen sind nicht gebraucht), eine natürliche Zusammenstellung in den einzelnen Stücken, eine gute Moral und eine ordentliche Schreibart; alles, was man für so ein Lesebuch zu einer nothwendigen Eigenschaft macht.

Die ersten 316 S. verfolgen die Historie des von Karl XII angefangenen Kriegs von der Schlacht bei Pultawa bis auf den Nystädter Frieden; es folgt bis S. 350 das tragische Ende des Czarewitz

Alerej; hierauf bis 365 die Todesgefahr Friedrichs des Großen zur Zeit seines Vaters; dann die Revolution zu Genua 1746, bis S. 398; endlich die Lebensbeschreibungen Voltaire's (bis 462) und Hallers (bis 504).

Der Verf. hat seine Quellen am Ende eines jeden Abschnitts summarisch angegeben. Der Rec. wünschte nicht, daß in der deutschen Historiographie Mode würde, die Anführung der Quelle bei jedem (erheblichen) Factum für etwas Unwesentliches zu halten. Wir müssen unsere, noch wahrheitliebende Nation nicht an das Oberflächliche, nicht an bloßen Schimmer gewöhnen, sie nicht gleichgültig in Ansehung der Genauigkeit machen. Wie unbehaglich ist es für einen, nur etwas nachdenkenden Leser, bei einer Erklärung Hrn. Stövers nicht zu wissen, ob er sie aus Voltaire oder von einem Augenzeugen, aus der allgemeinen Welthistorie, und zwar aus welchem Theil derselben, oder gar aus einer Broschüre hat! Es ist eine ganz falsche Idee, die einige Schriftsteller weniger für wahr halten, als (ihrer Bequemlichkeit wegen) für wahr gehalten wissen wollen: daß Citationen den nicht gelehrten Leser abschrecken. Haben sie dem Ruhm des Esprit des Lois geschadet? Hat Hume ihrentwegen wenige Leser? Raynal findet manchmal weniger Glauben, als er verdient, weil man seine Quellen nicht weiß; überhaupt werden die beredtesten Schriftsteller hiedurch meistens verdächtig. Der Rec. macht diese Bemerkung nicht nur Hrn. Stövers wegen, sondern weil diese Manier einreißt, und weil, wenn sie dominirend würde, wir endlich zwei Historien bekommen könnten, die ächten kritischwahren, die wegen verwöhnten Geschmacks niemand mehr würde lesen wollen, und die halb romanhaften, die größten Feindinnen

der guten Historie, diese Zerstörerin des Zwecks der Geschichtschreibung.

Uebrigens haben wir in den Erzählungen des Hrn. Verf. nicht viel besonders Auffallendes bemerkt, einige, meist in den Noten (S. 36, 93, 114, 148, 195, 240, 292, 331) befindliche Anekdoten, oder in den Faden der Geschichte eingewobene interessante Darstellungen (S. 158—167, 244—250, 278 f., 283—290 ꝛc.) ausgenommen, Es darf niemand verdrießen, ihn zu lesen; eben so wenig soll jemand viel tiefes Forschen oder in den Lesebeschreibungen die psychologische Analyse der Besonderheiten historischer Charaktere erwarten.

Wir wollen nur über wenige Stellen etwas erinnern. S. 51 und 53 scheinen die beiden Sätze: „daß durch das Haager Concert der Krieg in das Innere Schwedens gezogen worden wäre; und daß Karl XII übel gethan, dieses Concert nicht anzunehmen," sich zu widersprechen. S. 178 hätte der Heldenscherz Karls, da er sein steinernes Haus gegen die Janitscharen behaupten wollte, und sprach: „Nun streiten wir recht pro aris et focis," nicht sollen übersetzt werden „für Religion und Vaterland;" denn an dem Hause hing keines von beiden; wohl aber fand er sich reducirt, nun „für Feuer und Herd" zu streiten, die man ihm nicht mehr lassen wollte. S. 319 hätte Rec. nicht sagen mögen: „Peter der Große war empfindsam" (Peter der Große empfindsam!) „in der Liebe, deren Unmäßigkeit ihm zu früh das Leben raubte." Angenommen, daß dieses System über die Ursache seines Todes das Wahre sey, so ist er gewiß nicht vor Liebe gestorben, sondern an den Folgen der physischen Wollüste, die er von aller Art sich erlaubte. S. 405 soll Voltaire im J. 1715 bei einem Hrn. von Caumartin gelebt haben, welcher

in seiner Jugend noch Heinrich IV gekannt. In der That ein schönes Alter. Heinrich IV war vor 105 Jahren gestorben! Auch sagt Condorcet bloß, „que M. de Caumartin a été lié avec les hommes les plus instruits du siècle de Louis XIV“ (vie de Volt.) S. 420 lesen wir, daß Voltaire im August 1742 die Nachricht von der Schlacht bei Mollwitz vernommen und dem Parterre zu Lille mitgetheilt. Da diese Schlacht den 10 April geliefert worden, so kann man nicht sagen, daß die Zeitung allzu neu gewesen. S. 485 f., 499—502 finden sich merkwürdige Stellen aus Hallers Tagebuch in Betreff seiner Religionsgefühle. Eben bei einem solchen, so sonderbaren Artikel wünschte man die Gedanken eines psychologisch forschenden Geschichtschreibers. Dem Rec. ist allezeit vorgekommen, daß die Herausgeber dieses Buchs dem Religionssystem, das sie ehren wollten, geschadet haben: was für Ideen (muß der Unparteiische denken), welche ihrem eifrigsten Verfechter nach einem in den nützlichsten, würdigsten Arbeiten vollbrachten Leben den Gedanken des Uebergangs zu solcher peinlichen Marter machen, einem Haller so wenig von der Ruhe gewähren, womit ein Montaigne, ein Hume entschlief! Dem Rec., der Hallern übrigens äußerst verehrt, und welcher aus einer vieljährigen vertrauten Correspondenz desselben mit einem gemeinschaftlichen Freund ihn genauer kennen gelernt, war das Phänomen seiner Aengstlichkeit und Hyperorthodoxie, das freilich in weit frühere Zeiten seines Lebens hinauf datirt, nie anders als dadurch begreiflich, daß der Mensch überhaupt sich Gott nach seinem eigenen Bilde denkt; Haller war (durch die Energie seines Charakters, oder weil er ungern litt gestört zu werden, in einer nicht festen Ueberzeugung, welche er

zu seiner Ruhe doch nöthig glaubte!) nicht nur sehr streng, sondern gegen anders Denkende oft intolerant; wenn Gott wäre wie Haller, so hätte man so unrecht nicht, vor dem Tod bange zu seyn.

Die Schreibart ist hin und wieder vernachlässigt. Was heißt S. 55 „Lappereien blieben der Haupt„erfolg (des Feldzugs)"? Ein Lof Korn hätte sollen S. 59 erklärt werden. S. 124 „Diese Erwei„bung war ursprünglich mit Güldenlöwe zu ver„danken." Dieser Provincialgebrauch des mit kömmt mehrmals vor, und ist nicht gut. S. 396 „Diese „Bewegung brachte alles in Bewegung;" solche Ausdrücke verrathen eine allzu flüchtige Bewegung „der Feder. S. 466 „Haller schien sein Leben nicht „auf das Alter des Mannes bringen zu würden." Ist das auch deutsch?

15.

Züllichau und Freistadt, Frommann. Geschichte Kaiser Friedrichs des Zweiten *). 1792. 399 S. in 8.

Ein vorzüglich ausgezeichnetes Buch. Der Verf. hat die besten Quellen benutzt, hat sie nicht copirt, sondern bearbeitet, hat eine der interessantesten Perioden mit ächtem historiographischem Geschmack und gesundem Urtheil so beschrieben, daß der gelehrte Leser ihn mit großem Vergnügen, das ganze deutsche Publicum mit mannichfaltigem Unterricht lesen wird. Diejenigen, die durchaus ein Muster zur Nachahmung, einen Stab haben wollen, worauf sie beim Eintritt in die historiographische Laufbahn

---

*) Von Hrn. Rittmeister von Funk.

sich stützen, der sie leiten könne, denen empfiehlt Rec. besonders dieses Buch, welches in mancherlei Betracht musterhaft ist. Es gibt mehr als eine unverwerfliche Manier, die Geschichte zu schreiben; ihre drei Väter, Herodot, Thucydides und Xenophon, haben jeder seine Manier; diese Individualität, ohne die sich kein Originalwerk denken läßt, ist untrennbar von den Arbeiten solcher Männer, die selbst denken und fühlen, und einen ihrer Zeit oder ihrem Land oder andern Umständen besonders anpassenden Zweck und Plan haben; ohne dieses (wovon der Rec. weit entfernt ist) verwerfen oder proscribiren zu wollen, macht er sich kein Bedenken, eine zu dem allgemeinen Zweck der Belehrung und des Vergnügens cultivirter Menschen geschriebene Geschichte nach den trefflichen Eigenschaften des vorliegenden Buchs eingerichtet zu wünschen.

Es würde unnütz seyn, von dem Inhalt einen Auszug zu geben. Der Rec. führt nur einige charakterisirende Stellen zu Belegen seines Urtheils an: die Schilderung Innocenz III.; S. 22, 66 f.; die richtige Bemerkung S. 92, wie schnell sich der Vatican entschloß, den Kampf mit einem Fürsten zu beginnen, und wie äußerst behutsam Rom war, wenn ein Volk aufgebracht werden konnte; die Entwickelung der Ursachen des Abfalls König Heinrichs von seinem Vater, 169; die Schilderung des damaligen Italiens, 184; die Untersuchung der Stärke der bei Corte nuova gegen einander gestandenen Heere, 203; die lehrreiche Beobachtung, daß es dem Kaiser darum so oft mißlungen, weil er vergaß, die übermenschliche Anstrengung der edelmüthigen Verzweiflung (eines Volks) in Anschlag zu bringen, 215; das dem unerschütterlichen Muth Gregors IX gegebene gerechte Lob,

249, 273; die geschickte Lösung des Problems, warum die Tataren nicht weiter gegen Occident vorgedrungen, 264; die feine Würdigung des Charakters Innocenz IV in Vergleich mit Gregor IX, 284 f.; die rührende Beschreibung der dem physischen Unvermögen und häuslichen Leiden unterliegenden Seelenkraft, 293; die Bemerkungen über den Hochverrath Peters de Vineis, 349.

Gegen die Genauigkeit oder die Deutlichkeit ist beim Durchlesen dem Rec. kaum hie und da etwas aufgefallen. S. 19 soll Constantia bei der Geburt ihres Sohnes (26. Dec. 1194) nicht älter gewesen seyn als 37 bis 39 Jahre, da ihr Vater, vor dessen Tode sie gewiß geboren war, vor beinahe 41 Jahren (17 Febr. 1154) gestorben. S. 29 wird wohl nicht Conrad von Schwaben gemeint seyn; dieser lebte nicht 3 Jahre nach Friedrichs Geburt; er starb 1195, spätestens 1196. S. 251 hätte billig angezeigt werden sollen, daß dieser Thomas, Graf in Flandern, ein Prinz von Savoyen war; dadurch wird diese Erzählung verständlicher. S. 343 wird Hochheim bei Frankfurt ein Schreibfehler seyn. In der Rechtschreibung eigenthümlicher Namen herrscht diejenige Inconsistenz, welche unvermeidlich ist, wenn ohne einige Rücksicht auf Etymologie und Abstammung die so verschiedene Aussprache allein Regel seyn soll: Dinastie schreibt der Verf. für Dynastie; in Zähringen gehört kein h; Innocenz heißt bald Innozens, bald Innozenz, bald wie Rec. ihn schreibt; Palestina sollte Palästina geschrieben seyn; Thuszien, Tuscien; Karizmo entweder Carismien oder Chowaresmien (dieses mehr nach den Buchstaben, jenes der Aussprache in dem Orient gemäßer).

Der Eindruck, den diese Geschichte zurückläßt, ist allerdings Bewunderung für Friedrichs seltene

Geistesgaben, aber auch die Ueberzeugung, daß wenn es ihm gelungen hätte, die Freiheit der lombardischen Städte verloren gewesen (S. 69 f. 156 f. 184) und vieles Gute und Große nie entstanden wäre, welches aus den Stürmen und dem langen Kampf der Freiheit dort und anderswo hervorgegangen; ein Verlust, wofür, wenn er auch Cäsars Eigenschaften vereinigt hätte, Friedrich darum nicht entschädigen konnte, weil er sterblich war. Es ist auch mehr seine Staats- als seine Lebensgeschichte; in die letztere gehörten mehr einzelne Züge seines Privatlebens, seiner Sitten und Gesinnungen, wie man deren in den Quellen hin und wieder findet, und selbst aus den Angaben seiner Feinde mit unparteiischer Kritik herauslesen kann. Die Fehler eines großen Mannes (und manchmal sind es Dinge, die nicht jedermann für Fehler hält) sind so interessant als alles Uebrige, weil sie zeigen, was alles in einem solchen Charakter sich zusammen finden kann, und combinabel ist. Dieses gibt der Geschichte für die Moral und Psychologie ein Interesse, das verloren gehen muß, sobald nicht alles gesagt wird.

Bei einer zweiten Auflage (das Buch wird mehrere erleben, und der Rec. wünschet sehr, daß der Verf. ihm viele ähnliche Brüder gebe) würde die Kleinigkeit angenehm seyn, daß oben am Rand jeder Seite das Jahr angezeigt würde, dessen Geschichte erzählt wird.

16.

Leipzig, Weidm. Buchh. Pragmatische Geschichte der neuesten kaiserlichen Wahlcapitulation und der an kaiserl. Majestät erlassenen kurfürstl. Collegialschreiben. Vom Hofrath und Professor Häberlin, zu Helmstädt. 1792. 426 S. in 8.

Nach Zuschrift und Vorrede, eine Einleitung, welche erzählt, was vor und bei Eröffnung des Wahlconvents im J. 1790 zu Frankfurt von den Botschaftern vorgenommen worden, S. 1 — 20; die Berathschlagungen über die Wahlcapitulation, von S. 21 — 363; hierauf, Anhang oder Geschichte der Verhandlungen über die Capitulation Kaisers Franz II, Vorrede dazu; und mit fortgesetzten Seitenzahlen, von S. 365 bis zu Ende die kurze Historie dieser, eigentlich neuesten W. C.

Der Verf. wollte einen „raisonnirenden, systematischen Auszug des Wahlprotokolles liefern, „worin alles Zusammengehörende unter einem Blick „dargestellt würde." (Vorr.). Dieses hat er in so fern gethan, als er über jeden Artikel nicht nur die Monita der Kurhöfe, die Vorträge und Bemerkungen darüber, sondern auch die Monita, Desideria und Beschwerden der Fürsten und Städte des schwäbischen Kreises, der Ritterschaft, ja die Aeußerungen des Fürsten von Speier, nebst demjenigen, was die Gesandten fürstlicher und auswärtiger Höfe u. s. f. angebracht haben, getreu erzählt. Pragmatisch nennt er diese Darstellung vermuth-

lich wegen der eingestreuten eigenen Gedanken und Urtheile. —

Wir würden ihm gerathen haben, diesem guten und nützlichen Werk einen weniger versprechenden Titel zu geben. Pragmatisch (däucht dem Rec.) wäre eine Geschichte der Leopoldinischen Wahlcapitulation alsdann, wenn sie die Ursachen entwickelte, wodurch diese Wahlcapitulation das und nichts Anderes geworden ist. Hiezu ist nicht hinreichend, anzuzeigen, was über einzelne Monita für Raisonnements gefallen; der Hr. Verf. sieht selbst recht gut ein, daß manches nicht wegen innern Uebergewichts von Gründen angenommen und verworfen worden; und schwerlich kann er dieses der persönlichen Ueberzeugung der Wahlbotschafter oder Verfasser ihrer Instructionen zuschreiben. Es gibt andere Erläuterungsquellen, deren Kenntniß dem Staatsmann wenigstens eben so interessant wäre, als die pro und contra gefallenen Reden dem Publicisten. Rec. glaubt, eine pragmatische Geschichte der Leopoldinischen Wahlcapitulation hätte mit einer Schilderung der Regierung des damals letztverstorbenen Kaisers Joseph anzufangen; die Veranlassung zu den Monitis muß sich aus derselben ergeben. Er würde zumal die so merkwürdige Periode nach dem Tode Maria Theresiens, die Veranlassung und Einrichtung des Fürstenbundes, alsdann aber auch die weniger bekannte neue Veränderung in den Gesinnungen verschiedener Höfe beschreiben, die sich kurz vor und nach dem Tod Josephs ereignet, und wodurch die Wahlcapitulation eine ganz andere Gestalt bekommen, als man ihr etwa im Jahr 1786 oder 87 zu geben gesucht haben würde. Die Lütticher Händel, die zwischen K. Mainz und K. Brandenburg darüber geführte Correspondenz, die vielfältigen Verwicklungen der Ansprüche der beiden R.

Vica=

Vicariate und des Erzcancellariats im Zwischenreich, würden viel Nachfolgendes erläutern. Die Parität, welche bei dem Wahlconvente 1790 so viel gethan und gehindert, würde weniger unbegreiflich scheinen, als sie es einem seyn müßte, der von der Kenntniß der Jahre, wo der Fürstenbund blühete, ohne Unterricht von den Vorgängen der Zwischenzeit, auf die Epoche der Wahlcapitulation überginge. Wenn vollends die innere Geschichte einiger Höfe, wenn die Schilderung der leitenden Männer dazu kommen könnte (dürfte!), dann würde diese Geschichte ein charakterisches Gemälde der politischen Lage Deutschlands darstellen. Aber, auch ohne dieses, was vor dem Ablauf einer Anzahl Jahre sich noch nicht mit offener Wahrheit wird vorlegen lassen, hätte aus den actenmäßigen öffentlichen Vorgängen immer ein schon sehr unterrichtendes Tableau der Höfe verfertiget werden, und vieles erläutern können.

Obwohl Hr. Hofrath Häberlin auf alles dieses sich nicht eingelassen, dennoch verdient seine Arbeit mehr als ein Lob. Es ist angenehm, alles zu jeder Materie Gehörige beisammen zu haben. Seine Bemerkungen sind gut, und wohl ausgeführt. (Beispiele: S. 57 über einen Widerspruch der Publicisten; S. 61 über das Bücherwesen; S. 63 ff. über die Verfügung in Betreff der Autorität symbolischer Bücher (denen Luther und Melanchthon nie so vieles Ansehen gegeben, als hier K. Mainz und die adhärirenden Majora); die vom Kreissystem entfremdeten Lande; der Styl des R. K. Gerichtes; die Geburt seines Chefs; das R. Postwesen — über welchen Artikel S. 321 f. dem Hrn. G. J. R. Pütter mit aller gebührenden Achtung ein nicht unerhebliches Versehen zeigt.) — Besonders zeigt sich sein gesunder Sinn bei jedem Anlaß, wo er auf die gegenwärtigen Revolutionszeiten zu sprechen kömmt.

Gleichwie er keiner von denjenigen war, die Krieg wünschten, weil sie den Sieg für leicht hielten (S. 160 Vorrede zur Wahlcapitulation Fr. II., S. VI.), so glaubt er auch, daß das wahre Mittel gegen die Ansteckung mit der Revolutionsseuche billige Regierung und gute Behandlung der Unterthanen sey (S. 182); und man sieht ihm an, wie wenig er Verfügungen billiget, welche dem Unterthan den Weg Rechtens erschweren (S. 219, 284), und wie wohl gethan er es findet, daß das R. K. Gericht hierin sich eher an die älteren Verfügungen der R. Gesetze zu halten gedenkt (Vorrede zur Wahlcapitulation Fr. II. S. V.). In Zeiten wie die unserigen sind, verdienen gerechte und weise Männer, die Mäßigung und Billigkeit allen Parteien predigen, Auszeichnung.

Es wird dem Hrn. Verf. angenehm seyn, die Bemerkung einiger Druckfehler hier zu finden, welche er bei einer zweiten Auflage verbessern kann: S. 12, der Baumeister hieß Mangin (nicht Glangin), eben der, welcher die nun in Ruinen liegende Dompròbstei zu Mainz gebaut; S. 17, der k. böhmische Legationssecretär hieß Carl Daiser von Sylbach, und war k. k. Rath; S. 18, der kurbraunschweigische, Kestner; S. 199 n. *) hätte der geistliche Rath Bönike wohl erwähnt zu werden verdient, als der mit dem kurmainzischen Weihbischof Heimes, gleichwie zu Ems, so in Frankfurt, bei diesem Geschäfte viel gethan. S. 292 steht Mailand für Mantua. S. 368 ist der kurböhmische Legationssecretär Franz v. Lerchenheim vollends übergangen worden. Diese Bemerkungen über Kleinigkeiten werden dem Hrn. Verf. zeigen, welcher Aufmerksamkeit dieses Buch dem Rec. würdig geschienen.

17.

Halle, Hendel. Kurzer Abriß einer Geschichte des Ritterwesens und des deutschen Adels, benebst Nachricht von den vorhandenen Ritterorden. Herausgegeben von F. W. 1793. 284 Seiten in 8. (16 Gr.)

St Der Jahrzahl ungeachtet ist diese Schrift älter als der Anfang der allgem. Literaturzeitung, und gehört wirklich kaum in den Kreis der neuesten Literatur. Da König Friedrich von Schweden der letztverstorbene genannt wird (S. 275), so sollte man sie vor 1771 verfaßt glauben; da jedoch S. 255 auch Johann (hier Philipp) Wilhelm (st. 1716) der vorige Kurfürst von der Pfalz genannt wird, so scheint es der Verf. mit solchen Beiwörtern überhaupt nicht genau zu nehmen. Wir begnügen uns also, aus S. 270 zu schließen, daß sie vor dem Tod Friedrichs des Großen geschrieben worden, welcher dort ausdrücklich der jetzt regierende heißt. Ob der Verf. und Herausgeber einer und derselbe, ob das Buch selbst zum erstenmal gedruckt, oder nur mit einem neuen Titelblatt versehen ist, dieses — nec scire fas est omnia — ist dem Rec. unbekannt. Uebrigens ist sein Inhalt folgender: Eine Einleitung von den Quellen der Rittergeschichte, S. 1 — 11; von dem alten Ritterwesen selbst (eine Schilderung der Gebräuche; vieles Lob der Ritterschaft), S. 11 — 51; von der Rüstung, 55 — 74; vom Turnier, 75 — 96; allgemeine Geschichte des heutigen Adels, 97 — 101; desselben Waffen und Wappen, 102; Abriß der Heraldik, 104; Titel des hohen und niedern Adels, 148; Adels-

briefe, 153; Stammbäume und Stammtafeln, 155; Ahnenprobe, 162; Vorrechte des Adels (persönliche werden 30 oder 39, reelle 11 aufgezählt), 169; wie der Adel erworben und verloren wird, 193; endlich die Ordensgeschichte, d. i. alphabetisches Verzeichniß der vornehmsten Orden, Epochen ihres Ursprungs und Beschreibung ihrer unterscheidenden Zeichen, 207 bis zu Ende.

Daß der Verf. oder Herausgeber auf die unsinnige Revolution von Frankreich (Vorr.) keine Rücksicht genommen: zumal er voraussieht, daß am Ende doch alles wieder in seinen vorigen Zustand zurückkehren dürfte — diese Gerechtigkeit muß man ihm widerfahren lassen. Wie hätte er sonst auch sein Buch so erscheinen lassen!

Dieses enthält über die oberwähnten Punkte das gewöhnlich Vorkommende. So gar genau muß man es nicht nehmen. Wenn der Verf. S. 21 meldet, daß die alten Ritter gegen die Gefangenen meist großmüthig waren, und ihnen die Freiheit wieder schenkten, so möchten sich in der Historie und in den Gewölbern ihrer donjons selbst Ausnahmen finden, durch die sein meist gewaltig eingeschränkt würde. Und wenn er zur Verderbniß der spätern Zeiten, wo das Ritterwesen in Cadence kam (sein Ausdruck S. 95), rechnet, daß viele Ritter (S. 52) nicht einmal mehr lesen konnten, so möchte man fragen, wann die Zeit war, wo die meisten lesen konnten? Eben so wenig muß man sich daran stoßen, wenn Papst Paulus III. ein Zeitgenosse Pipins (S. 53) wird, und Clemens IX. (st. 1669) 1688 einen Orden bestätiget (S. 231, es sollte 1668 heißen). Solche Neuigkeiten, wie z. B. die Errichtung einer bayrischen Zunge des Maltheserordens, darf man hier auch nicht suchen. Endlich wird man kein Muster

der Schreibart hier finden; es wird S. 55 von einem ungebildeten Jüngling als einem Hans Dumrian gesprochen; witzig, wie zu Hübners Zeit, wird ein Misthaufen S. 48 theatrum honoris gallinacei genannt. Indessen gibt das Büchelchen dem Zuschauer der Menge ritterlicher Abenteuer, die in diesem Quinquennium auf mancher Schaubühne ihr Wesen treiben, doch einen Begriff von gewissen Sachen und Ausdrücken, welchen er aus den wenigsten dieser unbündigen Stücke selbst fassen könnte. Dabei lernt der gemeine Leser (Junker nicht ausgenommen) auch etwas davon, was der Adel, für und wider den so Viele ohne Kenntniß declamiren, eigentlich seyn sollte, war und in gewisser Rücksicht noch ist. Und so mag das unschuldige Büchelchen immer einigen Nutzen haben.

18.

Berlin und Potsdam. Merkwürdige Geschichte des Lebens des Grafen Emerich von Tököly, und der durch die ungrischen Mißvergnügten erregten Unruhen und Kriege. — 1793. 333 Seiten in 8.

Tököly's Geschichte in gegenwärtigen Revolutionszeiten, ohne Vorrede, ohne Namen weder des Herausgebers noch des Verlegers, und wahrscheinlich unter falsch angegebenem Druckorte — macht aufmerksam. Das ist aber auch der ganze Zweck dieser mysteriosen Publication; von andern Absichten findet sich nicht die geringste Spur; das Buch ist auch gar nicht dazu eingerichtet. Obwohl an-

fangs (S. 2) insinuirt werden will, als enthielte es Privatzüge und specielle Anekdoten, welche nur ein gleichzeitiger Biographe so gut habe wissen können, dennoch finden sich deren äußerst wenige; der Held der Geschichte wird weder genauer bekannt, noch interessanter dargestellt, als in seinen letzt gedruckten Memoires. Der Rec. hat letztere in diesem Augenblick nicht bei Handen, aber das Gefühl hat er, aus diesem Buche nichts Erhebliches gelernt zu haben, was in den bisherigen Geschichten derselben Zeit fehlte. Es ist eine ziemlich magere trockene Erzählung ohne alle historische Kunst. Aus einigen militärischen Maximen sieht man, daß Graf Tököly ein Mann von Kopf gewesen; was man sonst aus ihm machen soll, ob er systematisch oder bloß unruhig war, ob Schwächen und Privatleidenschaften ihn hinderten, ganz zu seyn, was er (nach seiner Lage) sollte und wollte, ist nicht zu ersehen; es findet sich von seinen Sitten, von persönlichen Eigenschaften beinahe nichts. Die Schreibart ist überdem nicht selten undeutlich; nur ein paar Beispiele: S. 222. „Der kaiserliche „General drang in die Siebenbürger, welche unter „der Bedingung, seiner Mannschaft Unterhalt zu „reichen, Bedenklichkeiten gehabt hatten, sich zu er„klären und mit seiner Mannschaft zu der seinigen „zu stoßen." — Ist hieraus ersichtlich, daß sie sich zu seinem Willen erklärt? Dieses erhellet nachmals aus Umständen in der Erzählung; gesagt wird es nirgend. S. 241, „der Muth der Kaiserlichen „wuchs, weil ihre Unternehmungen gut von statten „gingen, an die sie vorjetzt noch gar nicht gedacht „hatten." S. 295 ist §. 40 (denn es ist alles in §§. getheilt) ganz unverständlich, weil gesagt wird: „Dieses geschah aus einer zweifachen Absicht;" da es heißen sollte: „aus folgenden zwei Planen mußte

einer gewählt werden." Man erkennt die Eilfertigkeit eines Uebersetzers. Für den politischen Unterricht läßt sich aus dem Ganzen die Lehre ziehen, daß es mit Revolutionen, die die Magnaten machen wollen, überhaupt bei weitem nicht so viel auf sich hat, wie mit andern; besonders weil es ihnen meistens an Menschenkenntniß fehlt, und weil zu viele Privatrücksichten sie zerstreuen und irre machen.

19.

Altenburg, Richter. Geschichte der europäischen Kriege des achtzehnten Jahrhunderts, von M. Ernst August Sörgel. Erster Theil, 1793. 470 Seiten in 8.

Der Verfasser hat dieses Buch für solche Leser bestimmt, welche zu ihrem Zeitvertreib lieber ein unterrichtendes Geschichtbuch, als einen Roman in die Hände nehmen. „Wenn er auch," sagt er in der Vorrede, „auf andere Eigenschaften eines guten „Geschichtschreibers Verzicht thun müßte, so soll „doch Treu und Wahrheitsliebe ihm nicht abgesprochen werden." Diese Versicherung findet er billig um so nöthiger, da er, „um Raum und dem Leser „Geld zu ersparen, die Citaten weggelassen," und nur am Ende ein Verzeichniß der gebrauchten Quellen gegeben. Ueber dieses letztere hat Rec. vor kurzem, bei Anlaß des zweiten Bandes von Hrn. Stövers Buch über unser Jahrhundert seine Meinung zu erkennen gegeben. Diese und einige Mängel der Schreibart (wovon unten) abgerechnet,

gesteht er, daß dieses Buch zu den wenigen gehört, worin er mehr und die er besser gefunden, als die Vorrede verspricht. Es ist nicht bloß für Leute, die ihre Zeit nicht besser zu tödten wissen, sondern für den besten und edelsten Theil des Publicums eine recht sehr unterhaltende und unterrichtende Lectüre. Neue Entdeckungen sind nicht in seinem Plan, aber der Inhalt einer Menge weitläufiger Memoires und vergessener Zeitschriften oder bändereicher Compilationen ist auf die interessanteste Manier geordnet und dargestellt. Dieser erste Band enthält in XII Büchern die Geschichte des Kriegs über die spanische Thronfolge bis auf die Schlacht bei Blenheim; der zweite soll diesen Krieg vollenden; es ist dem Rec. fast leid, daß Hr. Sörgel den schon so oft und so gut beschriebenen nordischen Krieg alsdann vornehmen soll; freilich gehört er in den Plan, aber man wird auf andere noch nicht so populär beschriebene begieriger seyn.

Was ein Hauptverdienst dieses Werks macht, ist die Aufmerksamkeit des Verfassers auf die moralischen Triebfedern, welche in dem Charakter der handelnden Personen liegen. Dieses ist der wahre Weg zu dem Herzen des Lesers, der, den die Alten gebraucht, und wodurch ihre Schriften so lange die Menschheit existirt, einen unvergänglichen Werth behalten. Das aber ist auch, was von vielen, sonst gründlichen Werken zumal über die deutsche Geschichte wegscheucht; einige sind für den Publicisten, einige für den Canonisten, einige für den Taktiker lehrreich; für den Menschen werden sie es so lange nicht seyn, als die Häupter der Nation in Ermanglung jeder genauern Schilderung ihrer individuellen Sitten und Gemüthsart, weiter nicht anders bekannt sind als wie Namen, die so und so viele Jahre im Staats-

kalender figurirt und übrigens unter eine große Menge Expeditionen geschrieben worden sind, deren Wirkung meist lange erloschen ist. Wie kann die Geschichte eine Schule der Menschenkenntniß und Moral werden, so lange die Hauptpersonen gar nicht oder im Schmeichlerton und etiquettenmäßig geschildert werden! Züge finden sich genug, wenn gleich in kleine Schriften, in Winkel der Archive versteckt, oder hin und wieder nur durch die Sage erhalten. Sie müssen gesammelt werden, denn alles gehört zusammen, um einen Charakter richtig zu schildern. Das Abendmahl, welches Marlborough vor dem Sieg bei Höchstadt empfing (S. 443) ist nicht weniger interessant zur Geschichte dieses Tags als irgend ein Punkt seiner militärischen Anordnung; und des Duc de Vendome griechische Liebschaften (S. 248) gehören so gut als seine andern Sonderbarkeiten in die Zeichnung seines originellen Charakters. Herr Sörgel hat nur selten einen Zug weggelassen, der zur vollständigen Kenntniß eines berühmten Mannes oder eines damaligen Hofs oder der verschiedenen Nationen dienen mochte.

Er zeigt hienächst ein gesundes Urtheil, das von alten und neuen überspannten Vorstellungen gleichweit entfernt ist. Ein Beispiel: so verächtlich er von dem erniedrigenden Aberglauben der spanischen Könige redet, so wenig er den (man möchte fast sagen, durch Erfahrungen S. 360 ꝛc. so oft entschuldigten) Wunderglauben Leopolds gelten läßt, so wenig hält er, nach neuerer Weise, unter dem Charakter Wilhelms und Eugens, daß jener gegen alle Secten tolerant und aller Menschen Freund, aber von ganzem Herzen fromm (S. 153), dieser nie bigott, aber der Religion ergeben (S. 110), bemerkt daß Ludwig XIV. into=

leranter, Leopold gewissenhafter (144) gewesen; wie rührend Nassau-Saarbrück (S. 187), wie christlich heldenmüthig Ario (S. 369) ihre letzten Gefühle ausgedrückt. Die Contraste des Glückwechsels stellt er nicht rednerisch zusammen, sie erhellen aus der Erzählung, besonders wenn man das Ende des Jahrhunderts mit seinem Anfang vergleicht (S. 82 die Schilderung der Größe Ludwigs!). Er ist auch kein solcher laudator temporis acti, daß er die Unmenschlichkeiten verhehlte, die sich jene Generation eben so fürchterlich als irgend eine zu Schulden kommen ließ (S. 134, 173, von Ludwigs Heeren; S. 348 von den bayerischen; S. 354 und 382 von den Tyrolern, u. s. f.

Am meisten hätte Herr Sörgel auf einige Verbesserungen der, im Ganzen recht guten, Schreibart zu sehen. Die Namen Gallien und Albion (S. 15) lassen in einer Historie des XVIII. Jahrhunderts affectirt. Einige fremde Wörter (Electorat, S. 145, Pläne, 361, oder gar Säkel für Jahrhundert, 101) hat er ohne Noth und Nutzen aufgenommen; hinwiederum einige recipirte mit solchen verwechselt, welche schwerlich Beifall finden dürften (S. 20, Gehör für Audienz; Füßer, 361 und sonst, für Infanterie oder Fußvolk; Granadenwerfer für Grenadier; Blutstürzungen, für blutige Kriege u. a.). In Namen fehlt hin und wieder, doch selten, die Genauigkeit: nicht norische Alpen, sondern rhätische sind jene, über die S. 114 Eugenius ging; es ist ungewöhnlich, die untere Erzstift Köln S. 162 schlechtweg Niederköln zu nennen; die vier Waldstäte am Rhein S. 342 werden nicht Bergstädte genannt, noch weniger die Bergleute in Tyrol Graubündner (S.

330 ff.), die zwar einen Theil des alten Rhätiens bewohnen, aber einen ganz besondern Staat ausmachen; S. 368 ist anstatt Marsiglia, Marsigli, so wie 462 Zurlauben für Surlauben, und Humières für Hümiers zu lesen. Der Ausdruck S. 394 von Moses, der einen Durchgang durch Wasser zaubert, ist nach jeder Denkungsart falsch. S. 430 kommen Britten und Engländer vor. Die Schlacht von St. Quentin S. 468 ist nicht 1551, sondern 1557 geschehen.

Endlich würde den Lesern angenehm seyn, anstatt des unnützen, oben an jeder Seite fortlaufenden Titels Gesch. des span. Thronfolgekriegs den besondern Inhalt jedes Blattes rubricirt zu finden; es ist überhaupt eine Gedächtnißhülfe, und der nicht gelehrte Leser lernt so die Schlachten nennen, und faßt den Zusammenhang eher. —

20.

Prag bei Calve. Kurze Uebersicht der merkwürdigsten Empörungen in Böhmen und ihrer Folgen. Ein Gegengift wider den Freiheitstaumel. Von Prof. Cornova. 1793. 41 Seiten in 8.

Der gutgemeinte Zweck dieser Schrift ist: vor der Freiheitswuth und der blutgierigsten aller Tyranneien der Pöbelherrschaft sorgsam zu warnen, S. 41. Um hiezu zu gelangen, will der Herr Professor aus der böhmischen Geschichte zeigen, was denn am Ende das Vaterland bei allen Empörun-

gen gewonnen habe, S. 4. Also durchgeht er auf einigen 20 Seiten alle Aufruhren, die seit Borziwog 891 bis auf Ferdinand II. erhoben worden, deren Urheber denn alle Zeit Unrecht hatten, und eben darum auch unglücklich waren, und über Böhmen Unglück brachten. Dieser Erzählung ist ein Raisonnement über Freiheit und Monarchie entgegengesetzt, welches um so leichter und ausschließlicher für letztere entscheidet, als jene (die zwar mit der Monarchie ganz wohl combinirt werden kann) hauptsächlich nach den neuesten Vorgängen in Frankreich beurtheilet wird.

Der Rec. glaubt den Thron des Kaisers und der deutschen Fürsten auf das Gefühl des Glücks, welches ihren Unterthanen die Vergleichung ihrer Sicherheit, ihres Wohlstandes und Friedens gewähren muß, allzufest gegründet, und er hat von der Weisheit und Wohlthätigkeit der Maximen ihrer Verwaltung, so wie von dem Biedersinn und gesunden Verstande des deutschen Volkes einen zu hohen Begriff, als daß ihm nöthig scheinen sollte, um eine Revolution zu brandmarken, die täglich mehr die Schande der menschlichen Natur und des achtzehnten Jahrhunderts wird, allem was in der Historie ist, eine andere Gestalt zu geben, als es zu seiner Zeit hatte; mit dem ehrwürdigen Namen Freiheit und Aufklärung eben den Unfug zu treiben, wie die französischen Philosophen mit dem Wort Religion (die sie aller Gräuel beschuldigen, wozu sie den menschlichen Leidenschaften oft ihren Vorwand hat leihen müssen); und dadurch gewissem Irrthum entgegenzugehen, daß man einseitig wird, und sich blindlings auf Declamiren gegen Ideen hinwirft, die an sich so unschuldig sind, wie Wein und Brod, obwohl auch jener berauscht, und Linguet gegen dieses geschrieben.

Es sind in der vorliegenden Abhandlung überhaupt viele gute Bemerkungen, aber auch solche, die ungemein mißbraucht werden können; wie S. 7 f., wo der willkürlichen Macht das Wort geredt wird. Incidit in Scyllam!

21.

Wien, Gräffer und Comp. Michael Ignat. Schmidts, k. k. Hofraths — neuere Geschichte der Deutschen. Fünfter Band. Von dem Jahre 1630 — 1648. 1792. 387 S. Sechster Band — bis 1657. 1793. 365 S. in 8.

Schon aus den Zahlen der in diesen Theilen bearbeiteten Jahre ist die besondere Wichtigkeit dieses neusten Stücks der vaterländischen Geschichte des Hrn. Hofraths Schmidt abzunehmen. Der Rec. fügt mit Vergnügen bei, daß die Behandlung des Gegenstandes würdig ist. Eine Erzählung des Hauptinhaltes, den sich jeder vorstellen kann, wäre überflüssig; eine kurze Darstellung des Verhältnisses der Theile und einige Proben des darin herrschenden Geistes wird zweckmäßiger seyn.

Im 5ten Bande werden die Begebenheiten von Anfang der schwedischen Einmischung bis auf den westphälischen Frieden in ihrer historischen Ordnung erzählt. Der sechste Theil hat größtentheils die westphälischen Friedensnegociationen (S. 1 — 264), den Frieden selbst und seine Folgen (265 — 308), endlich die Geschichte bis auf den Tod Kaiser Ferdinands III. zum Gegenstande.

In der Unmöglichkeit, alle oder auch nur die

hauptsächlichsten und interessantesten Bemerkungen, die der thatenreiche Inhalt beim Leser erregt, oder die der Herr Verf. macht, vollständig und beurtheilend auszuziehen, begnügt sich der Rec. mit wenigen Beispielen von jeder Art, um so mehr, da das Buch von jedem cultivirten Deutschen selbst gelesen zu werden, zumal in diesen Bänden, gewiß verdient.

Wenn Leser, die von dem damaligen Parteigeiste der Protestanten etwa durch die Eindrücke ihrer ersten historischen Lectüren noch eingenommen sind, das Lob, welches Kaiser Ferdinand II. gegeben wird, für eine Wirkung persönlicher Verhältnisse des Verf. ansehen, so werden Erzkatholiken über seine Schilderung von Gustav Adolph und andere, unten vorkommende Züge, nicht weniger seufzen, die unbefangenen aber aus beidem schließen, daß er so unparteiisch geschrieben, als Menschen möglich ist. In der That gründet sich das Große und Gute, das er von Ferdinand anführt, auf die unverdächtigsten Zeugnisse, und ist mit den seinem Zeitalter anhängenden Intoleranzideen auch sehr vereinbarlich, nur bleibt nach einer gewissen Zeit in dem Gedächtniß der meisten, die die Historie nur aus Compendien oder Essais studiren, bloß der Eindruck einer guten oder bösen Seite, von der sie einmal gewöhnt sind, einen Charakter zu betrachten; hiedurch gewinnt oder verliert er alsdann weit mehr, als vormals, da man ihn vollständiger kannte, selbst bei noch lebender Animosität der Parteien. Gustav ist nach Galeazzo Gualdo Priorato geschildert. Unter andern Charakteren, bei deren Betrachtung Herr Schmidt sich aufhält, bemerken wir noch Tilly, Wallenstein, die Landgräfin Amalia, den Herzog Bernhard von Weimar; eilen

aber zu dem, was er von den westphälischen Friedensstiftern sagt.

Letztere, so wie ihr Werk, gewinnen durch die genauen Extracte ihrer volumniösen Verhandlungen eben nicht. Der Graf Trautmannsdorf nur erscheint in allem, wie ihn schon Bougeant beurtheilt, als ein gewandter, kluger, standhafter, dabei billiger, sanfter und redlicher Mann (VI. 61), auf dessen Tugend selbst Mazarin sich nicht getraute einen Angriff zu wagen (120), der aber von den Eiferern nicht bloß als gewesener Protestant (zumal auch Vollmar ein lutherischer Prediger war, 149) mit Mißtrauen gesehen, sondern gar förmlich vor das Gerichte Gottes im Thal Josaphat citirt wurde (132). Bei den übrigen wollen wir den Geist der Kleinigkeiten, über dem die großen Sachen versäumt wurden, bloß im Vorbeigehen berühren: „Wenn die gottlose Excellenz nicht wäre," sagte der kurbrandenburgische von Löwen zu den fürstlichen Gesandten (zwischen welchen und den kurfürstlichen, dieses Titels wegen, während dem ganzen Kongreß nie eine Unterredung statt finden konnte), „dann wollten wir schon etwas Gutes zusammen ausrichten;" (VI. 47). Aber die Doppelzüngigkeit der Franzosen und die Feilheit der Deutschen und Schweden verdient besondere Erwähnung. Wenn man lies't, wie oft Servien zu gleicher Zeit und über die gleichen Sachen versprochen und widerrufen, betheuert und geläugnet, gesagt und das Gesagte zurückgenommen, gethan und das Gethane vernichtet (S. 291), und sich hat müssen sagen lassen, „que son Excellence achève de „perdre toute créance parmi ce monde ci, où „l'on fait plus d'état (in Holland) d'une vérité „massive et grossière que de plus délié men-

„songe,“ (VI, 225), so findet man Herrn Schmidts Reflexion sehr natürlich, „wie ihm wohl möchte „zu Muthe gewesen seyn, wenn ihm wäre kund „gethan worden, daß die geheimsten Instructio„nen Mazarins (denn Servien log instructions„mäßig) mit der Zeit noch durch den Druck der „Welt würden vor Augen gelegt werden“ (VI, 228). (Herr Schmidt supponirt nämlich, daß zur selbigen Zeit bei dergleichen Leuten noch eine gewisse geheime Scham über solche Dinge gewesen seyn dürfte.) Freilich kömmt auch die deutsche Redlichkeit in dem heikeln Punkte wegen der Religionsfreiheit der Unterthanen in den Erblanden des Kaisers einmal auf das Auskunftmittel, man könnte die Sache endlich so verclausuliren, daß man schiene etwas gethan zu haben, und dem Kaiser vielfältiger Anlaß dennoch gegeben werde, zu *thun* was er wolle (VI, 151). Aber, außer daß man allerdings fast nicht anders aus dieser, den Frieden sehr aufhaltenden Sache zu kommen wußte, mögen die 600,000 Thaler, welche die Schweden (wahrscheinlich Salvius, für die geldbedürftige Königin selbst (192 — 197) heimlich genommen, und ein unbedachtsamer Reichshofrath ausgeplaudert, dem vaterländischen Charakter einige Gewalt angethan haben. Dieses war wirklich die sehr schwache Seite des letztern. Der Kurfürst von Brandenburg ließ an Oxenstiern und Salvius 40,000 Thaler auszahlen, damit sie ihm zu Minden behülflich seyen (VI, 160). Hinwiederum nahm der erste kurbrandenburgische Gesandte, Graf Wittgenstein, 2000 Thaler von den Franzosen (VI, 72). Theuer erkauften diese (um 5000, um 10,000 Thaler) die Stimmen im Mainzer Domcapitel für die Wahl Johann Philipps von Schönborn (166). Diese Niederträchtigkeit war aber

auch in andern Ländern gemein; die ehrwürdigsten Magistratspersonen in der Schweiz wurden derselben dazumal häufig beschuldigt; und nahm nicht — — Algernon Sidney (Dalrymple, state-papers) Geld von Ludwig XIV!

Ueber den Frieden selbst nur die richtige Betrachtung (VI, 250), daß, da ihn jedermann wollte, (und bedurfte), niemand aber zu bewegen war, ohne äußerste Noth in irgend etwas nachzugeben, und da man sich Sylben für Sylben abdisputirte, es nicht anders geschehen konnte, als daß man Ausdrücke wählte, die jeder nach seinem System deutete. Eine, Mably's u. a. großen Lobsprüchen auf die Deutlichkeit und Bestimmtheit dieses Instrumentes sehr widersprechende, durch die Erfahrung aber bis auf unsere Zeiten allzu oft erprobte Wahrheit!

Herrn Schmidts allgemeine Bemerkungen über den Einfluß dieses Kriegs und Friedens auf Deutschland gehören unter diejenigen Stücke seines Werks, wodurch es den ersten Ruhm behauptet und vermehren kann. Traurig ist die moralische Ausartung, da statt jenes vorigen zahlreichen blühenden Menschenstamms ein muthloser Nachwuchs bei immerwährendem Glückswechsel des Kriegs, in unaufhörlicher Todesbangigkeit schwebend, endlich durch das Elend stumpf und ganz empfindungslos, ganz von der Willkür fremder Mächte abhängig wurde (VI, 2); wie hierauf die Franzosen durch fremden Schein bezauberten, die Gesetzgeber der Lebensart und Kleidung wurden. (Bald gingen jährlich vier Millionen Thaler für Modewaaren nach Frankreich), wie die französischen Deutschen allein distinguirt wurden, die Nation aber alle Selbstständigkeit des Charak-

ters, alle Achtung für sich um so mehr verlor, als dieselbe in lauter kleine Staaten zerfiel, deren gemeinschaftliches Band immer schwächer wurde; wie hierauf (auch in den Mémoires de Brandeb. bemerkt) jeder deutsche Fürst ein Ludwig XIV seyn, sein Versailles und Marly, die Organisation einer Monarchie an seinem Hofe haben wollte, Maitressen, Soldaten, Obristhofchargen hielt. „Man konnte (306) nur zu bald wahrnehmen, „was für ein großer Unterschied zwischen Fürstenfreiheit und Nationalfreiheit sey, und daß letztere oft um so tiefer falle, als jene sich mehr „emporschwingt. Der Adel (307) war zufrieden, „wenn er nur die Lasten alle auf Bürger und Bauern „wälzen konnte.“ Es wird gezeigt, wie mit dem Mittelpunkte einer Unität aller Gemeingeist erstarb, und immer mehr die einzelnen Staaten von einander isolirt wurden; wie jeder Hof seinen Zuschnitt, jede Regierung ihr System bekam, gemeine Deutschheit aber verschwand; also daß auch die Reichsjustiz (S. 332 f.) aus Mangel an Unterhalt fast aufhörte (und nachmals ihre Urtheile ohne Execution blieben, wenn mächtige Stände etwas dagegen einzuwenden hatten).

Rec. muß abbrechen, und wirft nur noch wenige Bemerkungen hin. Im 5ten Theil wird mehrmals die ungleich größere Leichtigkeit bemerkt, welche die, nichts weniger als mildern Schweden, welche ihre Absichten bald genug zu erkennen gaben, bei allen Unternehmungen dennoch vor den Kaiserlichen fanden, und dabei bemerkt, daß die ihnen günstige Stimmung, das Interesse an ihrer Sache, die herzliche Ergebenheit allein den Unterschied gemacht; und wie ungleich härtere Begegnungen selbst edle deutsche Fürsten von einem gebieterischen, habsüchtigen Oxenstiern, der sich Be=

freier nannte, als von ihrem Kaiser sich gefallen ließen!

Hienächst sind gewisse Maximen merkwürdig, die der französische Hof damals hatte, weil die Folgen daraus begreiflich werden, und weil das gemeine Beste erfordert, diese Verbindung zwischen Ursachen und Wirkungen zu bemerken, damit nicht ähnliche Fehler gleiches Unglück anderswo bewirken. Wenn es dem Volk zu wohl sey (diese teuflische Maxime ist aus Richelieu's Test. polit. und noch authentischer aus dessen Praxis), so sey nicht möglich, es in Schranken zu halten; es müsse wie die Maulesel behandelt werden, die sich durch lange Ruhe verderben. (Die gegenwärtige Revolution ist nicht in Ländern entstanden, wo dem Volke wohl ist!): und sein würdiger Nachfolger verlängerte die Kriege, pour purger la France de ses mauvaises humeurs (VI, 231); als wenn die Unruhen, wodurch Rom unterging, in tiefem Frieden, und nicht im mithridatischen und nach dem gallischen Krieg entstanden wären. Wenn er hätte vorsehen können, daß ein americanischer Krieg unendlich beitragen würde, pour mettre en fermentation les mauvaises humeurs en France! Auch fühlten die damaligen Franzosen, daß (VI, 4 ff.), „um den Luxus weniger Menschen zu nähren, man dem Volk wirklich nichts „mehr übrig lasse als die Seele, die, wenn Geld „dafür zu haben wäre, auch längst verkauft seyn „würde; daß eine unumschränkte Regierung wohl „für nordische Völker gut seyn möge, die nichts „Menschliches haben als ihre Gestalt, aber nicht „für solche, die sich frei geboren glauben. Also „ertheilen viele denjenigen ihren Fluch, die sich „wider Willen in Ehren halten müssen.“ Daher

das Parlament die Königin Regentin bittet, „der „Erbarmung und der Güte im Louvre eine Wohnung zu verstatten.“

Von dem elenden Parteigeist, welcher damals zwischen den Religionssecten waltete, finden sich manchmal die auffallendsten Züge. Der Herr Verf. bemerkt den verderblichen Einfluß der, entweder schwärmerischen, oder durch fremde Politik geleiteten Maximen der Jesuiten (VI, 154, u. a. wo): und er erkennt, daß die (wenigstens eben so arge) Intoleranz der protestantischen Prediger daher kam, weil die Religion bei diesen tieferes Herzgefühl war, da der katholische mehr bei dem Aeußern stehen blieb (152). Wenn man lies't, wie Gustav Adolph (die Schrift, worin es steht, wurde 1640 zu Nürnberg vorgelegt; Theatr. Europ. IV.) „lieber hätte „mögen alle Degen und Piken seiner Soldaten im „Busen wühlen haben, als daß durch seine Waffen den Reformirten etwas in ihrer Religion accresciren sollte;“ so vergibt man dem guten Antistes Breitinger von Zürich, daß er in seinem Testamente für unziemlich hält, dieses Königs Bildniß auf der Wasserkirche (der öffentlichen Bibliothek) zu haben, da, wenn er bis in die Schweiz gekommen wäre, er doch gesucht haben würde, sein Lutherthum an die Stelle der reformirten Religion zu setzen (Manuscript von Breitingers Leben). Neuer aber und ganz wahr ist Herrn Schmidts Bemerkung (VI, 186): daß die Furcht der Katholischen vor der Ausbreitung des protestantischen Glaubens weit länger gedauert habe, als die Gefahr. „Man „berechnete die Wirkungen nicht, welche die seitdem eingeführte Gegenerziehung nothwendig hatte „hervorbringen müssen. Der große Hang zur „Neuerung mußte erlöschen, sobald der Volksunterricht festgesetzt war. Sey es nur eine Erzie-

„hung, sie mag sonst beschaffen seyn wie sie will, „in dergleichen, der sinnlichen Wahrnehmung un„zugänglichen Dingen verfehlt sie ihren Zweck nie.“ Daß der Herr Verf. in facto Recht hat, ist ein Erfahrungssatz; denn sobald erwähnte Gegenanstalten in Wirksamkeit kamen, hörte die Reformation auf, sich merklich auszubreiten. Eines nur geschah nicht in gehöriger Maße, wodurch solche Erschütterungen auf mehrere Menschenalter hinaus vermieden werden konnten: man hätte mehr suchen sollen nach und nach, unauffallend, solche Dinge abzuthun, an denen der menschliche Verstand wenn ihn wieder einmal jemand ins Feuer setzte, neuen Stoff zu vortheilhaften Angriffen finden konnte. Der Rec. sagt dieses in keiner andern Rücksicht, als weil er in der Constitution der menschlichen Gesellschaft Ruhe mit Wohlstand über alles liebt, und ungern sähe, daß sie künftig noch mehr erschüttert würde, weil ihre gegenwärtigen Vorsteher durch unzureichende Mittel gegen das ansteckende Uebel sie etwa genug zu verwahren glauben möchten. — Die Gränzen einer Recension sind fast überschritten; ich breche ab, und sehe der Fortsetzung dieses Werkes begierig entgegen.

22.

Frankfurt und Leipzig. Die Wahrheit in der Geschichte, oder vom historischen Glauben, nach Bayle, mit Anekdoten und Beispielen erläutert von Hieronimo a Loretto. Aus dem Italiänischen. Neue Auflage. 1793. 304 Seiten in 8.

Die zahlreiche Classe von Lesern, welche die

wahre Weisheit nur in verbotenen Büchern zu finden wähnt, wird wohl thun, sich auch dieses anzuschaffen; denn Titel und Vignette haben so etwas Unglaubenriechendes, daß die Herren, welche so viel zu verbieten pflegen, was man schon lange weiß, vermuthlich, zum Besten des Staats und des Verlegers, auch diese Schrift proscribiren werden. In der That wäre sie aber dessen kaum würdig. Sie ist nichts weiter als eine Zusammenstellung historischkritischer Reflexionen meist aus Bayle's berühmtem Dictionnaire; die illustrirenden Facta sind auch aus eben demselben; das Buch selbst ist vom Jahr 1781, aus einer Zeit, wo man noch an keine Möglichkeit von Umwälzungen glaubte, die seither erschienen sind (S. 3, 244 f.); von den Staatsverfassungen wird mit der gebührenden Achtung, von den Unterscheidungslehren der katholischen Kirche freilich nicht so (S. 9) gesprochen, doch nichts Neues dagegen vorgebracht. Im Uebrigen gewährt das Buch eine angenehme Lecture, wie Bayle. Von Aussichten und Regeln, worauf neuere Begebenheiten aufmerksam gemacht, ist so wenig etwas hier zu finden, als eine tiefe Untersuchung und scharfe Analyse der Theorie des historischen Glaubens.

Es ist mit Leichtigkeit geschrieben, und nicht ohne Spuren einer Vernachlässigung, welche ein Verfasser, der so viele Andere richtet, sich nicht sollte zu Schulden kommen lassen. Wir wollen einige Beispiele anführen, um diejenigen Leser, welche das Buch am meisten lieben werden, vor blindem Vertrauen zu warnen.

Der Verfasser macht häufig sehr mittelmäßige, ja schlechte Schriftsteller, einen Varillas, Matthiae Theatrum, Hondorfs Schauplatz, zu Gegenständen seiner Kritik, und bisweilen glaubt er ihnen, wo

er nicht soll. Oft glaubt er auch Widersprüche zu entdecken, nur weil er die Worte in zu strengem Sinne nimmt; wie S. 19, wo er die Sagen von Mohammeds des Zweiten Gotteslängnerei daraus widerlegt, daß er doch an sein Glück geglaubt habe. S. 28 sagt er, die Schriften Mosis seyen von den Rabbinern vermehrt und verbessert worden. Wie kömmt er dazu, Corn. Nepos mehr für Panegyristen als Geschichtschreiber zu halten? (S. 32) höchstens im einigen Atticus möchte dieser Ton merkbar seyn. S. 34 wird dem Suetonius ein wohl auch nicht billiger Vorwurf gemacht, in einem Detail, für die genaue Zahl von 17 Jahren, 20, als die runde gesetzt zu haben. S. 38 und sonst nennt der Verf. den Bernh. Ochinus Ocellus, welches zwar das Gleiche bedeutet, aber ihn unkenntlicher macht. Theophrastus heißt immer Theophrastes; Zeno von Eleas, für Elea; die Agrigentiner Argentiner; das Griechische ist bis zur Unverständlichkeit fehlerhaft abgedruckt. „Ein gedrucktes Buch, heißt es S. 75, „verdient immer mehr historischen Glauben als „ein Manuscript." Dieser Satz erfordert, wenn er etwas Wahres behalten soll, weit genauere Bestimmungen. Man weiß, wie vieles nie, oder nicht unverstümmelt, hat abgedruckt werden dürfen; wie vieles nothwendig eine geraume Zeit, eben weil es wahr ist, Manuscript bleiben muß. S. 132 ist der Verf. so gut, einen Stammbaum für wahr zu halten, der sich von Belisarius, dem Ueberwinder der Vandalen und Gothen, bis auf unsere Zeit erstreckt. Er kann das Document von König Dagobert dazu legen, wodurch die Abstammung einer bündnerischen Familie ((Prepositi, Prevost) von den römischen Fabiern bewiesen wird. S. 140 meint er, es sey gefährlich und eher zu

verschweigen als zu erzählen, daß ein Ajax gottlos gelebt und glücklich gestorben, daß Weiber von der ausgelassensten Jugend bis zur Canonisation fromm geworden ꝛc. Er ist nicht der einige, welcher durch Reticenzen die Geschichte unanstößiger zu machen vorgeschlagen hat; er selbst führt solche an, welche die Beschreibung der Unkeuschheiten, die die alten Cäsarn auf alle Manier ausgeübt, an ihren Geschichtschreibern tadeln. Der Rec. indessen ist des Dafürhaltens, daß wenn die Geschichte etwas nützen soll, sie den Menschen, so wie er ist, zeigen muß; daß dieses zu lesen nicht ärgerlicher seyn kann, als zu sehen und zu erfahren, was in der Welt wirklich vorgeht; daß eine richtige Schätzung der Zeiten, der Dinge, der Menschen, eine vollkommene Kenntniß voraussetzt; daß das praeparatum pectus, welches man den Lockspeisen der Sinnlichkeit entgegensetzen soll, nur dadurch möglich wird; daß darum nicht jedes Buch jedem, auch dem zartesten Alter in die Hände gegeben werden soll, sondern hier von dem Mann die Rede ist, welcher seine Mitmenschen weder für besser noch für schlimmer, als sie sind, halten, sondern so viel möglich, wie Gott, dessen Ebenbild er trägt, sie in ihrer wahren Gestalt betrachten soll. Es wäre viel darüber zu sagen, wie nützlich es auch für die praktische Moral ist. S. 207 thut der Verf. den sonderbaren Wunsch, „daß besser wäre, wir hätten nur „einen Kirchengeschichtschreiber, der aber „alle Begebenheiten zuverlässig erzählte, als so viele „deren Widersprüche uns verwirren.“ Dieses möchte auf jeden Zweig der Geschichte gleich anwendbar seyn; Schade ist aber, daß die Menschen dergleichen Geschichtbücher schlechterdings nicht schreiben können; wir werden uns also wie in andern Kenntnissen immer der Leuchte der Kritik fortbedienen

müssen. Der Verfasser vergeht sich zuweilen in die Felder der Naturkenntniß, sagt aber alsdann Dinge, die auch nur er für erwiesen hält: S. 185, wo er beweisen will, daß ein Verheiratheter sich besser als ein Unverehlichter zum Geschichtschreiber schicke, führt er unter andern Gründen an, „daß der Verheirathete gemei„niglich mehr Knochenkraft habe." S. 220 (wo er die Fabel widerlegt, als hätte Sixtus IV. den Leuten eines gewissen Cardinals für die wärmsten Sommermonate dispensationsweise erlaubt, sich allenfalls durch griechische Liebe zu helfen) meint er, die Menschen haben in den warmen Monaten am wenigsten Anfechtung von Fleischeslust. S. 231 hat er Unrecht, über Hotmann sich aufzuhalten, daß er die ursprüngliche französische Verfassung für ein Wahlrecht hielt. Sie war es, nur kömmt es auf nähere Bestimmungen an. S. 264 hält er für unstreitig, daß Dictys, der Kretenser, über den trojanischen Krieg mehr Glauben als Homer verdiente. S. 272 f. ärgert er sich sehr über das Wort von Aubigné: „Die Heiligenlegende sey ein „Garten der Seele, dessen Pflanzen, wenn sie nicht „heilen, doch einschläfern." S. 285 sollen beide Königinnen Johanna zu Napoli gleich nach einander regiert haben; und es ist ein dreißigjähriger Zwischenraum. S. 300 Carl Gustav habe einen großen Theil von Deutschland erobert. Der Bemerkungen wären noch viele; nur erlaubt sie der Raum nicht, und diese sind genug, um zu zeigen, daß das Buch zwar angenehm und nützlich zu lesen, aber nicht für etwas Classisches zu halten ist.

23.

Leipzig, bei Göschen. Historischer Kalender für Damen für das Jahr 1791. Von Friedrich Schiller. 387 Seiten in Taschenkalenderformat.

(Geschichte des dreißigjährigen Krieges, oder vielmehr das erste Stück derselben, bis auf den Sieg der Schweden bei Leipzig und dessen allernächste Folgen.)

Der Recensent kann sich nicht enthalten, seinen Gedanken über diese Schrift ein paar Züge der Geschichte dieser seiner Recension voran zu setzen: und zwar, erstlich, daß, da sie ihm zu einer Zeit in die Hände kam, wo die mannichfaltigsten und zum Theil wichtigsten Geschäfte, und ein Zusammenfluß aller nur ersinnlichen Zerstreuungen ihm kaum Zeit ließen, einzelne Briefe zu lesen, er dieses einige Buch mit unaufhaltsamer Begierde, mit immer neu gespannter Theilnehmung und Aufmerksamkeit, in ein paar Tagen geendiget, und ungemein bedauerte, daß er es bereits zu Ende gebracht. Zweitens, daß, da es ihm anfangs ohne den Titel, auf welchem der Damen erwähnt wird, zugeschickt worden, und er diese seine Bestimmung erst in den ganz letzten Zeilen fand, ihm das Ganze eine für Männer von Cultur und Staatskenntniß eben so interessante Geschichte schien, als die des peloponnesischen Krieges durch Thucydides ward; daß er aber bei jener nachmaligen Entdeckung auch nicht anders als finden konnte, daß Hr. Schiller diese verwickelten Scenen, zu deren Beurtheilung so viele Kenntniß des vaterländischen Staatsrechts gehört, mit solcher meister-

haften Klarheit und in so lichtvoller Ordnung dargestellt, auch das unvermeidlich Trockene durch Reflexionen und Schilderungen (worin er vorzüglich glücklich ist) so kunstvoll und doch so natürlich unterbrochen, daß Damen von einigem patriotischen Gefühl und die nur immer würdig sind, Freundinnen, Weiber und Mütter deutscher Männer zu seyn, gewiß das ganze Buch mit gleicher Unterhaltung wie unser Geschlecht lesen werden. So soll es auch seyn: der ächte Geschmack gefällt allen Geschlechtern und Altern; seine unveränderlichen Grundsätze behaupten überall und immer ihre auf die Natur gegründeten Rechte; und Hr. S. hätte ohne einige Unbescheidenheit, ohne den geringsten Mißstand, sein herrliches Werk eben so wohl einem Kalender für die Nation, als nur für einen Theil derselben einverleiben können.

Man sieht an dieser Arbeit, wem eigentlich es zukömmt, für die Damen, für die Jugend, für die Ungelehrten, zu schreiben: Männern nämlich, die den Gelehrtesten viel sagen könnten. Die andern, welche auf jeder Messe unter solchen Rubriken zahlreich erscheinen, bereden sich fälschlich, das sey am leichtesten und erfordere am wenigsten, was wirklich die schwerste Arbeit oder vielmehr das reife Resultat vieler Forschungs- und Denkungsarbeit ist. Eben darum pflegen solche Bücher, wenn sie von vorzüglichen Männern geschrieben werden, die gemeinnützigsten und berühmtesten ihrer ganzen schriftstellerischen Laufbahn zu seyn. So sehen wir Pütters Entwicklung der Geschichte unserer Staatsverfassung in den Händen aller aufgeklärten deutschen Bürger, deren die wenigsten mit seinen weit mühsamern Arbeiten vertraut sind; und Michaelis Anmerkungen über die Bibel für Ungelehrte werden gelesen, wo manche seiner gelehrtern Arbei-

ten schwerlich je hinkommen. Daß Hr. S. in den ersten Jahren seiner historischen Laufbahn für ein Publicum schreibt, welchem (nach unserer Meinung) nur lange Studien einen Gelehrten gewachsen machen, dieses wird ihm niemand verargen, wer die Natur und den Geist seiner Arbeit nebst der Geschichte seines Schriftstellerlebens in Erwägung zieht.

Gewöhnt als theatralischer Dichter den Menschen zu analysiren und in jedem Zug das Charakteristische seiner Leidenschaften aufzuspüren; in hohem Grade mit dem Talent begabt, eine Sache deutlich auseinanderzusetzen und malerisch darzustellen; und schon durch die niederländische Geschichte in der Anwendung dieser seltenen Gaben geübt — — war es ihm genug, die reichhaltigen Quellen, die wir zur Geschichte des dreißigjährigen Krieges haben, aufmerksam zu studiren, um in demselben weit mehr zu finden, als vorher jemand in Ansehung zumal des moralischen Theils, daraus geschöpft. Wir wissen nicht gewiß, ob wir seinem Buch einen Vorzug rauben, wenn wir sagen, daß er dazu nicht eben viele unbekannte, bisher verborgene Schriften, wohl aber alle die besten mit anderen Augen gelesen. Er liefert uns über diesen großen Krieg, was kein Archivarius ihm geben und keiner vorenthalten konnte: sich selbst — ein mit der ihm eigenen Kunst entworfenes Gemälde; Gedanken und eine Darstellung, die ihm zugehören; eine Arbeit folglich, die zu liefern keinem als einem Mann von Geist und Herz möglich ist. Materialien und auch einzelne Bearbeitungen gewisser Details, Bruchstücke und sonst höchst schätzbare Beiträge mögen andere (und es ist ein wahres Verdienst) suchen, sammeln und in die dicken Bände für die Bibliotheken herausgeben!

Wenn wir von dem Geiste dieses Buchs mehr

als von den erzählten Thatsachen sagen, so möchten wir ungern so verstanden seyn, als wären letztere nicht getreu und genau erzählt. Im Gegentheil finden wir die merkwürdigsten Memoires vortrefflich benutzt. Es ist uns S. 4 aufgefallen, daß in dem ganzen dreißigjährigen Krieg nur dreimal hundert tausend Mann geblieben seyn sollen (wohl ein Druckfehler); und bei einer andern Stelle (der wir nun uns nicht entsinnen) ist uns auch ein Zweifel aufgestiegen; sonst fanden wir selbst die kleinsten Züge völlig übereinstimmend mit den von uns gelesenen besten Quellen. Allein die Genauigkeit, welche die Basis aller Historiographie ist, gilt bei einem solchen Buch für eine von selbst sich verstehende Eigenschaft, und ist nicht das Vorzügliche desselben.

Mit ihr ist eine, doch gar viel seltnere, Tugend, welche sich nur bei sehr vorzüglichen Schriftstellern findet, die Unparteilichkeit, eigentlich verbunden. Wir haben über jene Zeiten der Spaltungen im Glauben und über jene Epoche der Eifersucht gegen die gedoppelte Macht von Oesterreich-Habsburg noch keinen Geschichtschreiber gelesen, welchem man weniger ansehen konnte, in welcher Partei er geboren, unter welcher er gelebt? Kaum sind etwa noch einige gegen Oesterreich etwas harte Ausdrücke dem Verf. entgangen: in den Sachen blickt auch nicht die mindeste Vorliebe durch. Der Grund liegt darin, weil er, was andere zu tadeln sich begnügen, erklärt; und in den Umständen und Interessen pflegt gemeiniglich Entschuldigung zu liegen.

Sollen wir nun ein Skelett des Inhaltes liefern? Es könnte nichts enthalten, was der Leser nicht von selbst in dem Buche suchen wird; die Analyse der Verkettung, zumal jenes ersten Theils,

der auf ungefähr 130 Seiten die dem Krieg vorgehenden, entfernten und nähern, Ursachen und Veranlassungen schildert, würde in ein, die Gränzen dieser Blätter überschreitendes, Detail führen; und wer wird nicht lieber selbst lesen, und des Vergnügens der Ueberraschung genießen wollen!

Indem wir dieses Werk durchblättern, um zu wählen, von welcher Art von vortrefflichen Stellen wir dem Leser eine zum Muster vorlegen könnten, erneuert sich in uns das lebhafte Gefühl der Mannichfaltigkeit seiner herrlichen Eigenschaften, und wir sehen uns gedrungen, in der Auswahl uns nicht sowohl an ein Gemälde zu halten, hinter welchem die übrigen zurückstünden, als an das, welches durch seinen hohen Gegenstand wohl am meisten reizen wird. „Gustav Adolph (S. 292) war ohne Widerspruch der erste Feldherr seines Jahrhunderts, „und der tapferste Soldat in seinem Heer, das er „sich selbst erst geschaffen hatte. Mit der Taktik „der Griechen und Römer vertraut, hatte er eine „bessere Kriegskunst erfunden, welche den größten „Feldherren der folgenden Zeiten zum Muster diente. „Die unbehülflichen großen Escadrons verringerte „er, um die Bewegungen der Reiterei leichter und „schneller zu machen; zu eben dem Zweck rückte er „die Bataillons in weitern Entfernungen auseinander. Er stellte seine Armee, welche gewöhnlich nur „eine einzige Linie einnahm, in einer gedoppelten „Linie in Schlachtordnung, daß die zwote anrücken „konnte, wenn die erste zum Weichen gebracht war. „Den Mangel an Reiterei wußte er dadurch zu ersetzen, daß er Fußgänger zwischen die Reiter stellte, „welches sehr oft den Sieg entschied; die Wichtigkeit des Fußvolks in Schlachten lernte Europa erst „von ihm. Ganz Deutschland hat die Mannszucht „bewundert, durch welche die schwedischen Heere“

(bei seinem Leben; denn wie es nach seinem Tode ging, davon zeugen Forstners wehmüthige Klagen; ja Hippolytus selbst; die Ueberlieferung; die Ruinen) „auf deutschem Boden sich so rühmlich un„terschieden. Alle Ausschweifungen wurden auf's „strengste geahndet; am strengsten Gotteslästerung, „Raub, Spiel und Duelle. In den schwedischen „Kriegsgesetzen ward die Mäßigkeit befohlen; auch „erblickte man in dem schwedischen Lager, das Ge„zelt des Königs nicht ausgenommen, weder Sil„ber noch Gold. Das Auge des Feldherrn wachte „mit eben der Sorgfalt über die Sitten des Sol„daten wie über die kriegerische Tapferkeit; jedes „Regiment mußte zum Morgen- und Abendgebet „einen Kreis um seinen Prediger schließen und un„ter freiem Himmel seine Andacht halten. In al„lem diesem war der Gesetzgeber zugleich Muster. „Eine ungekünstelte lebendige Gottes„furcht erhöhte den Muth, der sein gro„ßes Herz beseelte. Gleich frei von rohem Un„glauben.... und kriechender Andächtelei.... „blieb er auch in der Trunkenheit seines Glückes „noch Mensch und noch Christ, aber auch in sei„ner Andacht noch Held und noch König. „Alles Ungemach des Kriegs ertrug er, gleich dem „Geringsten aus dem Heere; mitten in dem schwär„zesten Dunkel der Schlacht war es Licht in seinem „Geiste; allgegenwärtig mit seinem Blicke, vergaß „er den Tod, der ihn umringte; stets fand man „ihn auf dem Weg der furchtbarsten Gefahr. Seine „natürliche Herzhaftigkeit ließ ihn nur allzuoft ver„gessen, was er dem Feldherrn schuldig war, und „dieses königliche Leben endigte der Tod eines Ge„meinen. Aber einem solchen Führer folgte der „Feige wie der Muthige zum Sieg, und seinem al„les beleuchtenden Adlerblick entging keine Helden-

„that, die sein Beispiel gewirkt hatte. Der Ruhm „ihres Beherrschers entzündete in der Nation ein „begeisterndes Selbstgefühl. Stolz auf diesen König, gab der Bauer in Finnland und Gothland „freudig seine Armuth hin, verspritzte der Soldat „freudig sein Blut, und der hohe Schwung, den „der Geist dieses einzigen Mannes, der Nation gegeben, überlebte noch lange Zeit seinen Schöpfer."

Mit solcher edlen Einfalt und Eleganz und mit solchem Reichthum sind alle Charaktere in diesem Buch gezeichnet. Nur S. 186 beim Angedenken Johann Friedrichs von Sachsen, erhebt sich der Verf. jenseits des der historischen Schreibart sonst gestatteten Schwungs. Cogit enim excedere propositi formam operis erumpens animo ac pectore indignatio (Vellejus II, 66); und wer dergleichen Gefühl nicht hat, wird solch einer Unregelmäßigkeit sich nie schuldig, aber auch nie weder so ein Buch machen, noch den Ruf desselben erwerben.

Wir können diese Anzeige nicht schließen, ohne Deutschland Glück zu wünschen, daß die historische Laufbahn, in der wir sonst noch zurück waren, seit einigen Jahren durch mehrere Schriftsteller mit vielem Ruhm betreten wird. Hr. Schiller ist gewiß einer der vorzüglichsten (wir könnten wohl mehr sagen, wenn die Discussion der verschiedenen Manieren hier Platz finden dürfte), und andere deutsche Geschichtschreiber (wenn sie mehr Gelehrte und Schriftsteller als Bürger sind) haben Ursache ihn zu beneiden; wenn sie aber edle Menschen sind, so werden sie sich seiner freuen.

Zweiter Theil. (Für das Jahr 1792.)

Sehr erfreulich allerdings mußte es jedem patriotischen Deutschen seyn, als die Erscheinung dieser Fortsetzung der Geschichte des dreißigjährigen Krie-

Krieges und Herrn Hofr. Wielands vorangesetzte Vorrede, ihm die Gewißheit gab, daß die Muse eines Schiller nicht erloschen, sondern er von überstandnen Leiden sich hoffnungsvoll zu erholen beginne. Seine Herstellung ist für Jeden Gewinn, der für das gemeine Vaterland fühlt.

Herr Hofr. Wieland, nachdem er in obenerwähnter Vorrede dieser frohen Zeitung uns vergewissert, geht natürlich zu der Betrachtung über, wie wichtig, zu Pflanzung des in Deutschland noch seltenen Gemeinsinnes, die überhaupt gute, populäre, und auch zumal die dramatische Behandlung der vornehmsten Scenen der vaterländischen Geschichte seyn würde. Indem wir hierin ihm vollkommen beitreten, können wir den Wunsch nicht unterdrücken, daß, nach neugesammelten Kräften, Herrn Schiller gerade eben diese Manier vorzüglich gefallen möchte, als wozu gar kein anderer deutscher Schriftsteller die verschiedenartigen Talente in so hohem Grade vereiniget. Was Herr H. W. weiter zum Lobe der deutschen Verfassung sagt, hat unläugbar viel Wahres, und insofern mehrere Gesichtspunkte gleich richtig, die vollkommen wahre Schätzung aber nur das Resultat Aller seyn kann, geben auch wir seinen Bemerkungen Beifall. Nur zwei Dinge dürfen jedoch nie vergessen werden: a) daß, zumal in dem eigentlichen sogenannten Reich die Ausübung belobter Verfassung von dem Buchstaben derselben (der oft Bewunderung verdient) sehr verschieden ist; wovon im Punkte des sogenannten Reichsjustizwesens, wenn Kleine gegen die Großen reclamiren, die Beispiele allzu häufig sind; b) daß wir das Alte mit Recht loben, darüber aber dessen Vervollkommnung und Entwicklung nicht versäumen, und über Preisgesängen nicht einschlummern dürfen, da uns zu wachen und zu wirken

obliegt. Ueberhaupt geht alles Lob nur insofern auf die vaterländische Verfassung, als sie in der That gehalten wird (in praxi ist, nicht bloß in den Büchern steht).

Herrn Schillers Geschichte, welche (wem brauchen wir es zu sagen?) mit Gustav Adolphs erstem Sieg bei Leipzig aufhörte, fängt hier mit einer Uebersicht desjenigen an, was von demselben Zeitpunkte bis an seinen Tod geschah. Diese Darstellung (S. 389 — 411) ist mit dichterischem Feuer entworfen, und voll scharfsinniger, politischer und psychologischer Bemerkungen. Einige (unserm Gefühl nach, das wir zur allgemeinen Regel nicht machen wollten) etwas zu poetische Bilder (S. 402, 409) würden die großen Alten vielleicht in eine der Reden, womit sie ihre Geschichtbücher belebten, in den historischen Styl aber nicht aufgenommen haben. Sie sind übrigens ein neuer Beweis, welche herrliche Früchte Schillers Genie in der dramatischen Geschichtbehandlung hervorbringen wird, wo freierer und höherer Schwung erlaubt ist. Er wird der Shakespeare Germaniens seyn.

Die Geschichte selbst (411 — 472) detaillirt hierauf die erste Eroberung; sie begleitet Gustav Adolphen von dem siegreichen Schlachtfelde bei Leipzig bis zu der Schwedensäule, welche unweit Oppenheim die dortige Gränze seiner Fortschritte bezeichnet, und bis in die Winterruhe zu Mainz, dessen Kurfürst „weniger wahren Muth als unmächti„gen Trotz verrieth (451).“ Diese interessanten Scenen werden mit beständiger Hinsicht auf des Königs Charakter und den verschiedenen Eindruck, welchen sie auf die Gemüther machten, geschildert. Es würde unnöthig seyn, sie auszuheben; unmöglich kann dieses Fragment einem gebildeten Deutschen unbekannt bleiben. Was man aber am Ende

fühlt, ist die nämliche Empfindung, wie im fünften Buch der Annalen des Tacitus, wo in dem wichtigsten Augenblick der Faden des Geschichtschreibers reißt. Glücklich, daß wir wissen, er werde von Schiller bald wieder aufgenommen werden!

Ueber die drückende Lage, die damals zwischen dem König und dem Pfalzgraf war, wird ihre merkwürdige Correspondenz in Mosers patriot. Archiv seiner psychologischen Betrachtung nicht entgehen.

Noch verdienen die Erklärungen der Monatskupfer und Bildnisse besondere Meldung: sie sind überhaupt voll Empfindung für der Menschen moralischen Werth, mit Feuer, und mit Genauigkeit geschrieben; einige der letztern aber, z. B. über des Cardinals Richelieu Bild, enthalten ganz vorzügliche Bemerkungen über den Menschen, besonders bei Hofe. Das Resultat über den Charakter der Hauptperson ist, was kein wahrer Kenner der nothwendigen Verbindung der Moral und Staatskunst bezweifeln wird: „Richelieu würde „mehr (wir würden sagen, noch mehr; denn „viel war es gewiß) gewesen seyn, wenn er besser „gewesen wäre." Maximilian von Bayern ist vorzüglich gut bearbeitet, insofern die vorgeschriebene Kürze solches gestattete. Aber die Krone dieser Schilderung, wie der Erste der beschriebenen Männer, bleibt der Reichskanzler Oxenstierna. Es ist schwer nichts auszuschreiben, und schwer zu wählen; aber wozu Extracte von dem, was jeder ganz lesen muß!

Dritter Theil. (Für das Jahr 1793.)

Die Geschichte des dreißigjährigen Kriegs ist in diesem 3ten Theil vollendet, nur aber bis auf

Wallensteins Tod mit gleicher Ausführlichkeit behandelt; die zweite Hälfte ist vielmehr in einem kurzen Abriß nur summarisch, und ohne in die Negociationsgeschichte des (vermuthlich per Antiphrasin genannten) unverletzlichen, heiligen Friedens von Münster und Osnabrück einzugehen, beschrieben. Der Herr Verf. gibt als den Grund an, weil die weitläuftigere Darstellung für den Kalender nicht schicklich gewesen wäre. Es ist an dem, daß auch eine gewisse Einförmigkeit, besonders nachdem die größten Männer verschwunden, dem Interesse hätte nachtheilig seyn können. Aber der philosophische Forscher des Gangs der menschlichen Dinge wird ihm die Zusage nicht erlassen, das Gemälde an einem andern Ort in seinen genauen Schattirungen darzustellen. Es wird unter seiner Hand allzu lehrreich für die Beurtheilung des europäischen politischen Systems, dessen Werth und Kraft aus der nähern Kenntniß der Manier und Ursachen seiner Entstehung sich in mancherlei Rücksicht am besten schätzen läßt.

Von der Schmidtischen Erzählung im neuesten (6ten) Bande der n. deutschen Geschichte ist (in Ansehung der Form versteht es sich von selber) die Schiller'sche zwar in merkwürdigen Punkten, im Ganzen aber doch nicht sowohl in historischen Factis unterschieden, als in dem das Ganze belebenden Geist: letzteres so, daß jene dem Kaiserlichen Hof, diese der Gegenpartei günstiger scheint, ohne daß man (Rec. urtheilt nach seinem Gefühl) den einen oder den andern Verf. der Parteilichkeit irgend beschuldigen könnte; sondern bloß die Verschiedenheit ihrer Standpunkte, welche in der Ansicht nothwendig eine Abweichung hervorbringen muß, bemerkt. Daß Gustav für die deutsche Freiheit und für seinen Ruhm zu rechter Zeit starb,

darin stimmen beide überein: daß eine Verrätherei Theil daran hatte, wird bei Herrn Schiller wahrscheinlicher. Das durchfahrende Betragen, der gebieterische Ton des Reichskanzlers Oxenstierna wird von beiden bemerkt; bei Herrn Schiller durch die Umstände gewissermaßen entschuldiget. Dem zweiten Ferdinand wird in Ansehung der löblichen Eigenschaften, die ersterer an ihm rühmt, auch von letzterm das gebührende Lob nicht versagt, über seine politischen Fehler aber weniger leicht hinausgegangen, und bezweifelt, ob jene Thräne, als er Gustav's Goller sah, des erstern so gar große Lobsprüche verdiente. (Auch über Wallensteins Tod floß eine solche Thräne. Ferdinand war Mensch; das plötzliche Verschwinden lang gefürchteter Größe mochte ihn des gemeinen Looses erinnern; ihn, dessen religiosem Sinn die Erwägung des Nichts der menschlichen Größe ein familiärer Gedanke war. Die Thräne war für ihn selbst, und für die Menschheit.) Das merkt man bei Schmidt, und sieht man bei Schiller, daß zur selbigen Zeit die größten Feinde Oestreichs die Jesuiten gewesen, die den Kaiser des Vertrauens und der Liebe der Unterthanen beraubt, und durch die Hartnäckigkeit, womit sie den Hof in günstigen Augenblicken von einer Amnestie abhielten, die wahren Urheber der mißlichen Lage wurden, worin sich Ferdinand III. am Ende ohne Bundsgenossen, gegen Frankreich, Schweden und einen großen Theil des protestantischen Deutschlands, mit einer Armee von höchstens zwölftausend Mann befand. Dahin würden freilich auch die Kapuziner und die Magnaten und die Illuminaten eine Monarchie zu bringen im Stande seyn, wenn ihren überspannten Ideen eben so ganz freier Spielraum

gelassen würde. Nur sind solche Gesellschaften die gefährlichsten, welche durch den Geist ihrer Einrichtung am qualificirtesten sind, über mittelmäßige Menschen (wie die meisten) einer solchen Allgewalt sich zu bemächtigen.

Unter die merkwürdigsten Stücke dieser Geschichte gehört unstreitig Wallensteins in die Erzählung seiner Thaten und Schicksale zerstreute und am Ende schön concentrirte Schilderung, deren Resultat von dem Schmidtischen in dem Hauptpunkte unterschieden ist, daß auf die Aechtheit der Anklagen, welche ihm das Leben gekostet, sehr erwägungswerthe Zweifel geworfen werden, die Herr Schmidt vielleicht nicht glaubte, sich so erlauben zu können. Den über sein Zeitalter erhabenen Mann erkennt man bei beiden: und einen solchen mit Feinden umgeben, ja ein Opfer ihrer Verleumdungen zu sehen, ist keine neue Erscheinung. Tilly, Banner, Torstenson, der Herzog Bernhard, sind so gemalt, daß viele Bemerkungen dadurch veranlaßt, und starke Versuchungen zum Abschreiben überwunden werden müssen: der Rec. hat aber dieses Buch nur wollen in die Annalen der Literatur vom Jahr 1793 einregistriren.

24.

Ohne Druckort und Verleger. Beitrag zur Revolutionsgeschichte von Worms. Von den Jahren 1792 und 1793.

— — — Careat successibus, opto,
Quisquis ab eventu facta notanda putat.

Mit Beilagen 1793. Zwei Stücke; 88 und 109 S. in 8.

Der geistliche Rath, Procurator Cleri, und, in

den Tagen der französischen Herrschaft, gewesene Maire von Worms, Conrad von Winkelmann, gegenwärtig (so viel dem Rec. bekannt ist) Gefangener auf Königstein im Mainzischen, hatte in jenen Zeiten allgemeiner Verwirrung nach der Eroberung von Mainz und dem Rückzug aus Champagne, dem General Custine, der Worms eingenommen, im Namen des dortigen Cleri secundarii, als dessen Procurator, eine von letzterm gutgeheißene Schrift übergeben, worin er dem General den Gedanken zu benehmen sucht, als wäre der wormsische Clerus ein Feind der Freiheit und ein unnützer Auswuchs des gemeinen Wesens von Worms. Als die von ihren bisherigen Vorstehern verlasseuen Wormser in einen Club zusammentraten, um über ihre Lage einander ihre Ideen mitzutheilen, genehmigte der Clerus, daß auch er sich zu demselben gesellte, um seines Corps Interessen daselbst in Acht zu nehmen. Er wurde Maire, durch Custine's ungesuchte Ernennung, der er nicht glaubte, sich entziehen zu können, ohne das Publicum und sein Corps der Gewalt irgend eines minder wohldenkenden, vielleicht gewaltthätigen Mannes zu exponiren. Diese drei Dinge wurden ihm von denen, die entflohen waren, sehr übel gedeutet; und obwohl in der Führung seines Amtes ihm weder die Uebung einiger Privatrache gegen alte Feinde noch muthwillige Angriffe auf die vorige Verfassung zur Last fielen, und er daher auch in dem preußischen Lager Sicherheit und Achtung fand, wurde er eingezogen, und, nach erlittener übler Behandlung, auf Königstein eingesperrt.

Diese Darstellung seiner Geschichte ist der Gegenstand des ersten Stücks vorliegender Schrift; die Beweise dazu sind in den Beilagen; das zweite

Stück widerlegt einen schadenfrohen Gegner. Der Verf. hat es an einer geschickten Wahl der vortheilhaftesten Stellung nicht fehlen lassen; seine Schrift ist mit Geist und Mäßigung abgefaßt. Er unterscheidet sehr wohl zwischen Leuten, welche die Franzosen zum Einfall aufgefordert, und an der Verbreitung ihrer Grundsätze gearbeitet (II, 85) und einem Clerus, der ohne einige Verhaltungsvorschrift (II, 20, 68), in einer Stadt, wo man mit Ungeduld auf den Glockenzug zur Versteigerung der Pfaffengüter lauerte (II, 19), mit einer Nation zu thun bekam, die man dazumal nur unvollkommen kannte (I, 32), im Oct. 92 die am Ende des März 93 bevorstehende Hülfe nicht berechnen konnte (I, 21), und in dieser Verlegenheit nur für den Augenblick sorgen, und durch gute Worte Vernichtung abwenden zu sollen glaubte; — wie bei Errichtung des Clubs die deutsche Einfalt noch keinen andern Zweck träumte, als durch Erhaltung der alten, oder Errichtung einer den Localumständen gemäßen Verfassung, einem willkürlichen Verfahren von Seite der Eroberer vorzukommen (I, 22); — wie das Volk doch nicht ohne Obrigkeit seyn, also eine wählen, oder sich eine geben lassen mußte (I, 84), und am Ende einer durch Annahme solcher Stellen manches Böse zu hindern sich schmeicheln konnte (I, 40); — wie man den Eid als ein Aequivalent von dem, oft sonst gewöhnlichen Huldigungseide ansah (I, 33) und keinem andern als eben dem Volk der Stadt oder des Districtes Treue in der Amtsführung zu schwören meinte (I, 85); u. s. f.

Nach der Ueberzeugung des Recensenten fehlt es zur Zeit noch sowohl an der nöthigen Leidenschaftslosigkeit bei Inländern, als bei Entfernten an genugsamer Kenntniß des vorherigen Zustandes

der Gemüther, um über die Art und Weise, wie in jenen Rheinlanden damals jeder sich gezeigt hat, ein vollkommen richtiges Urtheil zu fällen. Dieses wird wohl eher nicht als einige Jahre nach geendigtem Krieg, wenn Furcht und Hoffnung nebst andern Personalrücksichten endlich verschwinden, möglich seyn. Auch alsdann wird eine treue Erzählung der Geschichte dieser Gegenden seit ungefähr 1784, von einem Augenzeugen, die Schätzung der Handlungen um vieles erleichtern. Die Restauration und Historie der Universität in Mainz, das Verhältniß der dortigen Parteien, der Charakter und die Absichten ihrer Führer, der Einfluß des Fürstenbundes, die durch mehrere Veranlassungen erweckte, durch die französische Revolution und den Aufenthalt der Emigrirten mehr und mehr in Gährung gebrachte neue politische Denkungsart, endlich die Umstände, welche das unglückliche Ende des 1792sten Jahrs in diesen Gegenden begleiteten..... das wären lauter interessante Capitel, für die Leitung des Urtheils deutscher Mitbürger. Was die Richter, die Commissionen, thun oder unterlassen sollen, hievon zu sprechen wäre für den Rec. in der A. L. Z. eine unnütze Kühnheit. Nur glaubt er unmaßgeblich, daß wenn je die italiänischen Städte in jenen Zeiten ihrer Parteiungen für gut gehalten, Sachen, die damit verflochten seyn konnten, durch auswärtige Podestás entscheiden zu lassen, diese Vorsicht in Gegenden, wo Leidenschaften von mancherlei Art auf einen so hohen Grad gestiegen, daß auch der Beste irrig sehen kann, oder sein richtigeres Urtheil vielleicht nicht sagen darf, wohl rathsam seyn dürfte. Zu Herstellung derjenigen Eintracht, ohne welche unmöglich seyn wird, die Sache bald genug wieder herzustellen, scheint eine summarische Untersuchung, mit vollkom-

mener Publicität, und, nach einem gerechten Spruch (durch ganz unparteiische Richter), eine Amnestie für alle, die er nicht getroffen, das einige Mittel. Recensent hat sich erlaubt, einen Augenblick als Bürger zu sprechen; es war ihm nicht anders möglich, nach den Betrachtungen, welche auch diese Schrift in ihm rege gemacht.

25.

Ohne Druckort noch Verleger: Etwas über die Clubs und Clubisten in Deutschland, und was dabei Rechtens ist. 1793. 37 S. in 8.

Der Verf. zeigt vordersamst, was für ganz verschiedene Institute die Clubs in England und in Frankreich sind, und in Deutschland nach dem Einfall in die Rheingegenden, Oct. 1792, wurden. In der That hatten die Stifter der letztern die Einführung der neuen französischen Verfassung zum Zweck (S. 23), verhehlten ihn aber den gutmüthigen Bürgern, deren deutschen Sinn sie erst neufranzösisch bearbeiten wollten, und deren viele aus ganz verschiedenen, zum Theil den besten Absichten den Clubs beitraten. Er zeigt alsdann, wie diese Associationen damals weder irgend ein Reichsgesetz gegen sich hatten, noch die Schuld des Vergehens ihrer Stifter oder Führer, selbst wenn sie die meisten Stimmen an sich zu ziehen gewußt, auf jedes einzelne Mitglied brachten. Er leitet diese seine Ueberzeugung theils aus allgemein angenommenen Grundsätzen, theils aus der Natur des peinlichen Rechtes, wo eine besondere Evidenz

der Beweise erfordert wird, in ungezwungenen Schlußfolgen her.

Der Recensent kann ihm in der Allgemeinheit so wenig, als in den Thatsachen widersprechen, die er für bekannt annimmt, glaubt aber auch seines Beifalls darin sicher zu seyn, wenn er Ausnahmen in Betreff solcher Individuen statuirt, welche, da sie die stärksten Verbindlichkeiten für das Gegentheil hatten, sich eifrig verwendet haben, die Clubs zu Aeußerungen und Entschließungen zu stimmen, welche über das, wozu man gezwungen war, und was die Localverhältnisse nöthig machten, weit hinausgingen. Solcher Verräther werden jedoch wenige seyn; die warmen Köpfe, die der Mangel an Einsicht mißleitete, haben ihren Irrthum theuer genug bezahlt. Dem Recensenten ist eine so klare und billige Auseinandersetzung wie die in vorliegender Schrift, besonders darum lieb, weil, wenn man Deutschland retten will, wichtig ist, die Gemüther seiner Bürger nicht noch mehr gegen einander und wider die Regierungen zu erbittern, sondern wider den Feind, welcher einige betrogen und alle gedrückt, zu vereinigen. Einem Fanatismus, der unterdrückt werden soll, muß man keine Märtyrer geben; besser als peinliche Gerichte wird — in den Zeitungen der Artikel von Paris wirken; die wenigen Schwärmer wird der Nationalgeist überstimmen; diesen aber für die Verfassung zu entscheiden, ist Ein untrügliches Mittel — gute Regierung.

26.

Göttingen, ohne Anz. des Verlegers. Systematische Darstellung der Pfälzischen Religionsbeschwerden, nach der Lage, worin sie jetzt sind. Vom geh. Justizrath Pütter. 1793. 319 und XXXIV S. in 8.

Diese ungemein wohl ausgearbeitete Schrift, welche weit mehr leistet, als der Titel verspricht, betrifft einen Gegenstand, welcher, da er an sich seit Langem alle rechtliebenden Menschen interessirte, durch die Zeitumstände in diesem Augenblick besonders wichtig wird; da in einem großen Theil der Pfalz die bürgerliche und Religionsverfassung, wie sie seit hundert Jahren war, dermaßen aus einander gesprengt worden, daß wenn, wie zu hoffen ist, jene Gegenden wieder unter ihren rechtmäßigen Landesfürsten kommen, dieser ganz freie Hände hat, Usurpationen, welche geheiligt schienen, bei der nothwendigen neuen Creation abzustellen, und überall diejenigen Einrichtungen einzuführen, welche nicht weniger dem Recht als dem Wohl des Landes gemäß, und gegenwärtig zumal die einigen sind, welche der Regierung eine dauerhafte Ruhe gewähren können. Man weiß ohnehin, daß der evangelische Religionstheil am Reichstage die Tilgung der lästigen Clausula Ryswicensis am besten und wirksamsten bei den bevorstehenden Friedensunterhandlungen zur Sprache bringen zu können mit Recht glaubt. Diejenigen, welche das Glück haben, an diesem wohlthätigen Werk arbeiten zu können, bedürfen keine weitere Instruction, als das vorliegende, vortreffliche Werk. Es ist mit so vieler Gründlichkeit als Mäßigung, und mit einer Kraft geschrieben, welche in der Sache selbst liegt. In

der That ist kaum begreiflich, wie ein Mann von Gefühl für gemeine Billigkeit, sey er von welchem Glauben er will, dasselbe unüberzeugt aus der Hand legen könnte.

Der Inhalt ist summarisch dieser. Der verdienstvolle Hr. Verf. entwickelt die eigentliche Beschaffenheit der Kirchenreform in deutschen Ländern, zumal der Pfalz, wo dieselbe bekanntlich sehr vielen Revolutionen ausgesetzt war. Was er hauptsächlich fühlbar zu machen sucht, ist, daß dieselbe nicht von dem Fürsten verordnet, sondern vielmehr durch das Volk in Bewegung gebracht worden war. Dieses ist in so fern unstreitig, als hiedurch die Gewalt der öffentlichen Meinung von dem Vorzug einer neuen Einrichtung und einer Absonderung von Rom gemeint wird. Allerdings würde der Fürst eben hiedurch mit gewonnen, und wirklich genöthiget (weil die Stimme des Volks eindringende Sprecher hatte, und respectirt werden mußte), die verlangte Aenderung zu treffen. Der Hr. Verf. zeigt, wie nach dem dreißigjährigen Krieg, worin der Fürst gleich anfangs vertrieben worden, der westphälische Friede alles, nicht auf den Fuß, wie es 1624, einige Jahre nach, sondern wie es 1618, nämlich vor dieser gewaltsamen Revolution war, hergestellt wissen wollte. Daß dem also sey, erkannte selbst der Reichshofrath in den unmittelbar folgenden Jahren, wo über den Sinn des Friedensschlusses nicht der geringste Zweifel seyn konnte. Sehr wichtig, auch in andern Rücksichten, ist die Bemerkung des Verf., wie wenig der W. Friede, wo es nur immer anging, die Rechte der Unterthanen aus den Augen gesetzt (S. 44). Nach einigen Betrachtungen über die weise Verwaltung des Kurfürsten Karl Ludewig, folgen andere über den Unterschied der von seinen evangelischen

Vorwesern mit gutem Willen des Landes geübten Reformationsrechte von dem, seinen katholischen Nachfolgern gebührenden, oder dessen sie vielmehr nach und nach, via facti, sich angemaßt; über das Simultaneum und über die Gefährde des Grundsatzes einer völligen Religionsgleichheit, in so fern er listig benutzt wurde, nur dem Glauben, welcher den andern gesetzmäßigen, bald unterdrücken und seine eigene Alleinherrschaft gründen sollte, eine Thür zu öffnen. Jetzt folgt die höchst merkwürdige Geschichte von der anfangs scheinbaren Billigkeit Philipp Ludewigs, der schlauen Benutzung des unglücklichen Kriegs von 1688 durch die Jesuiten, der in der That unkräftigen Ryswiker Clausel, welche den hergebrachten Gottesdienst, der den Willen des Volks für sich hatte, in 1922 Kirchen ändern sollte (S. 134); von den Bewegungen dawider, von der Manier, wie jede Aenderung in der Staatsverwaltung, wie jede selbst zur Remedur bestimmte Erklärung immer nur zu gleichem Zweck dienen mußte, und wie gefährlicher noch als der Krieg die Friedenszeiten, wie unvollständig die Parition, selbst auf reichsoberhauptliche Verfügungen, gewesen, und wie systematisch mehr und mehr die Unterdrückung wurde.

Letztere wird in mehreren Capiteln geschildert; wie nämlich bis zu Ende 1791 ein zum reformirten Kirchenwesen gehöriges Capital von beinahe drittehalb Millionen Gulden selbigem entzogen worden; die Verwaltung der Kirchengüter eine solche Form bekommen, daß sie anstatt 6000 endlich 4500 fl. gekostet, wovon den Reformirten $^{2}/_{5}$ zu gut kamen, indeß sie die Last von $^{5}/_{7}$ bestreiten mußten; die Protestanten von allen Würden im Staat, Landescollegien, Oberämtern und endlich jeder nur einigermaßen ansehnlichen Bedie-

nung in Städten und Dörfern dermaßen entfernt worden, daß in dem ganzen Lande nur noch 6 Reformirte als Unterbediente angestellt sind; von dem Religioszwang, sogar in Hauptverträgen 1771 begünstiget; von der Convertitencasse; von der nachtheiligen Folge dieses Systems selbst auf die Bevölkerung des herrlichen Landes, welches schon unter Karl Philipp (A. 1742) ¼ seiner Volksmenge eingebüßt hatte, und hierin vielen deutschen Provinzen von weit schlechterm Boden und einer lange nicht so vortheilhaften Lage weit nachsteht; von Unterhaltung der Eifersucht zwischen Lutheranern und Reformirten; und dann weiters umständlich von den Schicksalen der Universität Heidelberg, des Kirchenrathes, der Synoden, die seit 1736, der Classenconvente, welche seit 1754 verboten worden. Die Darstellung dieser Dinge ist ein wichtiger Beitrag zur Menschenkenntniß überhaupt. Was in der Pfalz geschah, ist auch anderwärts mit mehr oder weniger Glück versucht worden. Diese Grundsätze sind vor dem Lichte der Zeiten noch nicht verschwunden. Und hier erregt sich in dem Gemüthe des Recensenten ein peinliches Gefühl von der Unverbesserlichkeit der Menschen durch Beispiele und Evidenz der Gründe; wenn man bedenkt, wie wenig alles Obige zum wahren Wohl der Pfalz geholfen, wie unkräftig es sogar gewesen (denn noch sind ⅔ des Volks Protestanten), wie weit rühmlicher, wie viel glücklicher die Administration durch ein besseres System geworden wäre, und wenn man den großen Fortgang Josephs II, wenn man die Stufe in Erwägung zieht, auf die das europäische Menschengeschlecht nun einmal gekommen ist, die Fruchtlosigkeit aller in alten und neuen Zeiten gegen eine allgemeine Stimmung gemachten Versuche, und hingegen die schöne Uebereinstimmung des

Vernünftigsten mit dem Erwünschtesten (der Religionsfreiheit mit der öffentlichen Ruhe), sollte man andere Maximen für noch möglich halten! Und sie existiren. Was halfen den unglücklichen Bourbons die Bedrückungen der Hugenotten, als daß der Hof den Geist der Widersetzlichkeit selbst pflanzte, und Leute, die Heinrich IV auf den Thron hoben, so erbitterte, daß viele derselben besonders thätig waren, Ludewig den XVI vom Throne herunter zu reißen! Zwang, das ist erwiesen, vermag nie Herzen zu gewinnen, und es ist eben so gewiß, daß durch die Stärke des Arms ohne Zustimmung der Herzen regieren zu wollen, ein höchst mißlicher Versuch ist.

Der Hr. Verf. zeigt endlich, daß den reformirten Pfälzern nichts übrig bleibt, als nach dem Rescripte Kaiser Karls VI, 9 März 1720, die endliche Verstellung dessen, was ihnen nach dem westphälischen Frieden gebührt, executivisch zu suchen. Nämlich er hofft alles von den verfassungsmäßigen Wegen, da, wie er S. 43 versichert, „unsere „preiswürdige deutsche Reichsverfassung überhaupt „schon keinem Fürsten, seine Unterthanen despotisch „zu behandeln, gestattet." Leider zeigt aber selbst dieses Werk nur zu überzeugend, wie viel von der Verfassung nicht Gestattetes denn doch ein Säculum hindurch ohne Abhülfe geschieht, und daß die gesetzwidrigsten Dinge höchstens eines Mantels von Formen, besonders aber Protection, bedürfen. Mehr hoffen wir von der Nothwendigkeit, welche die Zeitumstände doch fühlbar machen sollten. Ob sie es thun werden, steht nach obigen Bemerkungen freilich dahin. Daß es aber ohne die größte Gefahr und Schaden nicht unterbleiben darf, das ist gewiß.

27.

Ragusa, bei Andr. Trevisani. *Georgii* FERRICH, *Rhacusani, Fabulae ab Illyricis adagiis desumtae.* 1794. 140 S. in 8.

Die illyrische Nation, auf ihren wenig (als von ihres Gleichen) besuchten Gebirgen und Küsten, an der Gränze von Völkern, gegen die sie theils alten Haß trägt, und welche theils in angestammter Wildheit ohne Cultur fortleben, sie selbst ein schönes, tapferes, biederes Volk, hat vor andern durch Handel und Wandel abgeschliffenern Europäern viele Eigenheiten, viel Nationales bis auf unsere Zeiten gebracht. Hiezu gehören eine Menge Sprüchwörter, worin ihre Lebensweisheit ist. Volkslieder, welche die Sitten schildern, Sagen der Väter von Fehden, von Geistern. Es war eine glückliche Idee des Herrn Abbate Ferrich, die Sprüchwörter, deren er aus Tausenden 123 (oder vielmehr 120, denn drei davon sind eher Apophtegmen) hier sammelt, an Fabeln zu ketten und auszumalen, tiefer einzugraben. Dieses hat er mit antiker Einfalt, in guter Latinität (allenfalls mit Phädrus am besten zu vergleichen) gethan. Wir wollen, um von seiner Manier einen deutlichen Begriff zu geben, ohne ängstliche Auswahl ein paar Stücke hersetzen:

XXVI. (im ersten Buche).

Illyr. Ghdje Silla gospodj, s' raplogom nehodi.

Ubi vis imperat, nullus rationi est locus.

CORVUS et VULPES.

Rerum potibus sceptra Leo praeceperat,
Ut quotquot essent, tollerentur stirpitus

Omnes cameli: triste scelus, at regia
Vox legis instar: quod tyrannus imperat,
Differre culpa est, plectitur ferro mora.
Ut praepes ergo fama per terras iit,
Novumque vulpes regis edictum audiit,
Diriguit amens, et fugae quaerit loca
Sibi tuta: mortis undique est comes timor,
Oculisque semper divus occurrit Leo.
Huic corvus alta desidens in ilice,
„Tibi nulla certe causa, cur timeas," ait,
„Te namque Bactra non tulere informibus
„Tumentem gibbis, et reflexo in pectora
„Collo, nec oneris ipsa patiens dorsum habes;
„Canum ergo potius vim time, et hominum plagas!"
Sursum illa spectans, „Porro, corve, es garrulus
„Nugator," inquit, „qui me et annis et bona
„Tibi praeeuntem mente regum addiscere
„Arbitria jubes: forte clitellas tibi
„Si aptet, deindeque, sis camelus, dixerit
„Tibi rex, et idem testis et judex Leo,
„Num judicio abibis incolumis, et rhetorum
„In morem acutis disputabis formulis,
„Ut te camelum haud esse, sed corvum probes?
„Felix quod aevum degis aeria in plaga;
„Sin minus, et ipse mecum hiantia quaereres,
„Ut fata fugias, latibula excsi specus."
Causas tyrannis opprimendi, quos velint,
Nunquam deesse, fabula explicuit brevis.

XXXII.

Illyr. Ghdje velle nauch jera, baersose brod rasbje.

Ubi multi naucleri, cito frangitur navigium.

NAVES DUAE.

Pinus recisae Juliis in Alpibus,
Quas in Gravosii parte declivi sinus (In dem Hafen S.

Croce, eine Meile von Ragusa, wo die Schiffe gebaut werden.)

In geminas doctus verterat rates faber,
Compactae eadem forma, onustae mercibus
Iisdem, aquoso pariter in Thetidis sinu
Secunda ventis explicabant carbasa;
Cum subito cois intonata fluctibus
Saevit procella, parque monti verberat
Unda utriusque latera; jam nautae gemunt,
Pavore mortis occupante pectora.
Harum una ventis fluctibusque strenue
Victis adivit tuta portus ostia,
Excusso cursu dum vagatur altera
Ventorum arbitrio, nec tumentes sustinet
Undas, profundo mergitur ratis solo.
Quaeris, carinis unde dispar exitus?
Uni illa, multis haec magistris paruit.

Bei der letzten Maxime würde eine nähere Bestimmung nicht übel angebracht gewesen seyn: es kömmt nämlich weniger auf die Einheit der Person als auf die des Geistes, des Zweckes an; des Verfassers Vaterland von Vielen regiert, dürfte leicht den benachbarten Thron der Osmanen überleben, weil jeder Bürger von Ragusa die Erhaltung der Republik, unter den Dienern des Sultans die meisten nur jeder sich suchen.

Uebrigens wünscht der Recensent ungemein, daß Herr Ferrich, von dessen Fleiß, Eifer und Geist sich noch sehr viel erwarten läßt, fortfahre, die Weisheit der Völker, bei denen er lebt, in ihrer mannichfaltigen Gestalt (selbst in Liedern

— — quas ad ignem aniculae
Narrant puellis (S. 6.)

aufzuspüren, und in Umlauf zu bringen. Jene ganze Gegend, hinauf durch das albanische Hirtenland, in die Chimera, nach Akarnanien und herein,

Vlakien und Moglenien zu, bis weiter in Rumelien, wo neben verpflanzten Petschenegern Enkel der syrischen und armenischen Manichäer durch byzantinischen Religionseifer genöthiget worden, sich niederzulassen, ist, in Absicht auf innere Völkerkunde, ein unbekanntes, und doch sehr interessantes Land, voll Spuren des Alterthums, voll starker blühender Natur. Wenn (wer wird an der Möglichkeit, ich möchte sagen, an der Wahrscheinlichkeit, zweifeln!) die osmanische Dynastie sich auflös't, so erscheinen alle diese Völkerschaften, bei denen Freiheit in zum Theil ordentlichen Verfassungen noch vor wenigen Jahrhunderten war, und welchen der Padischa ihre Sitten gelassen, in wer weiß, welcher Gestalt, auf einmal wieder. Ihre Kenntniß hat für sie und uns Interesse, und eben im Munde des Volks, der Edlen, der Aeltesten, mehr als bei den Popen, ist sie zu finden. Neue Ideen, Bilder, Formen sind immer am besten da zu lernen, wo man der Natur am nächsten ist. Daher der Rec. glaubt, Hrn. Ferrich nicht nur zu weitern Forschungen, sondern auch dazu sehr ermuntern zu sollen, daß er den Geschmack daran in der Gegend möglichst verbreite.

Es wird bei Arbeiten dieser Art angenehm seyn, in kurzen Anmerkungen oder Vorreden etwas genau angegeben zu finden, in was für einem District, bei welcher Art von Leuten, dieser Spruch, jenes Lied, aufgefaßt worden? Anbei werden die nationalsten immer das vorzüglichste Interesse haben.

Wir verbinden hiemit die Anzeige eines früher erschienenen poetischen Werkes des nämlichen Verfassers.

28.

Ragusa, Trevisani: *Paraphrasis Psalmorum poëtica, auctore* G. Ferrich, *Rhac., cui accedit altera in utriusque testamenti cantica; cum annotationibus.* 1791. Vorr. XII., Ps. 288. Cant. 35 in 4.

Mit Paraphrasirung hoher dichterischer Werke ist's, wie man weiß, eine mißliche Sache, und eine undankbare Arbeit. Unendlich viel geht verloren; zumal wo die Empfindung, nach der Weise des Alterthums, in stark auf einander gedrängten Bildern sich malt, oder mit Einem Wort, wie so oft in den Psalmen, kraftvoll spricht, was durch das Diluiren leicht zur gemeinen Formel wird. Auf der andern Seite ist man wohl genöthiget, an einem, zu religiösem Gebrauche geweiheten Buch manches zu gestatten, was man am Horaz verlachen würde; und dann ist immer Verdienst, wenn in so einer Paraphrase der Schwung des Verfassers, wenn auch nicht in seiner ursprünglichen Kühnheit, wenigstens in sofern wir späte Abendländer ihm folgen können, beibehalten ist.

In dieser Rücksicht verdient auch diese mühsame Arbeit Beifall. Der Herr Verf. hatte sich vor Jahren bewegen lassen, die ganze Sammlung Davidischer Gesänge in Hexameter zu bringen; sein berühmter Landsmann in Rom, Herr Benedict Stay, zeigte ihm die Unschicklichkeit eines solchen Unternehmens für Lieder von so ganz verschiedener Weise, deren jedes ein Ganzes macht. Er, gelehrig und bescheiden, wie er sich in allem zeigt, opferte den größten Theil des Werks der Ueberzeugung von der Wahrheit dieser Bemerkung

auf, und gab nun jedem Psalm die Versart, welche seinem Inhalt am besten zuzukommen schien; daher alle Sylbenmaße, nicht nur der alten römischen Dichter, sondern auch der christlichen Hymnologen benutzt werden mußten. In Ansehung des auszudrückenden Sinnes entfernte sich der Verf. alsdann von der (am Rande beigedruckten) Vulgata, wenn der Grundtext oder auch die alten Uebersetzungen einen bessern zu geben schienen. Zu seiner Erläuterung setzte er jedem Psalm eine kurze Einleitung vor, worin von dem Verfasser, der Veranlassung, dem Zweck, und unterweilen auch der neutestamentalischen Deutung das Nöthige beigebracht wird. Die Noten bestehen gewöhnlich aus ganz wenigen, meistens die Abweichungen von der Vulgata rechtfertigenden Zeilen. Etwas ausführlicher sind die über einzelne Gesänge (wie 2 Mos. 15; 5 Mos. 32; Richt. 5; 1 Sam. 2; Jes. 2; Jes. 12 und 38; Hab. 3; Dan. 3), welche am Ende des Bandes abgedruckt sind. Neuere philologische Erläuterungen (auch protestantische, zumal ältere) sind nicht ungebraucht geblieben. Doch dieses war nicht die Hauptsache, scheint auch weniger die vorzügliche Stärke des Verfassers zu seyn, als es der Ausdruck der in jedem Liede herrschenden Idee oder Empfindung ist. Diese übersetzt er denn gemeiniglich in so gutes Dichterlatein, daß man ihn immer mit Vergnügen hört; und Männer von Cultur und Geschmack, wenn sie das Original nicht lesen können, sowohl für die Uebersicht des Inhalts als für ihr Herz, nicht leicht in einer lateinischen Darstellung so viele Befriedigung finden dürften.

Wir wollen zur Probe von einigen in verschiedener Versart gegebenen Liedern den Anfang liefern.

Psalm 130 (beim Verf. 129, nach der Vulg.)

Paene mersus, heu profundis
Dum malorum fluctibus
Te gemente corde posco,
Sancte rector coelitum!
Tu benignas invocanti
Lenis aures commoda u. s. f.

Psalm 137 (136.)

Extorres dulci a patria dum forte sedemus
Captivi, pressique malis, Euphratis ad undam,
Uberibus lacrymis perfudimus ora, gravique
Singultu, et moestis implevimus arua querelis.
Namque animo miseranda Sion disjectaque moles
Se templi exhibuit. Turpi absita pulvere ramis
Nablia pendebant salicum, abjectaeque tacebant,
Auris ludibrium, citharae; quum praedo cruentus,
Captivos patriis qui nos abduxit ab oris,
Vastavitque solum ferro populatus et igni;
Exigit a miseris in tanto carmina luctu, u. s. f.

Der Raum verbietet Mehreres. Daß alles unter dem Original ist, versteht sich so von selbst, als es unmöglich anders seyn kann. Jessäa (so heißt eine schöne Stelle, die der Herr Verf. aus einem andern Dichter anführt, und die bei billigen Richtern ihn auch völlig entschuldiget)

Jessaea quisquis reddere carmina
Audet latini pectine barbiti,
Audet redordiri superbae
Turrigeras Babylonis arces.
Quantus Poloni e vertice Carpati
Ruptis inundat Vistula fontibus,
Se fert, inexhaustusque tanto
Isacius ruit ore vates.

Dennoch ist das Buch einer artigen Ausgabe in Taschenformat sehr würdig. Mancher im stürmischen Geschäftsleben oder auf der kriegerischen Bahn

vielversuchte Mann, mancher leidenschaftsvolle Jüngling, der oft fällt und aufsteht, mancher von tiefen Gefühlen durchdrungene Beobachter des Hofs und der Welt, trägt nebst Horaz, auch David gern bei sich. Auch muß man in unserm Jahrhundert für Emigrirende sorgen.

29.

Prag, bei Albrecht. Geschichtskalender für die k. k. Erblande auf das Jahr 1794, mit 6 in Aberli'scher Manier illuminirten Kupfern. 1794. 200 Seiten in 12.

Die drei historischen Abhandlungen, deren Gegenstände der Verfasser seinen Landsleuten für das Jahr 1794 durch diesen populären Weg besonders ins Gedächtniß zurück bringen zu sollen glaubte, betreffen 1) aus der böhmischen Geschichte, den Mädchenkrieg zu Dewin, in den Zeiten des ersten Przemysl; 2) aus der hungarischen, ein Fragment von Attila's Leben und Tod; 3) aus der östreichischen, die Stiftung des Klosters Neuburg. Das erste Stück ist am ausführlichsten behandelt (1 — 136); und, wie zu erwarten war, in der neuerlich beliebten Zwittermanier, halb Roman, halb Historie oder vielmehr Sage (denn was zu letzterer, wie sie in den Chroniken aufbewahrt ist, Anlaß gegeben, und was an der ganzen Sache wahr seyn mag, darauf hat sich der Verf. nicht eingelassen). Hin und wieder sind Sittenzüge, welche die ersten Tzechen bezeichnen, und gute moralische Betrachtungen eingeflochten. Im Ganzen hat Rec. freilich an dieser ganzen Art nie Geschmack

zu gewinnen vermocht; doch kann er nicht anders als den Zweck dieser Ausmalung löblich, und auch die Wahl des Zeitalters gut finden. Jener ist eine Darstellung der in der Natur gegründeten Verhältnisse, die, obwohl künstliche Ueberspannung der aufgereizten Leidenschaften etwa davon zu entfernen scheinet, doch am Ende gewöhnlich siegen; eine nicht unnöthige Erinnerung jetzt, wo so viele thörichte und einige schlimme Menschen daran arbeiten, alle Begriffe und Gefühle durch einander zu werfen, und das Werk der Natur zu entstellen. Wohl ist auch das Zeitalter in der fabelhaften Periode der böhmischen Geschichte gewählt; solche Zeiten und Legenden, wo ohnedem niemand auf Wahrheit rechnet, kann man der romantischen Bearbeitung noch am ehesten preis geben, wo sie hingegen lauter Verwirrung in die eigentliche Geschichte bringt.

Schon hier ist in dem zweiten Stück weit mehr Unfug mit der Historie getrieben worden. Begebenheiten, welche (wie S. 147) in andere Zeiten und Gegenden gehören, Namen, die (wie Beßarabien, S. 151) jenem Jahrhunderte fremd sind, offenbare Irrthümer (wie S. 153 die Schwester Kaisers Honorius im Jahre 450 auf dem byzantinischen Thron), Vermengung verschiedener Unternehmungen des Helden (wie S. 154) und eine falsche Darstellung der, als Hauptsache angekündigten Todesart desselben (S. 168), sind Flecken, die man um so mehr weg wünschte, da der Verf. sonst nicht weniger richtige Züge des Charakters von Attila gut angebracht hat. Von jener Art ist an dem Sittenstück, welches als Legende ohnehin freieren Spielraum ließ, weniger auszusetzen.

Drei Dinge muß ich dem Verfasser und Verleger noch ans Herz legen: dem erstern, etwas mehr Sorgfalt für die Richtigkeit des Ausdrucks, welche

er (da er die Sprache in seiner Gewalt hat) leicht erreichen wird, wenn er die Gedanken selbst sich immer in der gehörigen Deutlichkeit vorstellt, dem Verleger, einen bessern Setzer oder Corrector, und mehr Rücksicht auf guten Geschmack in den Kupfern, welche, wenigstens in meinem Exemplar, zum Theil durch Schuld der übel aufgetragenen Farben, abscheulich aussehen. Die Druckfehler sind so zahlreich als arg: auf der allerersten Seite, welche die Namen des Kaisers, seiner Gemahlin, Brüder und Schwestern enthält, sind ihrer 5, in dem zweiten Stück wird der berühmte Aëtius durchgängig Artius genannt; für Scythen wird Szythen geschrieben, Placidia (dieses freilich nach einer allgemeinern Verkehrtheit) Plazidia u. s. f.; als wenn, da wir das c nun doch haben und an dasselbe gewöhnt sind, irgend ein Grund wäre, durch z es zu ersetzen, und alle Etymologie und Verwandtschaft mit den übrigen Sprachen diesem Einfall aufzuopfern.

Wozu aber im Julius 1795 die Recension eines für 1794 gedruckten Kalenders! Fingerzeige zu geben, auf was alles bei der sich immer erneuernden Menge solcher Volksschriften zu sehen ist.

30.

Leipzig, Weygand. Ulrich Holzer, Bürgermeister in Wien. Vom Verfasser der Thekla von Thurn und Philippe von Geldern. In zwei Bänden. 1793. 442 und 424 S. in kl. 8.

Der Titel gibt schon sattsam zu erkennen, daß diese Schrift unter die Zwittergattung gehört,

welche, aus Bequemlichkeit, um des Forschens, Zusammenstellens und der ängstlichen Hinsicht auf Treue im Ausmalen los zu werden, mehr und mehr aufzukommen, und uns mit einer gedoppelten Reihe von Geschichten zu bedrohen scheint, deren eine so tolles Zeug oder so liebe Mährchen in die Köpfe bringen kann, daß wenn ohnehin in denselben die Einbildungskraft prädominirt, der Geschmack an reiner Wahrheit nach und nach verloren gehen, und zugleich der praktische Nutzen des Geschichtenlesens, die Bildung des gesunden Menschenverstandes verschwinden muß. Je mehr die Bücher dieser Art sich von der ächten Historie und von den Regeln des Wahrscheinlichen entfernen, desto unschädlicher scheinen sie mir noch; denn in eben dem Grade verschwindet die Besorgniß, daß jemand so gut seyn und ihnen Glauben schenken dürfte. Je toller es darin zugeht, desto lieber sind sie mir, weil ich weniger befürchte, daß Köpfe, an denen etwas gelegen ist, Belieben daran finden möchten.

In dieser Hinsicht hat Rec. auch diese sogenannte Geschichte des Bürgermeisters Holzer mit einer gewissen Beruhigung aus der Hand gelegt. Es ist nämlich selbige nicht etwa eine Entwicklung des Charakters und eine anschaulich gemachte Erzählung der wahren Geschichte dieses Volksführers, sondern ein aus hundert seltsamen Abenteuern zusammengestoppelter Roman, worin die wahre Historie nur selten durchschimmert, und von den Hauptsachen, von der Katastrophe Holzers, fast gar nichts vorkömmt, Fabeln von Räubern, die in Geheim die Welt regieren, morgenländische Mährchen, schaudervolle Mordscenen, bald halb wahre, halb verzeichnete Schilderungen der wichtigsten Personen, und übrigens, eine im Ganzen

honnete Moral vorkömmt, welche letztere an dem Gemüthe der Leser nichts verderben, indeß jene Erzählungen sie schwerlich verleiten werden, ihnen zu glauben. Die Absicht ist gut; es ist auf die Bedürfnisse unserer Zeiten wohlmeinende Rücksicht genommen; und so mag es für die Liebhaber solcher Schriften immer noch eine der bessern Lectüren seyn.

31.

Hermannstadt, bei Hochmeister. Geschichte der aboriginen dacischen Völker in Abendunterhaltungen von Michael Lebrecht, Prediger an der Klosterkirche. 1791. 416 S. 8.

Dieses Buch, dessen Aeußerliches, besonders der Druck, etwas Abschreckendes hat, und welches auch nicht ohne beträchtliche Mängel ist, verdient eben darum nachgeholt zu werden, weil das Gute, das es enthält, sonst übersehen werden dürfte. Es enthält, freilich mit vielen Abschweifungen in die gothische und hunnische, auch entferntere Geschichte, die Geschichte der Völker, welche Siebenbürgen von Anfang der Historie bis in das zehnte Jahrhundert besessen zu haben scheinen. Die Form von Abendunterhaltungen ist wohl nicht die glücklichste, aber außerwesentlich und ohne merklichen Einfluß auf das Ganze. Die historische Erzählung scheint selten aus den Quellen, doch aus guten Büchern, den historischkritischen Arbeiten Timon's, Pray's, Benkö's u. a. über Siebenbürgen, in Sachen des byzantinischen Reichs aus le Beau, über die origines gentium aus Deguignes genommen, und dieses nicht immer mit gehöriger Genauigkeit geschehen zu

seyn. Empfehlenswürdig ist aber das Werk durch den dasselbe belebenden Geist reiner Humanität, welcher besonders in einem populären Buch das größte Lob verdient.

Die Beweise dieses Urtheils werden sich bei einzelnen Stellen ergeben. Wir wollen bei den Fehlern anfangen, um uns ruhiger dem Lob des Guten zu überlassen. S. 12 soll Kain dem sinesischen Reich seinen Namen gegeben haben. S. 16 Dacien heiße wohl von audacia so. S. 20 steht eine für die Abendunterhaltung mit der Frau von T. etwas unfeine Anmerkung, die wir auch nicht für wahr annehmen können; „die nackten Weiber „der alten Scythen seyn in der Hälfte ihres Le„bens nicht halb so wollüstig gewesen, als die „züchtigsten Damen unserer Zeit in ihrem vier„zehnten Jahr.“ S. 31, Mariza sey der türkische Name des Hebrus (längst vor den Türken wurde er in der Landessprache so genannt). S. 31 f. dringt L. Calpurnius Piso über die Gebirge Rhodope und Kaukasus. S. 46 wird zweifelhaft davon gesprochen, ob Trajans Säule noch steht. S. 109 wird die Edda (das ist arg) Karl dem Großen zugeschrieben. S. 142 und mehrmals, heißt Kaiser Gratianus Oheim des Valens (da es umgekehrt ist); S. 182 der heil. Martinus von Tours Bischof zu Turin in Frankreich. Genug um zu zeigen, daß über dergleichen Punkte das Buch eine Revision bedarf.

Dafür S. 21 f. eine richtige Würdigung der gepriesenen Tugend wilder Völker. S. 24 vernünftige Grundsätze der Freiheit. S. 37 ff. des Decebalus Geschichte ganz gut, mit Bemerkung von Localitäten, die nur der Einländer wissen kann, und selbst kritischer Prüfung der alten Erzählungen aus gleicher Quelle. Wie denn der Verf. immer sehr schätzbar ist, wo er, wie

oft geschieht, Volkssagen und Sitten anführt: S. 83, 89, 90, 92, 98, 100 und häufig. S. 111 f. eine herrliche Stelle über Religionsparteien: „Maulwürfe „zanken mit Ameisen, welche Partei den Herrn des „Gartens besser kennt. Ketzern auch die Sterne „einander darüber, daß nicht alle gleiches Licht „haben?" u. s. f. S. 115, „Man verfolgte das „Christenthum, weil durch seine unklugen Bekenner „der Same der Uneinigkeit in sonst ruhigen „Staaten ausgestreut wurde." S. 176 der Wunsch, „daß doch alle Generale die Sache ihrer Fürsten „wenigstens zur Hälfte zu ihrer eigenen machen möchten!" S. 246 von ursprünglicher Freiheit und weit späterm Anfang der Leibeigenschaft. S. 248 eine menschenfreundliche Stelle zu Empfehlung eines eben so fähigen als gedrückten und vernachlässigten Volks, der Zigeuner. S. 377 der Name Siebenbürgens in einer Urkunde am Ende des eilften Jahrhunderts. (Den Namen Erdeel hat der Verf. nicht berührt.) Von 411 — 416 eine gedrängte Recension und sehr billige, vernünftige Würdigung der nach und nach in das Christenthum aufgenommenen Gebräuche und Formen. Das Resultat ist, man habe „die rohen „Menschen mit etwas Geklapper unterhalten, und „vor das A B C Buch der Gottesfurcht so Bildchen hinmalen müssen, woran ihre sinnliche „Kindheit sich satt sehen könne."

---

31. b.

Wien, bei Hörlin: Ueber den Nationalcharakter der in Siebenbürgen befindlichen Nationen. 1792. 112 S. 8.

Wo in einem Fürstenthum von 700 Quadrat-

meilen Flächeninhalt (S. 7) zwölf unterschiedliche Nationen, zum Theil seit Jahrhunderten, beisammen wohnen, und meist keinen andern gemeinschaftlichen Charakter haben, als eben die Festigkeit in Beibehaltung der, eine jede auszeichnenden Lebensweise (S. 8); wo dieser Sinn für Selbstheit gegen zehenjährige Bestrebungen eines Joseph für das Gegentheil sich behauptet hat, (S. 10 ff.) und wirklich jede Nation, gerade für sich genommen, sich trefflich zeigt, mit andern gemischt sich nicht mehr gleich sieht (S. 24), da ist eine Schilderung der verschiedenen Charaktere so anziehend, als selbst für die Leitung des Regenten wichtig. Der Verf. dieser Schrift liefert mit Unparteilichkeit den Eindruck, welchen er von der guten und nachtheiligen Seite eines jeden Volks erhalten hat, und vergleicht ihn bisweilen mit Nachrichten alter Geschichtschreiber. Wenn er mehr einzelne charakterisirende Anekdoten (welche zu prüfen sein Verstand und seine Sorgfalt freilich nöthig war) aufgenommen hätte, so würde die Lectüre des Buches noch angenehmer geworden seyn; es ist aber auch das Gelieferte alles Dankes werth, und von mannichfaltiger Anwendung.

Seine Schilderung fängt er mit den Ungarn an, geht natürlicher Weise von ihnen auf die Szekler fort, verweilt bei den Sachsen am längsten, und handelt hierauf kürzer von den Bulgaren und Wlachen, den Landlern (neuangebauten Colonisten), Armeniern, Griechen, Juden, Polen, Russen und Zigeunern. Wir wollen von den Ungarn bloß bemerken, daß er die aus der in ihnen brennenden Feuerfülle (S. 28) herfließenden edlen Eigenschaften, so wie ihre Fehler mit Wahrheit schildert (S. 27 ff.) Was die Szekler unterscheidet, scheint eine Folge ihrer Wohnung in den Bergen des Landes, wo

die ältesten Sitten sich immer am besten erhalten. Auch in ihrer Geschichte zeigt sich, wie unselig der Gedanke ist, einem Volk seine Eigenheiten nehmen zu wollen (S. 40 f.). Wie viel besser ist, sie benutzen und jedes auf seinem Weg sich entwickeln zu lassen! Auffallend ist auch in diesem Lande die Biegsamkeit des deutschen Charakters, den man vielleicht ganz wohl darein setzen könnte, so wenig Eigenes als möglich zu haben, und vor andern zur Weltbürgerschaft geschickt zu seyn. Die Sachsen hatten offenbar die Verfassung unserer alten Reichsstädte, wurden lutherisch ohne Reformator (S. 61), und empfingen auch in den neuesten Zeiten am leichtesten jede Form, welche man ihnen geben wollte. Kriegerisch, als der Geist der Zeiten es war, verwandelten sie sich, da es anders wurde, in so fleißige Menschen, daß in der That Siebenbürgen ihnen alle seine Cultur schuldig ist (S. 55 — 58), und schreiten auch in der Aufklärung ruhigen Schrittes fort, ohne Lärm davon zu machen (S. 61); frei in dem Geist ihrer Verfassung (S. 62), worin sehr viele Gleichheit herrscht (S. 63), dem Landesfürsten aber bis zu beträchtlichen Aufopferungen sehr ergeben (65), und in ihrer Treue die gewissenhaftesten (66); überhaupt solide (67) mehr als liebenswürdige (70) Leute. Es scheint, daß, wenn über den edelsten, ersten, zur Herrschaft ausgezeichnetsten Charakter der Nationen gestritten werden sollte, die Deutsche überhaupt Competenten von Wichtigkeit haben würde; daß ihr aber den Charakter besonderer Brauchbarkeit niemand absprechen wird. Sonderbar ist die Abnahme der Bevölkerung unter den siebenbürgischen Sachsen (S. 69), wo zumal der Verf. ihre Sitten als ungemein keusch anrühmt. Es muß doch Ursachen haben, deren Kenntniß man wünschte. Bei einzelnen

zelnen möchte der Wunsch, die zu große Vertheilung des Vermögens zu verhüten, eine derselben seyn. Wie ganz anders in allem die Walachen (86 ff.)! Schon etwas gebildeter (denn sie hatten lang eine ordentlichere Regierung, und überhaupt mehr byzantinische Cultur) die Bulgaren (S. 92). Die letzten Capitel scheinen hin und wieder mit geringerer Sorgfalt ausgearbeitet; S. 96 wird nicht leicht jemand mit dem Verf. glauben, daß die Geten, Dacier und Agathyrsen lauter Griechen gewesen; S. 101 mögen die sogenannten Russen wohl eher in der That Serbier, vielleicht aus Rascien, gewesen seyn. Uebrigens ist das Wenige, was von den Armeniern, Griechen, Zigeunern, vorkömmt, immer merkwürdig, und sehr gut gesehen, fruchtbar an Folgerungen für den Staatsmann, so wie für den Beobachter der Menschen.

32.

Dresden. Die Sachsen in Siebenbürgen. Ein Beitrag zur Erd- und Menschenkunde. Von Paul Rudolph Gottschling. 1794. 134 S. in 8.

Der gutmeinende alte Mann zeigt sich in dieser Schrift ganz, wie der vorhin angezeigte Verf. des Buchs über die Charaktere der in Siebenbürgen wohnenden Völker seine Landsleute schildert: fleißig, ein eifriger Lutheraner, sonst der Landesherrschaft getreu ergeben, gegen Große (in der Zuschrift und bei Titulaturen) eher zu ceremoniös, übrigens eher etwas niedergeschlagen (S. 140, 110). Sein Buch ist keine Geschichte der Sachsen, als

wozu viele Hauptsachen fehlen; es ist eben so wenig eine Geschichte ihres gegenwärtigen Zustandes, da von allem, wornach in der Statistik gefragt wird, wenig, dieses aber meist unbestimmt, vorkömmt. Genauigkeit scheint seine Sache nicht eben zu seyn; er läßt einen Patricier von Nürnberg um das Jahr 1000 nach Siebenbürgen wandern und (eben denselben) im J. 1160 Hermannstadt gründen (S. 10, 11, 12). Orthodox ist er; der gute junge König, der bei Mohaczs blieb, ist ihm ein wahrer Saulus, ein Christenverfolger (23); es freut ihn, daß Clausenburg, als diese Stadt sich zu Arians (oder Socians — so schreibt er) Lehre bekannte, von dem Corps der Sachsen ausgeschlossen wurde (S. 11 und 79); er beseufzt auch, daß Freigeister den Kometen von 1680 vielleicht nicht für eine Vorbedeutung der Belagerung von Wien werden gelten lassen wollen (S. 32). Die Nachrichten, worüber er am umständlichsten ist, betreffen die Herren Rectores der Hermannstädter Schule (S. 28 — 37) und besonders die Herren Superintendenten (S. 37 — 64), wovon ausführlich zu lesen ist, in welchem Jahr ein jeder, ehe er zur „bischöflichen Würde" (S. 59 ff.) erhoben wurde, hier oder dort Pfarrer gewesen ist; worauf dann die Capitel recensirt werden (S. 67 — 78), hierauf von dem Burggrafen zum rothen Thurme, meist nach Fabri und Hammerdörfer, gehandelt (81 — 86) und endlich ein Verzeichniß siebenbürgisch-sächsischer Schriftsteller, nach Benkö's Werk, beigefügt wird (S. 88 — 108). Merkwürdige Ereignisse kommen freilich, nur nicht mit unterrichtender Umständlichkeit, hin und wieder vor: als, die Verleumdung des Jesuiten Makovsky gegen den Superintendenten Schunn 1747, als hätte dieser die Türken ins Land locken

wollen (S. 61); die Hinrichtung des Sachsengrafen von Harteneck 1704 (S. 73 f.); die von der großen Theresia 1772 der lutherischen Geistlichkeit bewiesene Gnade, und ihr Wunsch der Errichtung einer protestantischen Akademie in Siebenbürgen 1764 (S. 63 und 80); auch Nachricht von dem unscheinbar seyn sollenden Dialekte der Sachsen (S. 108) u. s. f.. Letzterer könnte bei näherer Erforschung auf einige Spur des Landes bringen, von dem sie ausgegangen, und welches wahrscheinlich in Niederdeutschland zu suchen ist.

33.

Wien, Mösle. Ueber das ausschließende Bürgerrecht der Sachsen in Siebenbürgen auf ihrem Grund und Boden. Von den Repräsentanten der Nation. 1792. 103 S. in 8.

Der um 1142 eingewanderten Colonie ertheilte König Geisa, dem es um den Anbau des noch meist waldichten Landes zu thun war, das Grundeigenthum des ungefähr 130 Quadratmeilen, ein Sechstheil von Siebenbürgen, betragenden Districtes, den sie übernahm. Diese Urkunde ist nicht mehr vorhanden, ihr Inhalt aber aus Königs Andreas II. Bestätigungsbrief 1224 zu ersehen (S. 11 f.). Die sieben Stühle der Sachsen sind auch gegen die Eingriffe der Benachbarten 1373 und 1441 durch königliche Urkunden hiebei geschützt worden (S. 15 f.); in diesen Rechten bauten sie ruhig ihre territoria, sylvas, prata et alpes (Urk. 1456, S. 18), und zierten das Reich mit herrlichen Städten und Flecken (Urk. 1468, S. 20), welche auch in Kriegsnöthen für die ungarischen und szeklischen Nachbaren Zufluchtsörter

wurden (Urk. 1459, S. 32 ff.). Ihre Verfassung war in größerer Gefahr, als bei der Trennung Siebenbürgens von Ungarn die Comitatenser (Ungarn), Szekler und sie eine Nation schlossen, welche die beiden ersteren für eine völlige Gleichstellung hielten (S. 40); so nämlich, daß die (fleißigen, bemittelten) Sachsen zwar so viele oder mehr Auflagen als die (mächtigen) Comitatenser und Szekler tragen, hingegen ihre (auf republicanische Gleichheit gegründete) (S. 27) Verfassung nicht mehr unvermischt behaupten sollten (S. 44 f.). Da die anderen die mehreren Stimmen hatten, und für Jura singularia, wie es scheint, in diesem Punkt keine ausdrückliche Ausnahme gemacht war, setzten sie als communi omnium voto (S. 46) auf dem Landtag zu Weißenburg 1653 Aenderungen durch, welche das lebhafteste Mißvergnügen der Sachsen erregten (S. 51 f.) und deren Unrecht endlich Fürst Rakoczy II, zu welchem der Adel den Sachsen lang den Zugang versperrt hatte, selbst einsah (Originalschreiben 1657, S. 55 — 59), die auch, wie er es vorgesehen (S. 57), nie zur Vollziehung kamen (Urk. 1692, S. 67). Als Siebenbürgen an das Erzhaus gerieth, und Kaiser Leopold I alle Freiheiten feierlich bestätigte, kam es hierüber zu einer förmlichen Untersuchung, worin der Landtag zu Hermannstadt 1692 der Sachsen Recht an das Grundeigenthum ihres Landes förmlich erkannte (S. 65 f.), der Kaiser aber 1693 dasselbe bestätigte S. 67 ff.). Dieß ist die Accorda, wobei, als einem Fundamentalvertrag, sie bis 1747 ruhig blieben. Allzu hohe Bürgerrechtstaxen, wodurch Fremden der Zugang erschwert wurde, veranlaßten dazumal eine Erinnerung des Hofes (S. 71), und von den Comitatensern und Szeklern wurde der Anlaß zu neuen Reclamationen wider die Privile-

gien der Sachsen benutzt. Neue Untersuchung, aber unter der gerechten Theresia, welche im Jahr 1753 alles auf dem Fuß bestätigte, wie es zur Zeit ihres Großvaters ausgemacht worden (S. 83 — 87). Als nachmals Kaiser Joseph alle Nationen seiner Monarchie gleich machen wollte, nahm er 1781 auch den Sachsen ihre Verfassung (S. 87.) Ueberzeugt von der Unthunlichkeit auch dieses politischen Experiments, gab er sie ihnen aber, vierzehn Tage vor seinem Tod, wieder zurück (S. 88), und Kaiser Leopold II bestätigte sie (S. 89). Die Repräsentanten der Nation hielten jedoch die Bekanntmachung dieser Darstellung für gut. Sie beschließen sie mit der politischen Bemerkung, daß nur durch ihre Selbstständigkeit der sächsischen Universität (so heißt die Colonie) möglich geworden, die Hälfte oder über die Hälfte der Lasten eines Landes zu tragen, wovon sie nur 1/6 besitzt (S. 94): ohne andere gemeine Abgaben, ohne den Aufwand der Unterhaltung ihrer Obrigkeiten, Städte, Kirchen und Schulen bezahlen die Sachsen eine halbe Million Gulden an ordentlichen Steuern (S. 93), und im letzten Türkenkrieg hat das einige Cronstadt mit seinem Kreise von 26 Dörfern vom Aug. 1787 bis Ende Jul. 1790, mit Abrechnung der Vergütungen, 272,507 Gulden 31 Kreuzer prästirt (S. 96); bei allem dem zufrieden und glücklich, wenn die Universität nur bleibt, wie sie ist und immer war. Dem Rec. fällt es bloß auf, daß die landesfürstliche Erinnerung von 1747 über die Erschwerung der Admission neuer Bürger über oben (bei Recension der Schrift über die Nationalcharaktere) bemerkte Abnahme der Bevölkerung des sächsischen Antheils an Siebenbürgen einigen Aufschluß zu geben scheint, und seines Erachtens wird gut seyn, daß die Universität hierin helfe, weil die Ein-

schreitung der landesfürstlichen Obsorge widrigenfalls am Ende doch sehr natürlich erfolgen dürfte.

34.

Cilli, bei Jenko. Praktische Anwendung aller unter der Regierung Leopolds II für die gesammten Erblande in geistlichen Sachen, publico-ecclesiasticis, ergangenen Verordnungen, in systematischer Ordnung herausgegeben von Johannes Schwerdling, ordentl. Lehrer der Moral und Pastoraltheologie und Secretär des Bischofs zu Agram. 1793. 350 S. in 8.

Da bekanntlich unter der Regierung Josephs II die geistliche Verfassung in den östreichischen Staaten eine ganz neue Form und (so viel es zu bewirken war) einen andern Geist bekommen, so hatte der Hr. Verf. das nützliche Werk einer Darstellung des Inhaltes der Verordnungen dieses großen Kaisers geliefert, worin alles, was über die Personen, Güter und Rechte der Geistlichkeit, über die Toleranz, das Placitum regium und verwandte Gegenstände bis auf den ersten Jan. 1790 verfügt worden war, summarisch enthalten ist. Kaiser Leopold, welcher die Verwaltung nicht wie sein Bruder nach einer langen, sehr ordentlich geführten, Regierung, die alles im ruhigsten Zustande und in bereitwilliger Stimmung hinterlassen hatte, sondern in einem Augenblick der furchtbarsten Krisis von innen und außen, und einer Art von Desorganisation, übernahm, bedurfte

der weisesten Mäßigung, um von den guten Einrichtungen möglichst vieles zu retten, ohne den Staat noch mehr zu erschüttern. Es versteht sich hienächst von selber, daß viele, die über die vorige Regierung persönlich mißvergnügt waren, alles bewegten, um dem Kaiser ihren Gesichtspunkt als den wahren darzustellen. Kaum hatte Leopold die Geschäfte wieder in eine ruhigere Lage gebracht; kaum hatte er können merken lassen, was er mit der Zeit wohl zu thun gedächte, als dieser weise Fürst starb. Wenn Hr. Schwerdling in vorliegendem Werk zusammenstellt, was er in den zwei Jahren über geistliche Dinge verordnet, so ist daher natürlich, daß alles fragmentarisch seyn muß, und man erblickt hin und wieder die zufällige Gewalt der Umstände deutlicher, als den systematischen Gang des Gesetzgebers von Toscana. An vielen Stellen ist man überdem sehr versucht, auszurufen: felix, qui potuit rerum cognoscere causas. Dieses ist aber das Amt der Geschichte; die Zusammenstellung des Verf. ist indeß nicht nur zur Kenntniß des geistlichen Staatsrechts in den Erblanden, wie Leopold es hinterließ, für Geschäftsmänner sehr unterrichtend, sondern auch selbst der Philosoph, der auch nur einigermaßen die neueste Geschichte weiß, wird nicht unbelehrt weggehen, und zu mancher Betrachtung über den Kampf der Weisheit mit Vorurtheilen, des allgemeinen mit eingeschränkterm Interesse Stoff finden. Das Andenken Leopolds wird dabei nicht verlieren; man wird sehen, daß er sich in so vielen wohlthätigen Anstalten, als die Zeit es zuließ, gezeigt und so gut, als es nur immer mit der Klugheit vereinbar war, mit den Leidenschaften der Menschen capitulirt hat.

35.

Frankfurt, bei Eßlinger. Auswahl interessanter republicanischer Reden, gesammelt und herausgegeben von Franz Gustav Iselin. 1795. 300 S. in 8.

Je weniger wir in diesem Fache neben anderen alten und neuen Völkern glänzen, und je weniger Meisterstücke selbst diejenigen deutschen oder schweizerischen Staaten aufzuweisen haben, deren Verfassung die Beredsamkeit mehr als andere zu begünstigen scheint: um so mehr ist der Gedanke einer Auswahl zu billigen, deren Inhalt Senatoren und Bürgern, die sprechen müssen, zum Muster dienen könnte. Rec. muß jedoch gestehen, daß diese Absicht hier nur unvollkommen erreicht wird. Nicht die Hälfte der Aufsätze sind wirklich gehaltene Reden; bekanntlich ist z. B. das, was Rousseau über die Staatswirthschaft schrieb (S. 213 — 300), wohl ein Discours, aber R. ist nie öffentlich aufgetreten, um vor einem Senate, Volke oder Fürsten zu reden. Zweitens sind diese Abhandlungen und Reden sämmtlich übersetzt, und, nach dem Gefühl des Rec. nicht eben, wie Redner übersetzt werden sollten: sie sind weder deutsche Originalwerke, noch zu deutschen Reden gemacht worden. Der grammatikalischen Versehen sind nicht wenige. Endlich würde z. B. der Eindruck, den Tronchins Reden (S. 1 — 90) machen sollen, durch eine Einleitung, worin der Verfasser, der Zweck, warum, die Umstände, unter welchen, die Rathsversammlung, vor der er auftrat, geschildert worden wäre, nicht wenig gewonnen haben. Von diesem allem erfährt man gar nichts;

und ob Roustan über Vaterland und Freiheit geredet, und vor wem, oder ob er nur davon schreibt, ist dem Rec. selbst nicht bekannt. Auf diese Mängel wollte er den Herausgeber darum aufmerksam machen, weil derselbe in den Anmerkungen zu Tronchins dritter Rede sich als einen denkenden Kopf und in verschiedenen Wendungen als einen Mann zeigt, welchem das Schriftstellertalent nicht fehlt. Wenn man seine offenbar gute Absicht dazu nimmt, so verdient er alle Ermunterung.

Wir wollen kürzlich den Inhalt durchgehen: 1, 2 und 3 Tronchin (Jean Robert), Procureurgeneral von Genf, über den Parteigeist und über die Gesetze. Diese drei Reden, welche schon sonst übersetzt waren (s. Hallers Bibl. Schweiz. Gesch., Th. IV.), haben allerdings vorzüglich verdient, wieder in Umlauf gebracht zu werden. Nur, da sie bei ihrem übrigen Werthe auch Meisterstücke der Diction sind, war die Uebersetzung kein leichtes Unternehmen, und Rec. würde sie lieber im Original wieder gelesen haben. Sie stellen die ächten Grundfesten und die Natur republicanischer Verfassungen (die jetzt von dem Parteigeist so sehr verkannt werden), dar. Man erkennt in ihnen den Mann, von dem Montesquieu sagte: den Artikel von den Republiken im Esprit des Lois versteht er besser als ich selbst. Tronchin ist nun todt; die Regierungsform seiner Vaterstadt sah er nach mehreren Erschütterungen fallen: Freunde und Feinde derselben sind wirklich in gemeinschaftlichen Ruin verwickelt; aber die hier vorgetragene Weisheit ist keinen Revolutionen unterworfen: sie trifft die Ueberspannungen aller Parteien. Dem Rec. war besonders merkwürdig, was über die Religion vorkömmt. In diesem Punkte dachte Tronchin außerordentlich frei; er

war durchaus nichts weniger als gläubig; was er von dem Gebrauch der Religion in freien Verfassungen sagt, hat um so mehr Gewicht; und er unterscheidet sehr sorgfältig die denselben vortheilhafte Religion von der (S. 41), „deren Diener nicht „mehr Bürger seyn wollten, um desto sicherer Despoten zu werden; welche den Menschen das ge„heiligte Recht der Untersuchung rauben möchten „u. s. f." Eine hierauf sich beziehende Stelle paßt so gut auf unsere Zeit, daß Rec. sich nicht enthalten kann, sie (wo möglich zur Stillung der Gänse auf unserm Capitol) herzusetzen: „öffentlich anzei„gen, daß die Religion bedrohet wird, heißt, sie „in Gefahr setzen; weil es eben so viel ist, als „anzeigen, daß sie eine große Menge Ueberläufer „habe. Dadurch muß das Volk, als gegen Meinun„gen, worüber man ihm sehr viele Leute, als hin„weg zu seyn, vorstellt, ganz gleichgültig, und, „von diesem Zaume frei, unbezwinglich werden: „oder es wird in finstere Aengstlichkeit verfallen, „und da es sich von unbekannten Feinden umringt „glaubt, geneigt seyn, diejenigen dafür anzusehen, „welche Haß, Rache und Schwärmerei ihm als „solche dargestellt haben!" Er ist überhaupt der Meinung, daß nichts von der Aufklärung an sich, wohl aber davon zu fürchten ist, wenn die, welche gebieten, mit denen, welche gehorchen sollen, hierin nicht gleichen Schritt halten. In Roustans Reden oder Discursen ist mehr Wärme, bei Tronchin mehr Licht. Jener fällt bisweilen (wie S. 174 ff. auch Herr Iselin wohl erinnert) in Declamationen, z. B. über den Luxus, dessen Begriff und Gradationen er bei weitem nicht genugthuend entwickelt.

Im übrigen handeln seine Aufsätze 4) von Vaterland und Freiheit (S. 91 — 126); 5) von den

Mitteln, ein Volk vom Verderben zu retten (S. 127 — 184), an eine wohldenkende Gesellschaft in Bern. Es ist genug, nur anzuzeigen, daß 6) Rousseau über die Tugenden der Helden, 7) über die Staatswirthschaft, angehängt ist. Das Ganze bleibt bei allen obigen Erinnerungen ein recht nützliches Lesebuch, zur Bildung, wo nicht von Rednern, gewiß, was mehr ist, von rechtschaffenen Bürgern.

36.

Salzburg, im Verlag des Verfassers. Beschreibung der Stadt Salzburg und ihrer Gegend, verbunden mit ihrer ältesten Geschichte. Von L. Hübner. Erster Band: Topographie. 1792. 594 S., nebst 2 Kupfertafeln. Zweiter Theil: Statistik. 1793. 620 S., nebst einer Kupfertafel. 8.

Ebendaselbst: Ein Auszug des nämlichen Werks durch den Verf. selbst. 1794. 8.

Salzburg, die Residenz eines der vornehmsten Prälaten in der deutschen Kirche, der Hauptort einer in mehreren Rücksichten merkwürdigen Völkerschaft, und ein Sitz der Literatur, welcher selbst jetzt noch eine anständige Freiheit genießt, und durch diese Freiheit blühet, verdiente allerdings eine genaue Beschreibung. Herr Hübner, schon durch mehrere Schriften, und durch die Besorgung der oberdeutschen allgemeinen Literaturzeitung, rühmlich bekannt, hat dieses Werk mit ungemeinem Fleiß und mit Geschmack ausgeführt. Er benutzte

hiebei, außer eigener Beobachtung, nicht nur die bekannten, sondern mehrere ungedruckte, wie es scheint, sehr umständliche, salzburgische Geschichtschreiber, und für die ältere Geschichte gleichzeitige Denkmäler und Urkunden, deren er eine große Anzahl eingerückt hat. Die Einrichtung des Werks ist folgende: nach einer kurzen, bündigen Darstellung der Geschichte von Salzburg geht er alle Gassen und Gegenden der Stadt auf beiden Seiten der Salza durch, und beschreibt jedes merkwürdige Gebäude sowohl topographisch als historisch; eben so die Vorstädte Nonnthal, Müllen und Stein; die Straßen und Gegenden vor den Thoren, und (um hierin Reisenden bequem zu werden) die benachbarten Städte und Landschaften Hallein, Berchtholdsgaden, Reichenhall und Laufen. Im zweiten Bande handelt er von den Einwohnern, der Verfassung, den gelehrten und milden Stiftungen und Anstalten, und schließt mit Nachrichten zur Belehrung für Reisende. An der Spitze des Artikels von den Einwohnern steht der Erzbischof, und wird in den Würden und Eigenschaften seines geistlichen Amtes und seines Reichsfürstenstandes betrachtet. Es folgt hierauf das Domcapitel, das Ministerium, der Hof, die Dicasterien, die Landschaft, die Stadtobrigkeit, Geistlichkeit, Adel, Militär und Bürgerschaft. Dem literarischen Artikel ist ein Verzeichniß aller in dem Erzstift lebenden Schriftsteller und Künstler beigefügt.

Ein Auszug dieses reichhaltigen Werks würde kaum kürzer seyn können, als der oben angeführte, welchen der Verf. selbst herausgegeben hat. Es kann demnach hier weiter nichts erwartet werden, als daß die verschiedenen Gesichtspunkte gezeigt werden, woraus dieses Werk interessiren kann,

und daß man von den unzähligen Datis, die es enthält, einige Proben gebe.

Der Mensch ist es, was man in jeder Geschichte billig zuerst sucht; die Lage der Menschen das erste, wornach bei jedem Lande gefragt wird: ob sie glücklich oder unglücklich sey, beruhet auf unwiderstehlichen physischen Einflüssen oder meistens noch mehr auf der Denkungsart des Volkes selbst; welche letztere durch Anstalten gebildet, durch die Verfassung veredelt, oder durch jene danieder gehalten, durch diese verdorben wird. Was über alle diese Punkte hier zu finden ist, wollen wir überhaupt anmerken.

Die Zahl der Einwohner der Stadt und Vorstädte wird auf 16,000, die des ganzen Landes auf nicht viel über 200,000 (auf jede Quadratmeile 833$^1/_3$) berechnet. Die Ursache, warum ihrer nicht mehr sind, findet sich hauptsächlich in den unten vorkommenden Verbannungen der unkatholischen Christen: es ist aber auch sehr auffallend (was II, 85 vorkömmt, und vorher und nachher tabellarisch gezeigt wird), daß in diesem ganzen Jahrhundert (nur das J. 1711 ausgenommen), also in Zeiten der Möncherei und der Aufklärung, vor und nach der großen Emigration, in einem Lande, welches seiner Gestalt und Lage nach gesund seyn muß, die Anzahl der Gestorbenen die der Gebornen allezeit, und oft sehr beträchtlich, übertroffen hat. Dieses wird sich kaum irgendwo finden, und verdient eine genaue und freimüthige Untersuchung. Der Verf. gibt an, daß nach den Auswanderungen zu viele Bauerngüter zusammengekauft worden; daß seit der strengeren Conscription im Oestreichischen wenig neue Ansiedler kommen; daß die Besoldungen bei zunehmenden Preisen der Dinge für die Unterhal-

tung einer Familie unzureichend geworden; daß man (wohl eben aus Mangel an Auskommen) gewöhnlich erst nach dem dreißigsten Jahre heirathet.

Wenn man den Stand der Religion und Geistescultur, wie er unter der preiswürdigen Regierung des Erzbischofs Hieronymus ist, mit dem vergleicht, was er war: so läßt sich nicht leicht eine Verbesserung denken, wozu diesem Fürsten Wille und Muth fehlte, oder welche von den Fortschritten der Aufklärung in seinem Lande nicht zu hoffen wäre. Als Rec. von den Abbildungen Voltaire's und Rousseau's las, welche in dem erzbischöflichen Cabinet aufgehangen sind, konnte er sich nicht enthalten, an gewisse Porträte zu gedenken, welche der große Friedrich überall hatte, weil man die dadurch vorgestellten Personen nie aus dem Auge noch Andenken verlieren müsse. Was kann ein geistlicher Fürst Besseres thun, als die Zeiten bedenken, worin er lebt, mit denselben fortleben, und seine Verwaltung so einrichten, wie ihr Geist sie erfordert!

Aus der Geschichte wird gezeigt, daß Unzufriedenheit mit dem herrschenden Lehrbegriff schon 1340 im Salzburgischen sichtbar geworden, II, 8. (Da dieses Phänomen sich schon weit früher in der ganzen Gebirgskette hin und wieder geäußert, so verdient es wirklich nähere Beleuchtung. War in diesen Leuten ein Rest altchristlicher Einfalt, oder Mysticismus, oder die Ueberlieferung manichäischer, gnostischer Ideen wirksam?); daß beim ersten Anfang einer Religionstrennung im Salzburgischen nie Anhänger der Opposition gefehlt, II, 9; wie gewaltig Luther, und wie schnell er, zumal bei dem gemeinen Manne, gewirkt habe. Hiebei eine Beschreibung der Strenge, womit Erzb. Mat-

thäus Lang den Neuerungsgeist unterdrücken wollte; in welche Gefahr, Verlegenheit und Schaden er dadurch, selbst indem er siegte, gekommen. Dieser Abschnitt ist mit merkwürdigen Urkunden belegt, und es finden sich Züge darin, welche unwillkürlich an die gegenwärtige Zeit erinnern. Am Ende sieht man, daß die Volkswuth endlich einem systematischen Benehmen weichen mußt, daß aber der Kampf der Fürsten und des Volks traurige Wirkungen hinterließ, welche hätten verhindert werden können, wenn man beiderseits von Extremen zurückgekommen wäre. Die traurige Verfolgungsgeschichte währet unter den folgenden Regierungen fort. Nur hört man gern, daß der Erzb. Johann Jacob Kuen von Belasy (mit andern, wie Daniel Brendel von Homburg, Mainz, den Kaisern Ferdinand und Maximilian selbst) Versuche gemacht, den römischen Hof zum Nachgeben zu bewegen. Es folgt endlich, zu Anfang der Regierung des raschen Wolf Dietrichs von Raitenau, die große Auswanderung des J. 1588. Rec. hat in einem fernen Lande ein Denkmal der evangelischen Pietät einer solchen ausgewanderten Familie gefunden. Es war ein silbernes Käs chen, worin siebzehn mit ungemeiner Feinheit von Abraham Reinhard einem augsburgischen Künstler, verfertigte Gemälde lagen: eine Menge Emigranten, Männer, Weiber und Kinder, in der Mitte Christus und die Worte: Folge mir nach! Die Emigration, mit den Worten: Gehe aus, aus deinem Land; ein Landchärtchen von Salzburg; ein Prediger mit den Werken Luthers (Aufschrift: Wahrheit); Soldaten, die das Volk aus seinen Wohnungen treiben! ein Bücherbrand (Aufschrift: unsere Herzen brennen); segnende Prediger; u. s. f. Dabei war (Rec. weiß nicht warum) ein Chärtch n von Lit=

thanen; endlich das erzbischöfliche Edict, mit der Aufschrift: Deine Wohnungen, Herr, sind gut überall. Nach andern Vorgängen ähnlicher Art erfolgt 1731 die Emigration von 25 bis 30,000 Menschen, welche der Erzb. Leopold Anton von Firmian die vaterländischen Gebirge zu verlassen nöthigte. Die Bearbeitung der 26 Foliobände Acten, welche diese Trauergeschichte betreffen, würde ein Verdienst seyn. Man könnte die ganze Sache besser beurtheilen; es könnte auf politische Bemerkungen leiten, die für das Land heilsam wären; geheime Wunden könnten entdeckt und vielleicht geheilt werden. Wie sehr contrastirt mit dieser Geschichte die schöne Reihe von Verordnungen des regierenden Erzbischofs, von seinem ersten Jahre an! In denselben ist nicht weniger seine Aufmerksamkeit und sein richtiges Urtheil, als seine Klugheit und Mäßigung sichtbar; wie er alles läutert, ohne etwas Wesentliches im mindesten zu gefährden; wie er Nationalvorurtheilen nachgibt, um nur dem gepflanzten Keim besserer Dinge, der einst jene von selbst ersticken wird, um so eher Eingang zu verschaffen; wie er am sorgfältigsten für die Volksbildung auf dem Wege der Erziehung, durch gute Lehrer und deutschen Gottesdienst sorgt. Man sieht mit Freuden, wie gut es gelingt, wenn ein Fürst nicht wider, sondern in dem Geiste seiner Zeit arbeitet. Er hat keine Orden aufgehoben, eher sich für seine löblichen Institute Geld von ihnen geben lassen. Aber die Orden hören von selbst auf, wie gewisse Vögel bei anbrechendem hellem Tage sich nicht mehr sehen und hören lassen; die Franziscaner sind von 60 auf 14 gesunken; die Bartholomäer haben aufgehört: die Kapuciner von Tamsweg sind aus dem Lande gelaufen, als ihnen das miraculöse Pulver wider Beherungen weggenommen

nommen wurde; es sind im ganzen Erzstift keine 300 Ordensleute mehr, und diese (selbst Capuciner), machen sich nützlich. Außer sehr armen, hülflosen Studenten meldet sich niemand mehr, denn die Einkünfte werden immer unergiebiger und alles Terminiren ist verboten. Nun ist auch alle Zauberei (57 Zauberer und Hexen wurden noch 1678 hingerichtet) verschwunden. Das Gnadenbild von Plain, wunderwirkend seit dem dreißigjährigen Krieg, im J. 1751 und seither jährlich mit Gold und Edelgesteinen gekrönt, bekömmt kaum noch ein Drittheil ehemaliger Pilgrime; Votivgemälde, Krücken, Crucifixe mit sechs Zoll langen Fußzehen, eine Menge verunstaltende Bilder hat der Erzbischof aus den Kirchen geschafft.

Wir müssen, der Kürze wegen, die Nachrichten von den niedern Schulen übergehen, um von der Universität zu bemerken, wie schwer und sonderbar ihr Aufkommen gewesen. Vergeblich bemühete sich Erzbischof Johann Jakob Kuen von Belasy; vergeblich wandte sich Wolf Dietrich an mehrere Orden. Es mag wohl seyn, daß die Salzburger sich überhaupt lieber mit einträglicheren Speculationen beschäftigten; aber dem Rec. scheint ein Haupthinderniß darin gelegen zu haben, weil der Zweck dieser hohen Schule nicht gewesen zu seyn scheint, Aufklärung zu verbreiten, sondern die neuen Meinungen zu unterdrücken; daher war sie unpopulär. Unter dem thätigen Erzb. Marcus Sittich von Hohenems kam die Universität, vornehmlich durch den Eifer der Abts Joachim Puechauer von St. Peter, eigentlich durch Verbindung einiger dreißig benedictinischer Klöster zu Stande, war aber in der That nur Gymnasium. Der Geist, welcher darin herrschen mußte, ist schon an diesen Umständen zu erkennen. Billig hielt der einsichtsvolle Erzb.

Paris von Lodron dieses Institut nicht für ganz geschickt, praktische Männer zu bilden: hiezu, scheint es, errichtete er, wenigstens als kleine Pflanzschulen, das Rupertinische und Marianische Collegium. Ganz anders sieht es, bekanntlich, nun aus; wie der Lectionscatalogus und das Verzeichniß der nun lebenden Schriftsteller zeigt. Merkwürdig ist, daß niemals eine medicinische Facultät bei dieser Universität hat aufkommen können. Das Capital der Universität wird, außer verschiedenen Gütern, deren Werth und Ertrag nicht bestimmt sind, auf 72,000 Gulden berechnet, welche von der Landschaft mit fünf Proc. verzinset werden. Die Bücher des berühmten Besoldus waren der Anfang der Universitätsbibliothek, die nicht über 13,000 Bände stark ist. Es werden aber billig die 40,000 Bücher der (auch an Handschriften nicht armen) Bibliothek zu St. Peter und die 20,000 Bände der (auch mit Prachtwerken prangenden) Hofbibliothek, in der Schätzung literärischer Hülfsmittel für Salzburg mit in Anschlag gebracht. Die wichtigen Mineraliencabinette des Hofkanzlers Baron Kürsinger und Hofkammeraths Schroll, das Naturaliencabinet des Generaleinnehmers Baron Rehlingen und der Gewächsgarten des Handelsmanns Herrn Ränftl, haben zu viel Eigenes, um nicht Auszeichnung zu verdienen. Endlich dürfen beide gelehrte Zeitungen und die vielfältig ausgestandenen Kämpfe wider „einen Obscurantenclub" nicht übergangen werden. Von älteren Gelehrten, die gelegentlich vorkommen, machen wir auf das aufmerksam, was bei Gelegenheit seines Sterbehauses und Grabmals von dem berühmten Paracelsus gesagt ist. Aus einer sehr seltenen Schrift ist sein Testament und Inventarium abgedruckt zu lesen. Auch Luthers Freund, Staupitz, der hier als Abt zu St. Peter starb, hat

ein würdiges Denkmal; seine Schriften und Bücher vernichtete der Eifer eines spätern Abts.

Von alter Kunst scheinen sich keine erheblichen Ueberbleibsel gefunden zu haben. Doch verdient der (vorgebliche) Antinous Erwähnung: Ein ungemein schöner Jüngling, eine Streitart haltend, neun Fuß hoch, von Bronze, ist im J. 1502 bei St. Veit in Kärnthen ausgegraben worden, und steht nun in der Residenz; ihn für einen Antinous zu halten, dazu hat man keinen andern Grund, als seine Schönheit; noch dazu ist nicht gesagt, ob es der Charakter der Schönheit ist, welche den Antinous unterscheidet. Eine Menge alter Münzen ist in der Silberkammer, aber in Teller und Schüsseln eingelegt, freilich sehr unbequem, zu sehen. Aus den mittleren Zeiten haben wir nicht viel gefunden, das besondere Betrachtung verdiente (einige Kirchengeräthe; ein Evangelienbuch, das des h. Ruprechts gewesen seyn könnte). Die unterirdische Welt bietet eine etwas größere Zahl von Merkwürdigkeiten dar: Billig wird angezeigt, was in gewissen Gräbern bei ihrer Eröffnung gefunden worden; auch durch welchen Ausdruck von Schmerz oder Bewunderung die Alten gesucht, geliebte oder verehrte Personen im Gedächtniß der Mitbürger zu erhalten. Das fürchterlichste Grab ist wohl das, welches in der Nacht vom 16 Julius im J. 1669 beinahe dreihundert Menschen unter einem von dem Mönchberg herunterrollenden Fels gefunden: und (was allein Nützliches dabei zu thun war) es ist zur Warnung angezeigt worden, daß die Unglücklichen oder ihre Väter zu viel in die Seiten des lockern Berges hineingebaut hatten; wie er denn von dem an jährlich untersucht wird.

Details über die Baukunst können bei einer

so ausführlichen Stadtbeschreibung nie fehlen. Wir zeichnen hier nur aus, was über die erzbischöfliche Residenz, I, 316 — 394 über das Lustschloß Mirabell, I, 520 — 546, über Hellebrunn I, 190 — 202, von der majestätischen Domkirche I, 412 — 416, von der Spitalkirche u. a. m. ausführlich gemeldet wird, und nicht ohne Vergnügen, manchmal mit Bewunderung dessen, was mit so beschränkten Hülfsmitteln hat geschehen können, zu lesen ist. Dem Fleiße des Verf. entgehen auch weniger in die Augen fallende Dinge nicht: z. E. die seit 1562 in einem Bürgerhause bestehende fliegende Stiege; die zu Abwendung von Erdbeben unter den Thürmen des Doms angebrachten tiefen Cisternen. Die Festung Hohensalzburg wird, wie sie im sechszehnten Jahrhundert war, und wie sie nun ist, gut beschrieben. Unter den Zierden der Paläste können wir vorzügliche Gemäldegalerien nicht übergehen: von der Sammlung auf Leopoldskron (Firmianisch) ist ein Verzeichniß; wir nennen davon bloß die 217 Porträts von Malern in dem Billardzimmer. Die Gemäldesammlung des jetzt regierenden Erzbischofs, in Verbindung mit der von dem Erzb. Harrach hinterlassenen (II, 580 — 584); Gärten wollen wir den Lodronschen in Aigen anführen.

Die Verfassung wird eigentlich im **zweiten Bande** geschildert. Von dem Ursprung des Erzstifts liefert Hr. H. gute Nachrichten; in der Chronologie tritt er Hansiz bei, und läßt den h. Ruprecht zu Anfang des achten Jahrhunderts an den Ort kommen, wo Gesträuch die Trümmer Juvaviens deckte. Hierauf handelt er von der Manier, wie seine Nachfolger zu der obersten Würde gelangt sind; nämlich (wie meist überall) durch freie Wahl der Geistlichen, der Großen und des Volks, wel-

cher damals eine Vorwahl zu St. Peter vorgehen mochte. Es wird gezeigt, wie nachmals das Domcapitel, zumal nach seiner Säcularisirung, das Wahlrecht allein ausgeübt, und wie man sich mit einer Proclamation an das Volk begnügt habe. Die Formen der Wahl vor 1612; die vielfältigen Versuche des Domcapitels, theils während der Sedisvacanz, theils vermittelst bedungener Wahlverträge mehr Gewalt auszuüben, als man ihm ohne Gefahr für die Finanzen u. s. f. überlassen zu können glaubte; wie der Reichshofrath jene Eingriffe 1784, die Ansprüche eines Condominiums eben derselbe 1779, und der römische Hof 1701 wirksam zurückgehalten habe. Die Primatie wird aus dem Recht eines Legati a latere deducirt. Es wird bemerkt, daß man seit mehr als hundert Jahren den Cardinalshut nicht mehr gesucht, weil die Würde eines Erzbischofs in der That höher ist. Die Taxen sind von 26,000 auf 7000 Scudi gesunken. Die Regentenmacht wird in allen ihren Zweigen beschrieben. Da keine Wahlcapitulation mehr statt hat, so ist sie einerseits unumschränkter, als in vielen andern geistlichen Wahlstaaten; doch kann der Erzb. weder ohne das Domcapitel etwas von Gütern und Rechten veräußern, „noch ohne Rath und Zuthun" der Landschaft Auflagen machen. Wir fügen nur noch bei; daß er seit 1777 ein Privilegium de non appellando besitzt, wodurch die Appellationssumme von 400 Rthlr. auf 2000 Gulden erhöhet wurde.

In Ansehung des Domcapitels wird urkundlich beigebracht, wie im J. 1122 S. Ruprechts Chorherren Augustinermönche geworden, im J. 1514 aber, vornehmlich durch Vorschub des Cardinals von Gurk, Matthäus Lang, den sie zum

Erzbischof wählten, den Ordenshabit, nicht ohne vielen Widerspruch des Adels und der Landschaft, wiederum abgelegt haben. Unter dem Dompropst (nachmaligem Erzbischof) Andreas Jacob von Dietrichstein, 1733, wurde das noch bestehende, obwohl nie bestätigte, Statutenbuch abgefaßt, aus welchem der Verf. einen nützlichen Auszug liefert. Die Ahnenprobe kam (obschon auf edle Abkunft, doch unausschließlich bloß moralisch edler Männer, auch zuvor gesehen worden) in dem sechzehnten Jahrhundert auf. Zu Grafen wurden die Domherren von Salzburg unter Kaiser Leopold I erhoben, und sind es seither meist alle; Wolf Dieterich hat 1606 mit dem Capitel verabredet, nie aus den großen Häusern Oestreich oder Bayern zu wählen; dieses Statut sey nicht bestätiget (dafür ist es aber beobachtet) worden.

Spuren einer Landschaft werden schon 1587 in einer Bete gezeigt, welche die Geistlichkeit und Ritter nebst der Stadt S. „mit Willen und Gunst anderer Landleute und Städte" ausgestellt; worauf im J. 1403 eine „Verbündniß der Geistlichen, Ritter, Knechte und Städte vorkömmt. Der erste förmliche Landtagsreceß ist vom J. 1525. Erneuert wurde die landschaftliche Verfassung von dem Erzb. Paris, Grafen Lodron, der im Anfang des dreißigjährigen Kriegs (den er ganz und glücklich durchlebte) nach seiner Weisheit fühlte, wie nothwendig Popularität in der schweren Zeit ihm seyn würde. Nun besteht sie aus acht Prälaten, deren bei dem jährlichen Landtag die Hälfte erscheint; den vier Erbämtern, dem Comthur von St. Ruprecht und den Rittern von der Landtafel, welche zusammen acht Deputirte senden; der Bürgerstand besteht aus sechs Städten und 23 Märkten; die Städte senden drei, die

Märkte Einen Deputirten. Man erkennt auch hieraus, wie im XIV. und XV. Jahrhundert Bürger und Landleute ein großes Gewicht erworben, welches sie einbüßten, als die Religionsneuerung, der sie häufig beitraten, ein Vorwand wurde, sie zu trennen, und andern Ständen mehr Gewalt zuzueignen; und daß zwar der Adel auch hier so viele Glieder als die beiden übrigen Stände zum Landtag abordnet, doch gemeine Landleute auch hier von einer öffentlichen legalen Stimme nicht ausgeschlossen sind. Ein glücklicher Umstand! weil, wo Gesetze dem Landmanne keine Stimme geben, sie nur tumultuarisch ausbrechen kann. Von der Stadt läßt sich merken, daß auch sie schon um 1287 Freiheit gesucht, mannichfaltig (und am gewaltsamsten, wo Religion den Vorwand gab) eingeschränkt, von den Kaisern begünstiget, aber von dem Landesherrn durch sogenannte Coups d'état (wie II. 290) und, in Zeiten allgemeiner Verwirrung, da sie geschwächt und ermüdet war, vollends um die Selbstständigkeit gebracht worden, die sie sich hatte geben wollen. Uebrigens ist mit der Landschaft die Landmannschaft nicht zu verwechseln: diese besteht aus dem Landadel und hat eigene Privilegien.

Das Nächste, wornach man weiter fragen wird, dürfte das Militär seyn: dieses ist nie zu Unterdrückung des Landes, sondern zu seinem Schutz gehoben worden: die innerlichen Unruhen hat die Geistesgegenwart der Fürsten und bayrische Hülfe gestillt. Lange war das Militär des Hofs höchst unbedeutend; in der That wurde an keine andere Furcht, als an die der osmanischen Waffen, gedacht; als Paris Lodron den Staat in höchster Noth sah, wandte er sich an die Landfahne; 24,000 Mann standen auf; der Feind kam nicht. Nach

diesem casarmirte er eine beständige Miliz. Aber wie könnte sie drückend seyn, da sie aus kaum 820 Mann besteht.

Soldaten erfordern Geld, und Geld gewinnt der Steuerbare durch Landbau, Fleiß und Handel. Speditionshandel war in jenem, für die deutschen Städte glücklichen Zeitalter, als die vornehmste Straße aus Indien über Kairo und Alexandria, von da mitten durch Deutschland nach den hanseatischen Städten ging. Eben der hieraus entsprungene Wohlstand gab den Salzburgern so viel Muth; so wie nachmals der Verfall dieses handels gewiß auf die mehrere Biegsamkeit ihres Charakters wirkte. Es ist merkwürdig, daß auch der Handel mit Weinen von eigener Cultur im XII Jahrhundert vorzüglich war. Jetzt sind in der Stadt 55 stehende Handlungen, 457 Gewerbe; alle Meister können Gesellen und Knechte halten, so viele sie wollen; wo aber die Verordnung entweder nicht von 1657 oder nicht von Erzb. Paris ist (denn er starb 1653). Hinlängliche Angaben, in wiefern der Ertrag jener Handlungen und Gewerbe wichtig ist, fehlen; wenn man II, 303 ff. den Factor Sigmund von Hafner im J. 1787 an Legaten und milden Stiftungen, außer dem, was er seinen Universalerben läßt, über 795,295 Gulden disponiren sieht, so ist man begierig zu wissen, auf welchem Wege sein Haus so viel erworben, und ob mehrere dieser Art sind.

Uebrigens scheint die Finanzverwaltung entweder sehr sorgfältig gewesen, oder von glücklichen Speculationen (wie es dem Erzb. Johann Ernst von Thun mit holländisch-ostindischen glückte) mächtig unterstützt worden zu seyn; man sieht die Fürsten, selbst in schweren Zeiten, sehr große Summen zu Stiftungen verwenden. Wie hoch

sich ihr ordentliches Einkommen belaufe, finden wir nicht angegeben. (Dem Rec. ist von 800,000 Gulden gesprochen worden; andere nehmen es um ein Drittheil höher an.) Der reine Gewinn der, bekanntlich wichtigen, Berg- und Hüttenwerke, wird auf jährliche 227,000 fl. gerechnet (II, 247; vgl. I, 577, 582 ff.). Die jährliche Ausmünzung beläuft sich auf 300,000 fl, Die Einkünfte der Landschaft (von Steuern, Abzuggeldern und grundherrschaftlichen Decimationen) auf 317,166.

Mit Vergnügen erkennt man das Bestreben um den Fortgang der Cultur in dem Beispiel, das schon früh in Betreff der Obstpflanzung u. a., unter Leopold Anton von Firmian durch Verbesserung der Stuterei gegeben wurde, und durch die Viehzucht auf dem fürstlichen Maierhofe erscheint, besonders aber in Benutzung des großen Moores sichtbar ist, worin, wenn auch nicht ganz Juvavia, doch gewiß prächtige Villen der Alten versunken sind, und welches, seit Erzb. Firmians löblichem Beispiel, endlich abgeleitet, bebaut und besonders zu Torfstechereien mit größtem Nutzen gebraucht wird.

Rec. wollte noch Proben von dem geben, was für die Sittengeschichte aus diesem Werk zu lernen ist, oder für und wider den Charakter verschiedener Erzbischöfe daraus erhellet. Er wollte nun von der einfaltvollen Milde der Alten, von unschuldigem Aberglauben, von der Bestimmung einer ordentlichen Stunde zu Schlägereien, hinwiederum von ihrer Grausamkeit gegen Juden, von dem Erzbischof, der dem Dompropst die Augen ausstechen ließ, weil er ihn verklagt hatte, von ihrer fürchterlichen Malefizmaschine, von Steinhausers sehr naiver und merkwürdiger Schilderung seiner Mitbürger, von Jagd, Turnierwesen und Gastfreiheit manches ausheben. Er wollte

ferner auf die beigebrachten Polizeiordnungen aufmerksam machen, auf die Preise der Lebensmittel, wie sie 1460 bestimmt worden, auf Matth. Langen Malefizordnung von 1533, in Vergleichung jener um 200 Jahre ältern, den Keuschheitsverwahrungen durch die Missionärs 1736, und der weisern Rücksicht auf die Schwächen der Menschheit, welche nun, was nicht übersehen werden kann, nur väterlich züchtiget. Ueberdieß wäre über die alten Pestanstalten, über die Kornpolizei, über die Brandassecuranzcasse, über die gute Einrichtung im Spital vieles zu sagen gewesen. Endlich, weil das Andenken der Fürsten doch nicht aus vorgeschriebenen Lobreden oder bezahlten Zuschriften, sondern aus Monumenten, die sie hinterlassen, und manchmal aus dem Eindruck, der in der Ueberlieferung von ihnen bleibt, sich beurtheilen läßt: so hätte sich zeigen lassen, wie eifrig doch die meisten Erzbischöfe bemühet waren, durch löbliche Stiftungen oder Anstalten einen verehrten Namen auf die Nachwelt zu bringen; persönlich würde Paris, aus den Grafen Lodron, als der größte, erscheinen, der auch dem Staat in gefahrvollen Zeiten militärische Consistenz, und dem Militär durch strenge Ordnung und gemeinnützliche Arbeiten wahren Werth zu geben bedacht gewesen. Man würde bei der charakteristischen Kraft Wolf Dietrichs von Raitenau ihm etwa vergeben, daß er auf seinen fürstlich geehrten Bruder (mit Recht oder Unrecht) endlich Zorn gefaßt (er wurde doch wieder sein Wohlthäter); und noch lieber, daß er die schöne und gute Salome Altin von Festin zu sich holen ließ, die, von jedermann verehrt, ihm seine letzte Regierungszeit angenehmer machte. Er hat die Stadt gepflastert; er war eifrig für die Orden, welche er

allein als Volkslehrer kannte, und er versäumte nichts, für die Bildung derer zu sorgen, welche andere lehren sollten. Seine Strenge rettete sein Volk von der Pest: er hielt in Stürmen wie der von Ungewittern unerschütterte Thurm, der sein Sinnbild war, und kann überhaupt kein gemeiner Fürst gewesen seyn, da er, seiner Schwachheit für die Altin ungeachtet, in der Meinung des Volks nach seinem Tode verehrt geblieben. Man würde an Marx Sittich von Hohenems den Geschmack für religiösen Pomp entweder als eine Popularitätsmaßregel betrachten, oder doch nicht vergessen, wie er übrigens Menschenfreund, Freund der Natur und Stifter der Universität gewesen; den sonst guten Max Gandolphen von Kuenburg wegen seines an einen Unwürdigen verschwendeten Vertrauens bedauern, und es loben, daß er sich nicht scheute, den Irrthum zu erkennen; an Johann Ernst von Thun Schwäche der Menschlichkeit finden, wo er gegen die Stiftungen und Ideen des Vorwesers Leidenschaft verräth, aber nicht vergessen, was er für die Armen, für das Alumnat, für edle Jünglinge, und als Stifter des Leihhauses, was er sowohl für die Stadt als das Militär durch den Casarmenbau, was er selbst gegen den Aberglauben, und wie viel er von diesem allem aus eigenem Vermögen, und wie ohne Rücksicht auf nachrechnendes Lob (er verbrannte die Rechnungen) er alles gethan. Man würde in unserem Jahrhundert Jacob Ernst von Lichtenstein und Andreas Jacob von Dietrichstein gleich wohlthätig für das Volk, und diesen unterstützen sehen, was jener unvollendet ließ. Aber die Gränzen einer Anzeige sind schon überschritten.

37.

Wien, bei Alberti. Anton's Edlen von Geusau, des H. R. R. Ritters, Off. des L. Magistrats zu Wien, Geschichte der Stadt Wien, in einiger Verbindung mit der Geschichte des Landes. Vier Theile, mit 20 Kupfern. 1792 u. 93. Zusammen 1386 S.

Diese schätzbare, analytische Sammlung aller Wien betreffenden historischen Merkwürdigkeiten hat vor den sämmtlichen ältern Arbeiten über den nämlichen Gegenstand die unläugbaren Vorzüge, daß sie in gedrängter Kürze größern Reichthum von Sachen enthält, und von dem ersten Ursprunge sich bis auf das Ende d. J. 1793 erstreckt. Im Einzelnen werden über die Frage, ob dieses und jenes noch herein oder hinaus gehörte, die Meinungen verschieden seyn; dem Verf. gebührt aber Lob dafür, daß er den Wunsch einer jeden Art von Lesern zu befriedigen gesucht. Es ist auch ganz gut, daß er sich weder in die Philosophie der Geschichte eingelassen, noch in der Darstellung ästhetisches Verdienst hat suchen wollen; die hiezu erforderlichen Talente und Studien sind von anderer Art, und ein verunglücktes Bestreben würde seine Arbeit nur entstellt haben.

Bei der unzähligen Menge von Materialien müssen wir uns auf die Bemerkung einiger Hauptmomente beschränken. In der ältesten Geschichte beleuchtet Hr. v. G. mit kritischem Fleiße nicht nur die Arbeiten seiner ältern Vorgänger, sondern auch die neueste des Hrn. von Prandau. Die Wahrheit scheint in der Mitte zu seyn; es

ist aber eine umständliche Erörterung von uns um so weniger zu erwarten, als bei aller Mühe doch wenig sichere Resultate heraus zu bringen sind. Wie kann es anders seyn, da Jahrhunderte lang (I, 122; von 568 bis 791; von 900 bis 1042) gar keine urkundliche Erwähnung dieser Stadt zu finden ist. Der Verf. verdient Beifall, daß er den ganzen Zeitraum vor Heinrich Jasomirgott in einen mäßigen Band zusammengedrängt hat. Die Spuren der Römer und die aus St. Severins Leben gezogenen Notizen über das Rügenland (das nördliche Oestreich) hat er gut auseinandergesetzt. Diese Arbeit über die älteren Zeiten ist überhaupt gründlich, und die Angaben sind mit meist wörtlicher Anführung der Quellen unterstützt. Aus den mittleren Jahrhunderten sind schätzbare Urkunden ganz, oder auszugsweise, eingerückt. Wir zeichnen hier nur (II, 23) den Freiheitsbrief von 1198 beispielsweise aus: da wir hinlänglich wissen, wie diejenigen Staatsregierungen gebildet worden, deren Originaltypus Magdeburger, Lübisches oder Kölner Recht war, so hat es ein eigenes Interesse, die Entwicklung einer Municipalität, welche in einer ganz andern Lage entstand, zu verfolgen. Man wird jedoch finden, daß auch hier die Natur der Dinge auf ähnliche Resultate gebracht hat: die 24 „vortrefflichen vornehmen Bürger" (II, 29) waren wohl ohne Zweifel das Stadtgericht, die hundert „ge„treuen Männer aus allen Gassen, da die Ver„ständigern wohnen," der Senat, welchen an die Stelle der Volksversammlung zu setzen, das Interesse der Ordnung und (da die Stellen ohne Einkommen waren) meist überall der eigene Wunsch des Volks war. Wie viel wäre nicht über die Züge in dieser Urkunde, welche die Sitten charak-

terisiren, anzumerken: und über die ähnliche Urkunde, von 1237 (II, 76), wo schon so viele Sorgfalt für guten Jugendunterricht sichtbar ist. Nicht weniger ist der Stiftungsbrief von St. Michael 1221 und der Auszug der Acten der Synode 1267 (II, 44, 108) wichtig. Ueberhaupt, wenn man jene Zeiten actenmäßig studirt, scheint der emporstrebende deutsche Geist eine Entwicklung zu versprechen, welche man am Ende ungern durch Umstände und Anstalten anderer Art gehindert sieht. Die Darstellung davon hat wirklich praktisches Interesse, und die Geschichte der Deutschen müßte wirken, wenn sie nur einst geschrieben würde. Desto schätzbarer sind solche Beiträge. Das Stadtprivilegium de non appellando, 1278 (II, 138); Wien, „des Reiches Hauptstadt," 1281 (II, 146); der Sinn des Wortes Rathhaus (II, 183); der kurzweilige Rath Otto Neidhard Fuchs, 200 ff.; die Revolution in der Kleidung, 204, und viele andere Punkte hat der Recensent sich zu Bemerkungen ausgezeichnet; aber die Reichhaltigkeit des Ganzen erlaubt es ihm nicht, bei einzelnen Materien stehen zu bleiben. Eine Menge Fabeln, die zum Theil in Schriften, theils auch in der Sage herrschen, erhalten in diesen ersten Theilen ihre Erläuterung. Wir übergehen die Anzeige des Anbaues der verschiedenen Gassen und Vorstädte, weil für den Ausländer dieses kaum in Kürze verständlich zu machen wäre, Einwohner aber hoffentlich das Buch selbst lesen werden. Rec. war bisweilen unschlüssig, ob die, zumal in neuern Zeiten, sehr umständliche, Witterungsgeschichte nicht allzu ausführlich beschrieben wäre; er erwog jedoch, daß außer dem Nutzen für den Beobachter der Natur, welcher gern darüber alles beisammen finden wird, auch dem Bür-

ger die Erinnerung an alte Zeiten dienen kann, ihn von mancher Furcht und abergläubischen Eindrücken zu heilen. Im dritten Bande kommt vieles zur Literargeschichte Dienliche vor. S. 73 ist Aeneä Sylvii Beschreibung Wiens mit Recht übersetzt; eine ähnliche aus jedem Jahrhundert wäre die schönste Zierde dieser Geschichte; die auch von Moser (patriot. Archiv III, 249) aus Constantini Germanici itinerario abgedruckte Beschreibung wäre beim J. 1680 sehr an ihrer Stelle gewesen, um das Volk zu schildern, welches drei Jahre später die türkische Belagerung aushielt. Die Frohnleichnamsprocessionsordnung von 1464 (III, 101) ist darin sehr merkwürdig, daß sie eine Vertheilung der Gewerbe zeigt, welche unerwartet mannichfaltig war, und auf den Flor derselben schließen läßt. Die beiden türkischen Belagerungen sind (III, 162 bis 214, IV, 88 bis 161) umständlich und mit jener ungeschmückten Einfalt erzählt, welche die Theilnehmung des Lesers für große Begebenheiten am meisten erregt; die Erzählung ist durch richtige Plane erläutert. Billig ist nicht unterlassen worden, derjenigen Männer aus allen Ständen, die das Glück hatten, sich auszuzeichnen, namentlich zu erwähnen. Vom Cornet von Zedlitz (III, 207), von dem edlen Bischof Kollonitsch (IV, 164) war es ohnehin zu erwarten: man wird aber, zumal vom J. 1683, eine Menge wenig bekannter Anekdoten antreffen; wie denn diese Noth weit über die vorige ging, und Wiens Erhaltung durch Wunder von Energie bewirkt wurde. Einer wehmüthigen Betrachtung kann man sich (IV, 145, 165, 168) bei Sobiesky's Erwähnung, und bei der Inschrift (Duo longe maximi Europae monarchae) nicht erwehren, und man hat nöthig sich zu erinnern,

daß sein Volk eben dadurch sein Unglück zum Theil verdiente, daß es die Heldengröße und den edlen Sinn eines solchen Mannes so wenig zu schätzen wußte. Angenehm ist es (III, 256 f., 262, 267), auch die Gaben der damaligen Reichsstände zu Befestigung der Vormauer des Vaterlandes in Stein verewiget zu finden. Aus den milden Zeiten des ersten Ferdinands und Maximilians II kommen (III, 258, 266, 268, 272 und sonst) allerlei merkwürdige Züge von Toleranz vor: es ist aber (IV, 16, 19 und sonst) unter Ferdinand II und III, und, unter Leopold I, eben so betrachtungswürdig, wie bei allen Fortschritten, welche der Protestantismus in der öffentlichen Meinung gemacht zu haben schien, die Unterdrückung doch möglich geworden. Dieses wollen wir nicht als eine Billigung jener Dinge bemerkt haben, wohl aber zu einiger Aufmerksamkeit für die, welche zu geschwind gewisse Ideen, die eben herrschen, durch die vorgebliche Stimme des Publicums bis zur Unüberwindlichkeit erhoben glauben. Solche Dinge erregen, je nach dem Gesichtspunkte, den jeder hat, Hoffnung oder Besorgniß. Die fürchterlichen Hinrichtungen durch Rad, Viertheilungen, Zungenausschneiden, Spießen bei lebendigem Leibe (III, 281, 284) gehören zum Sittengemälde der letzten Jahre des XVI Jahrhunderts; wie der Contrast grausamer Mordthaten (IV, 40) mit der eifrigen Religiosität, welche die öffentlichen Handlungen auszeichnete. Rec. wollte hier etwas von der Verfeinerung der Gefühle in unsern Zeiten und von den Wirkungen freierer Verstandescultur sagen; aber er erinnerte sich der Landsleute Racine's und Voltaire's! Ueber die berühmten Hinrichtungen von 1671 sind (IV, 55 ff.) aus dem Stadtarchiv noch einige

Um=

Umstände beigebracht. Erschütternd ist die Beschreibung der Pest, welche im J. 1679 zu Wien bei 123,000 Menschen getödtet (IV, 60 — 69). Die Eröffnung des ersten Kaffeehauses kömmt gleich nach der letzten türkischen Belagerung vor (IV, 171); die erste Beleuchtung der Stadt im J. 1688 (IV, 484). In der Geschichte der letzten hundert Jahre ist der Verf. in der Beschreibung der öffentlichen Feste manchmal etwas ausführlich: allein, in der Geschichte des Geschmacks und der Sitten eines Volks haben auch diese Dinge ihr unverkennbares Interesse. So wird in alten Erzählungen von dieser Art, Pracht und Würde, wobei am Ende der Sinnengenuß doch nichts verlor, immer charakteristisch erscheinen. Beim Anfang des laufenden Jahrhundertes wird der Anfang der Wiener politischen Zeitung bemerkt (IV, 207); bei 1703 die große Unternehmung der Linien (IV, 210); bei dem J. 1705 die Errichtung der Bank (215); in demselbigen Jahr, unter dem Hofcanzler Grafen Sinzendorf die Akademie der Künste (217); die Ingenieurakademie (242). Aber von dem an vervielfältiget sich die Erbauung von Palästen unter Karl VI, die Zahl der Anstalten und Verordnungen unter Maria Theresia, der Reformen und Versuche unter Joseph II, auf einen solchen Grad, daß es in einer Recension unmöglich ist, auch nur Hauptsachen vollständig auszuheben. Die kaiserliche Bibliothek, von Karl VI, bello ubique confecto, amplis aedibus, zu öffentlichem Gebrauch eröffnet (1726. IV, 258), darf in einer A. L. Z. nicht übergangen werden. Von IV, 267 folgt eine gute Beschreibung der Vorstädte. Bei dieser ist Rec. das außerordentliche Mißverhältniß der Häuser und Einwohner aufgefallen; zu St. Ulrich 43,000 Einwohner in 400 Häusern, auf dem Spi=

talberg in 150 Häusern 10,000, auf der Leimgrube 6400 Einwohner von 40 Häusern, u. s. f. (IV, 286, 288 f.). Daß zu Wien insulae, nach dem alten Sinn, mehrere hundert, auch mehrere tausend, Bewohner haben, ist bekannt; fast sollte man aber jedes der obigen Häuser für eine solche halten; immer wäre einige Belehrung über diesen Punkt nicht überflüssig gewesen. Der schnelle Anwachs der Volksmenge in diesen Vorstädten hat eigentlich nur für den etwas Unglaubliches, der nie beobachtet hat, wie geschwind sich dieselbe überall mehrt, wo eine gewisse Wohlhabenheit herrscht, und nichts die Bevölkerung hemmt. Wir können die Anstalten Theresiens in ihren ersten großen Gefahren (IV, 325 ff. 336 f.) nicht unerwähnt vorbeigehen. Die große Frau wußte aber durch Freude ihr Volk munter zu erhalten; S. 333 die Beschreibung des Frauencarroussels; die Festins S. 338, 342, 382, 416, 432 u. a. Hiemit ist ihre Vorsorge für die Armen (S. 345), für die Jugend (ihr Theresianum) (S. 348, 357, 367), für die Universität (S. 364, 387) zu verbinden. Das Observatorium und Hell, van Swieten's Ehren, die durch Fürst Kaunitz emporgebrachte Kunstakademie, das Münzcabinet (S. 386, 401, 429, 417, 409) verdienen so gut ihre Auszeichnung, als daß der Theresienorden 1757 gestiftet, 1764 der Stephansorden erneuert, und 1760 die ungarische Garde errichtet worden (S. 393, 403, 398). Am wenigsten wird den mehreren Einwohnern und Reisenden die Erinnerung gleichgültig seyn, wie der Prater 1766, wie 1775 der Augarten, eröffnet wurde (S. 411, 449). Die Militärconscription, datirt von gleichem Jahr 1771, wie die Normalschulen (S. 436 f.). Der Geist neuerer Zeiten wird immer merkbarer; zu=

gleich wurden die Frühpredigten eingeführt, und die Feiertage vermindert (1772. S. 439); die Aufhebung der Jesuiten wird S. 443 angezeigt. Großhändler entstehen (1774. S. 446), und das Hoftheater wird von Joseph Nationaltheater genannt (S. 447). Das bequeme Institut der kleinen Post, die Vorlesungen über Landescultur und über die Vieharzneikunst, die Anstalt für die Taubstummen, die ordentliche Beleuchtung der Stadt, die Einrichtung der Bildergalerie (S. 441, 448, 429, 458, 459, 453, 450) ist alles noch aus Theresiens Zeit. Die thatenreichen Jahre Josephs, insofern er sie durch Verordnungen für Wien oder daselbst blühende Institute merkwürdig machte, füllen 103 Seiten (466 — 568). Mit besonderer Ausführlichkeit ist aber der Aufenthalt des Papsts (471 — 499) beschrieben, und im Anhang sind noch vier sich darauf beziehende Schreiben beigefügt. Wir zeichnen nur noch die Veranstaltung des allgemeinen Krankenhauses, die Einrichtung der Pfarren, das Armeninstitut, die neue Organisirung der Wiener Municipalität, die Reformen bei der Universität, die protestantischen Kirchen, und die Abschaffung vieler abergläubischen Gewohnheiten aus (505, 534, 507, 518, 521, 536, 537 f., 511, 532, 548, 556). Die neuern Begebenheiten sind noch jedermann bekannt. Der Verf. schließt mit einer Uebersicht der Größe Wiens: 1270 Gebäude, nämlich Paläste, Häuser und öffentliche Gebäude in der Stadt, 4878 in den Vorstädten enthalten die Anzahl von 270,000 Einwohnern (S. 590 ff.), welche Schätzung nicht übertrieben ist. Man rechnet 6000 Lakaien, überhaupt 40,000 Dienstboten beiderlei Geschlechts. So wie im Anhange des zweiten Bandes die Pfarrer, des dritten die Pröpste zu St. Stephan, jene seit 1147,

diese seit 1365, und die Bischöfe von 1480 bis 1642 verzeichnet worden, so folgen am Ende des letzten Theils die übrigen Bischöfe und Erzbischöfe von Wien, unter welchen sich verschiedene mit Recht verehrte Namen auszeichnen; die Bürgermeister, von Paltram (dem die Chronik zugeschrieben wird), 1276, bis auf diesen Tag; die Stadtrichter seit 1217; von 1228 bis 1408 Münzmeister; die Stadtschreiber seit 1302; die Stadtanwälte seit 1400. Hierauf die Namen der gegengenwärtigen Municipalität, mit Einschluß der Grundrichter in den Vorstädten. Endlich eine Nachricht von dem Bürgerregiment, Artillerie und Schützencorps.

Wer es versucht hat, oder sonst einsieht, was erfordert wird, um eine Geschichte so lange Jahrhunderte hinab ohne Lücken durchzuführen, wird diese mühsame Arbeit mit Dank benutzen, und wünschen, daß dem patriotischen und fleißigen Verfasser nur noch mehr archivalische Quellen mögen geöffnet werden, um sie mehr und mehr zu berichtigen und zu ergänzen.

38.

Εν Βιεννη (Wien): παρα Μαρκιδ. Παυλιȣ. χρονικον Γεωργιȣ Φραντζη, τȣ πρωτοβεστιαριȣ. Νυν πρωτον εκδοθεν, επιμελεια Φραγκ. Καρ. Αλτερ, διδασκαλȣ της Ελληνικης διαλεκτȣ. 1796. (Georg Phrantzes Chronik; nun zuerst herausgegeben durch Franz Karl Alter, Prof. der griechischen Sprache.) Vorr. XXVII. S.; Text 150 und 29 Seiten in Folio mit einigen Zeichnungen.

Neben Laonikus Chalkokondylas und Michael Dukas, ja seiner Lage nach vor diesen, behauptet der Protovestiarius und designirte Großlogothete, Georg Phrantzes, eine ausgezeichnete Stelle unter den Augenzeugen, welche die letzten Zeiten des römischen Reichs zu Constantinopel beschrieben haben; er war zur Zeit der Eroberung 37 Jahre um die Kaiser gewesen; er war der vertrauteste Minister des letzten Constantins; neun Jahre später erlebte er den Untergang der paläologischen Herrschaft im Peloponnesus, und schrieb nun zwischen den J. 1477 und 1481 die Erinnerungen und Eindrücke einer so höchst merkwürdigen Laufbahn in anspruchloser Einfalt nieder. Dieses Werk, von welchem in wenigen Bibliotheken Abschriften sind, war bisher nur lateinisch gedruckt. Jacob Spanmüller, von seinem Geburtsorte Pontanus genannt, hatte diese Uebersetzung nach einem zu München liegenden Coder im Anfange des vorigen Jahrhunderts verfertigt und herausgegeben. Sie ist in das Corpus Byzantinum

aufgenommen worden. Aber es fehlte nicht nur das Original, sondern der Inhalt selbst war unvollständig bekannt: Pontanus hatte die vier Bücher durch Auslassungen in drei reducirt. Das ist immer etwas mißlich: jeder Gelehrte hat seinen Gesichtspunkt; auch die Welthändel und Veränderungen und Begriffe machen bald dieses, bald jenes merkwürdig. Herr Prof. Alter verdient daher sehr vielen Dank, aus eben demselben Münchner Codex, der ihm mit lobenswürdigster Willfährigkeit mitgetheilt worden, den griechischen Text, so wie er war, edirt zu haben.

Uns liegt nun zuerst ob, zu zeigen, welcher Gewinn für die Literatur aus der Bekanntmachung der Omissionen des Pontanus entspringt. Zu diesem Ende haben wir das Original und die Uebersetzung Wort für Wort verglichen. Wenige Capitel sind, welche nicht einige Berichtigung erhielten; ob schon freilich diese oft nur in Rechtschreibung von Namen oder einen Unterschied in Zahlen oder andern wenig bedeutenden Details bestehen, so haben sie für den kritischen Forscher mehr als einen Werth. Man erkennt bisweilen, daß, und warum, Pontanus falsch gelesen, oder seinen Text, wenn auch nicht unglücklich, doch willkürlich, verändert. Die Hauptomissionen aber sind von zweifacher Art: theologische und diplomatische. Jene haben zweierlei Gegenstände: sie beziehen sich auf die Religionsstreitigkeiten mit den Lateinern, oder auf den Islam. Ueber jene äußert sich Phrantzes auf eine, seinem Verstande zu Ehre gereichende Weise. Man erkennt den Staatsmann, dem die Controvers Nebensache war. Bei Anlaß des Conciliums zu Florenz eifert er nicht gegen die lateinische Glaubensform, wohl aber gegen den übergroßen Trieb, sie zu der alleinherrschenden zu machen;

die griechische hält er für die älteste, und exemplificirt nun S. 39 den Stand der Sache so: „seit vielen Jahren wandeln wir in Constantino„pel die große breite Straße, die nach der So„phienkirche führt: Es ist nicht unmöglich, daß „jemand eine eben dahin leitende Gasse findet, „und für besser hält: aber warum will er mich „zwingen jene zu verlassen? Ei so gehe denn „jeder seinen Weg, an dem ich ihn nicht „irren will; in der Sophienkirche finden wir „uns doch wohl zusammen!" Zum andernmal kömmt er auf die Lateiner bei Anlaß der unfreundlichen Vorwürfe, welche man nach dem Verlust Constantinopels im Occident hören mußte, als wenn er eine göttliche Strafe des eigensinnigen Schisma wäre. „Aber sind denn" (frägt er S. 69 ff.) „die Moslemin durch ihre Rechtgläu„bigkeit so glücklich? Und wenn unsere Glaubens„form uns das Unglück zugezogen; wie kömmt es, „daß doch Rußland, bei eben derselben bestehet „und aufblühet!" Er zeigt, wie thöricht, ja wie schädlich es sey, die Ursachen von Staatsrevolutionen da zu suchen, wo sie nicht sind: in der That werden alsdann auch unzweckmäßige Vorbauungsmittel gebraucht. Seine Polemik gegen den Islam ist ausführlicher und weniger merkwürdig: seine Begriffe von der mohammedanischen Religion sind zwar geläuterter, als bei ältern Byzantinern: doch ist, was er von dem Propheten sagt, weder von Fabelwerk rein, noch gehörig beleuchtet: hiezu fehlte dem Protovestiarius eine gründlichere Kenntniß orientalischer Sachen und der Quellen, aus welchen Mohammed seine Vorstellungen aufgefaßt hatte. Dennoch sind auch diese Capitel, hin und wieder durch angeführte Umstände, und im Ganzen in sofern merkwürdig,

als sie die Begriffe zeigen, welche man zu Constantinopel von dem Glauben der Eroberer hatte. Die allerletzte unter den diesem Werk von dem Herrn Prof. Alter beigefügten Schriften setzt dieses Verhältniß der beiderseitigen Religionsideen in ein noch interessanteres Licht; wir reden von der Darstellung, welche der Patriarch Gennadius dem Eroberer von dem christlichen Glauben machte: Mohammed II. war ein für seine Zeit und Nation sehr aufgeklärter Herrscher, und behandelte diesen Patriarchen mit ungemeiner Gnade. Die Schrift des Gennadius ist in ihrer Art meisterhaft; er weiß die Punkte, welche einem Muselmann vorzüglich auffallen mußten, in das empfehlendste Licht zu stellen. Nachdem er den Höchsten und Einigen auf eine Weise vorgestellt, welche dem Sultan gefallen mußte, kömmt er auf die Dreieinigkeitslehre mit folgender Wendung: „Es sind denn „auch gewisse Eigenschaften (ιδιωματα) in Gott, „welche aber seine Einheit gar nicht ändern: gleich„wie in unserm Gemüthe (νους) Verstand und „Wille unterschieden werden, so sind mit der gött„lichen Natur *Λογος* und *Πνευμα* (wie Licht und „Wärme, mit dem Feuer) verbunden" (S. 26, der 2ten Abth.). Eben so natürlich beschreibt er, wie der göttliche Logos ενεδυθη τον ανθρωπον (S. 27). Mit Einem Wort, er wußte den Sultan ganz wohl zufrieden zu stellen.

Von diplomatischen Bereicherungen wollen wir zwei bemerken: S. 39 eine im Jahr 1333 ausgestellte δεφενδευσις (Handelsfreiheit) des Kaisers Andronicus des Jüngern zu Gunsten der Einwohner von Monembasia (Napoli di Malvasia) und ihrer in vielen Städten seines Reichs subsistirenden Factoreien; woraus man sowohl die Gegenstände ihres Handels als die überaus lange Reihe von

Abgaben und Erpressungen kennen lernt, von denen sie befreit werden. Diese Urkunde bereichert auch das Glossarium Graecitatis derselben Zeit; welches überhaupt aus Phrantzes mehr als Einen Zusatz bekömmt. Die zweite Urkunde ist neugriechisch: ein Schreiben des Cardinals Bessarion an den Pädagogen der emigrirten Thronerben von Constantinopel, Andreas und Manuel Paläologus; S. 92 ff. Dieses Stück hat eben jetzt ein eigenes Interesse: der gutmeinende und vernünftige Cardinal gibt den ausgewanderten Prinzen Lehren, deren Befolgung andern im gleichen Fall sehr dienlich hätte seyn können. Der Geist seines Schreibens ist überhaupt: wie sie doch ja vergessen sollen, daß sie Enkel von Kaisern seyen, um nur sich zu erinnern, daß sie vertrieben, daß sie ολοπτωχοι (von Grund aus ruinirt), nun vom fremden Gelde leben; daß nur Eigenschaften sie beliebt und geehrt machen können (wie überhaupt, η ευγενεια χωρις αρετης ȣδεν ειναι τι ποτε, ohne Verdienst es um den Adel eine elende Sache sey): sie sollen daher die Sitten der Abendländer respectiren (sonst müssen sie auch ihren Subsidien und ihrer gastfreien Aufnahme entsagen); nicht viele unnütze Leute halten; jedermann auf den Gassen, der vor ihnen die Mütze (καππασιν) abnehme, eben so freundlich wieder grüßen; Besuche mit allem zuvorkommenden Anstande sowohl annehmen als erwiedern: von den 300 Ducaten (δουκατων oder auch φλωριων; Goldgulden), die der Papst ihnen gebe, ja vornehmlich geschickte Lehrer bezahlen u. s. f.

Aus allem erhellet genugsam, daß es der Mühe werth war, den Phrantzes griechisch und vollständig zu ediren. Dieses ist mit derjenigen Genauigkeit geschehen, die man vom Herrn A. nach seinen frühern Arbeiten zu erwarten gewohnt ist. Die Bü=

cher und Capitel sind, wie in der Urschrift, geblieben, die Citate aus der lateinischen Uebersetzung passen daher nicht. Vielleicht würde der Herausgeber einigen Dank verdient haben, wenn er die Atheilungen letzterer am Rande hätte bemerken wollen: aber die Unternehmung war mehr für die griechische Nation, als für die abendländischen Geschichtforscher bestimmt. Der Text ist nicht ohne Druckfehler; doch ist dem Rec. keiner aufgefallen, der ihn für einen Augenblick irre gemacht hätte: und vielfältig läßt sich zweifeln, ob die fehlerhaft scheinende Lesart nicht aus dem Codex selber ist. Nur zwei hätte der Rec. in jedem Fall bemerkt oder verbessert gewünscht: Phrantzes sagt in der Vorrede, er wolle den Ursprung der paläologischen Regierung beschreiben *απο του πρωτου βασιλευσαντος εκ του γενους αυτων, αχρι της αλωσεως κ. τ. λ.*; und mitten in dieser Phrasis, nach *πρωτου*, bricht die Vorrede ab, und nimmt auf dem folgenden Blatte das erste Buch mit *βασιλευσαντος* den Anfang. So gehört S. 72. Col. I, *ενδοξου — προσχαιρως ην*, noch zu dem vorigen Paragraphen; indem sich *ενδοξου* auf *Ενετου* bezieht. Der Codex ist an solchen *σφαλματων* die Hauptursache; er soll sehr schlecht geschrieben seyn; man sieht es auch am Pontanus, der mehrere Stellen unrichtig las.

Herr A. hat die Titel der ersten drei Bücher mit Abdrücken einiger byzantinischen Münzen geziert. Auf die mit S. 100 sich schließende Chronik folgt bis 119 ein Register der Capitel; bis S. 127 ein Verzeichniß der von Phrantzes angeführten Stellen der Bibel, worin der unermüdete Fleiß des Sammlers jener unzähligen Varianten kennbar ist; endlich *πιναξ τον διορθωσεων γενομενων εν τω αντιραφω ηγεμονοελεκτορικω της Μυνχεν*

(Tabelle derjenigen Lesearten des Codex, welchen in der Wiener Ausgabe andere substituirt worden nd) bis 133.

Die beigefügten kleinen Schriften sind folgende: Glaubensbekenntniß der Lateiner, vom Papst Gregorius (IX.) an den Patriarchen Germanus, nebst desselben und seiner (zu Nymphäum gehaltenen) Synode απαντησει (Rückäußerung), S. 139 — 149; in Beziehung auf den Ausgang des heil. Geistes vom Sohn. Es sind einige Symbolen aus Handschriften beigefügt, und in der Vorrede handelt H. A. besonders ausführlich von einem Exemplar des Athanasianischen, das ihm αρχετυπον και γνησιον συγγραμμα του αγιου Αθανασειου scheint (Vorr. S. XI — XXVII). Die Gränzen der Rec. erlauben nicht, in diese Discussion einzugehen.

Die besonders paginirten Zusätze sind aus dem selten gewordenen Werk des Crusius Turcogräcia, in Ansehung ihres innern Werthes und der Verwandtschaft mit den von Phrantzes beschriebeneu Begebenheiten, mit Recht neu abgedruckt, und ihnen auch die Abbildung verschiedener kaiserlicher Personen, nebst einem Grundrisse der Stadt, beigefügt worden. Das erste Stück ist eine Geschichte der Stadt und des Reichs von Constantinopel, von 1391 bis 1520, mit einigen Zeilen Fortsetzung bis 1578. Diese ergänzt und berichtiget der Phr. (ohne ihn zu kennen) hin und wieder. Manuel, der jüngere von den oben erwähnten emigrirten Paläologen, fand, scheint es, seinem Geschmack angemessener, sich dem Ueberwinder seines Hauses zu unterwerfen, als in fremder Abhängigkeit im Auslande zu leben: und Mahommed II. ließ ihn weder guillotiniren, noch deportiren, sondern er empfing ihn χαριεντως (freundlich) und Manuel εζη καλιος, διαπερων μετα τιμης και αρχοντων

ιδιων αυτου (brachte sein Leben angenehm und in Ehren zu, und hatte seine Amtleute): vier Ortschaften, ein Jahrgehalt (οογαν) von täglich hundert Aspern, zwei Sklaven und eben so viele schöne Sklavinnen hatte Mahommed ihm sogleich gegeben. (Der Sultan machte keine Erklärung der Rechte der Menschheit; aber es scheint, daß er sie fühlte.)

Dann folgt S. 17 — 24 das merkwürdige Schreiben des Protonotars Theodosius Zygomalas an Martin Crusius, welches (zumal die letzten drei Seiten) niemand, wer das alte Constantinopel und das ältere Griechenland kennt, ohne Rührung lesen wird.

Obige Schrift des Patriarchen Gennadius beschließt das Werk. Der Recensent setzt es, als eine allerdings merkwürdige Fortsetzung, neben sein Exemplar des Corporis Byzantini, und sieht mit großem Verlangen ähnlichen Bereicherungen der neugriechischen Geschichte entgegen, deren in der patriarchalischen Bibliothek und an andern Orten noch mehrere verborgen liegen. Es wird ein Verdienst um die Nation seyn, durch die sehr guten Anstalten, welche zu diesem Zweck in Wien sich bilden, und unter Hrn. A. unverdrossener Obsorge, was immer von dieser Art sich finden läßt, durch den Druck zu verewigen. Hierzu sind wir nicht ganz ohne Hoffnung; der Geist der Griechen fängt an, sich aus den mannichfaltigen Fesseln loszuwinden; es kömmt ein literärischer Betrieb unter sie; und Zygomalas urtheilte mit Recht (S. 22) daß sie δεκτικωτατοι (ungemein empfänglich) sind.

39.

Jena, bei Vogt. Grundriß der ältern Menschengeschichte, von Karl Ludwig Woltmann, Prof. der Philos. in Jena. Erster Theil. 1796. 411 Seiten in 8.

Einleitung, über den Charakter der Historie, die Idee der Menschengeschichte, die Ausbildung der Menschheit vor Entstehung solcher Staaten, die in weltbürgerlicher Hinsicht wichtig sind, und über die Aussichten der Menschengeschichte, S. I — LXVI. Aegypten, S. 1 — 95. Staat der Israeliten, S. 96 — 377. Tabellarische Uebersicht, 377 bis Ende. Schon aus dem „Plan der Vorlesungen" „und aus der spätern „Einleitung der Geschichte der Staaten" kennt man den Gesichtspunkt und die Regeln der Geschichtschreibung dieses talentvollen Verfassers: er möchte den Stoff mehr als je ein anderer mit dem höhern Geiste der kritischen Philosophie beleben, und durch allgemeinere Formeln die bisher gewöhnliche Ansicht weltbürgerlich erweitern; beides, „ohne die Reinheit der „Historie, dem praktischen Zweck zu gefallen, zu beleidigen" (XVI); denn er nimmt diese Behandlung nicht weniger gegen die Anmaßungen der Philosophie, als gegen die Verunglimpfungen bloßer Materialiensammler in Schutz (XXXVII f.). Er bestimmt den Begriff der Menschengeschichte als eine Darstellung der unterbrochenen Fortschritte des menschlichen Geschlechtes zu seinem letzten Ziele, und im engsten Sinn als eine Darstellung von der ununterbrochenen Vervollkommnung der bürgerlichen Verfassungen und des Staatenverhältnisses (XXVI, XXIX). Eine Bestimmung, welche jeden Leser

um so begieriger machen muß, sie ausgeführt zu sehen, je weniger etwa sein nicht so erhabener Sinn zu einer so schönen Aussicht in seinen Erfahrungen und in der einfachen Kenntniß der Thatsachen Grund zu finden weiß. Der Rec. muß gestehen, daß es ihm selber so geht. Das ununterbrochen seyn sollende Fortschreiten unseres Geschlechts ist seinem Blick in Betrachtung der Historie oft entwischt. Was ist unser Geschlecht? Nicht dieses oder jenes, durch den Einfluß glücklicher Umstände für eine Zeit lang etwas höher gehobene Volk, welches durch andere Zufälle, wo nicht selbst nach der Natur der Sache, in einem wenig entfernten Zeitalter wieder sinkt, oft ohne daß die Summe seiner Geistescultur an ein anderes Volk zu neuer Bearbeitung überginge. Ja, wenn auch! Was frommt es dem Griechen, wenn seiner Urväter Weisheit an der Thames oder Seine späte Frucht bringt, vielleicht noch etwas mehr entwickelt wird? Was gewinnt Asien durch Europens Fortschritte? Werden andere, vermuthlich in Barbarei zurücksinkende Enkel die Entwickelung americanischer und polynesischer Fähigkeiten benutzen? Oder werden Völker, bei denen die Fackel auslöscht, nicht mehr zu dem Geschlechte der Menschen gerechnet? Der Verf. tröstet damit, „daß Zeitalter auch sichtbarer Abnahme der Ent„wickelung etwa nöthig seyn möchten, um die au„ßerordentlichen Fortschritte der folgenden Zeiten „möglich zu machen: so daß allerdings auch durch „jene die Menschheit vorrücke." Hiemit gedenkt er wohl die lange Nacht, welche nach den Jahrhunderten Virgils und Tacitus bis auf die Herstellung der Wissenschaften folgte, zu entschuldigen: Wie aber, wenn in einer eigentlich (seit Troja) etwa dreytausendjährigen Geschichte für

ganze Welttheile oder doch sehr große Länder (wir wollen sehr wenig sagen) die Hälfte der Zeit durch keine Fortschritte vielmehr durch Despotismus, Anarchie, Barbarei, und gänzliche Erstorbenheit bezeichnet ist! Wie wenn der unbefangene Weltbürger selbst jetzt von einem nur sehr kleinen Theil der Erde sagen kann: diese Völker haben in Vergleichung mit ihrem ehemaligen Zustand wirklich gewonnen? Alsdann schwingt sich der menschenfreundliche Geschichtsdichter in Condorcet's Regionen der fernen Zukunft, wo der nun rege Keim allbeglückender Freiheit und Gleichheit (nach Verwüstung alles Vorhandenen) eine neue Erde und das goldene Zeitalter für alle Nationen erschaffen haben wird. Bis dahin, dächte ich, ließen wir es anstehen, um den Zweck der wunderbaren Schicksale einem allgemeinen Grundsatze unterzuordnen: Wir sind noch zu jung (erst seit Moses oder Cyrus); noch konnten wir nicht durch genugsam wiederholte Erfahrung das Auge so schärfen, daß wir, bei verstohlenem Blicke in das Buch der Ordnung Gottes, nicht in Gefahr wären, unsere Ideen und Wünsche seinem Gesetz unterzuschieben. Daher hält es Rec. zwar für entschuldigungswerth, den dichterischen Sinn an solchen idealischen Aussichten zu weiden: aber zu lange darf auch der Adler nicht in die Sonne sehen; man möchte doch endlich für die Haupterforderniß (die Sachen so zu sehen wie sie sind) und für die demüthigere Beschäftigung (bei oft schwachem Lichte die kaum halb hellen Gänge der Geschichte einzelner Menschen und Völker zu durchwandern) die Lust, wo nicht das Geschick, verlieren. Eigentlich scheint dem Rec. der wahre Zweck der Geschichte die Bildung des Menschen zu praktischem Leben; eben sie soll ihn herunter führen von den gigantischen Luft-

schlössern der Speculation und Phantasie; nicht seine Einbildung, sondern seinen Verstand und sein Herz beschäftigen; die Welt nicht, wie er sie haben möchte, oder mit Hülfe einiger guten Freunde umzuschaffen hofft, sondern wie sie war und ist, die Verfassungen nicht nach abstracten Theorien, sondern in dem Geist ihrer Institution und in ihrem Zusammenhange mit Localverhältnissen und hundert Umständen ihm zeigen; überhaupt was die Philosophie generalisirte, individualisiren, und den Menschen ja nicht lehren, in Hoffnung auf ungewisse Zukunft und idealisches Glück später Geschlechter, die Pflicht zu vergessen, seine Zeitgenossen und, nicht die weite Welt, sondern die um ihn, die in seinem Wirkungskreise sind, glücklich zu machen. Hierüber ist keine weitere Erklärung nöthig, als die Betrachtung solcher Länder, welche man über das Unwesen der Gegenwart durch Vorhaltung eines (die herrliche Zukunft zeigen sollenden) Zauberspiegels täuschen will oder getäuscht hat; da sie besser thäten, aus der Geschichte zu lernen, wie man Hab und Gut un Freiheit gegen Uebergewalt behaupten, und Nationalglück gegen Trug schirmen könne.

Der Rec. folgt dem Hrn. Verf. lieber und leichter in die besonderen Betrachtungen der Geschichte und Verfassung einzelner Völker (oder vielmehr der Momente ihrer historischen Wichtigkeit): wenn er auch nicht immer die gleiche Ansicht der Gegenstände wie der Verf. hätte, so bescheidet er sich, daß der Verf. uns die seinige zu geben hatte, und es endlich darauf ankommen muß, welche am genausten mit den Quellen übereinstimmt. Der Rec. muß dem Hrn. Verf. die Gerechtigkeit leisten, daß er Aegypten und Israel mit kühnem philosophischem Blicke gefaßt, und mit unparteiischer

scher Wahrheitsliebe geschildert hat. Der gefährlichsten Versuchung (die alte Zeit nach unseren Begriffen zu schätzen, den alten Weisen und Helden unsere Vorstellungen unterzulegen) hat er sorgfältig auszuweichen getrachtet und es ist ihm meistens geglückt. Sein Werk ist lesenswürdig, gewährt einen sehr angenehmen Genuß, und führt auf neue Betrachtungen.

Wir wollen von der ägyptischen Geschichte nur erinnern, daß sie von der ältesten Zeit bis auf den Tod Kleopatra's läuft. Gleich anfangs wird richtig bemerkt, daß in dem eingeschlossenen Nillande der Weltgenius (sonst die Vorsehung Gottes genannt) alles so eingerichtet hatte, daß die Menschheit sich hier so schnell wie möglich ausbreiten mußte; und Aegypten sey von der übrigen Welt wie abgerissen worden, damit sich seine Cultur mit der strengsten Nationalindividualität entwickele. (S. 6 f.) Die Perioden werden 1) bis zu Vereinigung der verschiedenen Staaten in Ein Reich, 2) zu völliger Ausbildung (hier werden andere vielleicht schon Verbildung finden) unter Sesostris, 3) zu Erhebung der bis dahin unfreien Kasten (unter der äthiopischen Dynastie), 4) zu der noch wichtigern Umbildung durch den Einfluß der Griechen (seit Psammetichos) — und wie das Folgende sich von selbst verstehet — angenommen. Der Verf. findet kaum einem Zweifel unterworfen (so stark hätte Rec. sich nicht ausgedrückt), daß die ersten ägyptischen Staaten Colonien aus dem (wirklich sehr wenig bekannten) Priesterstaate von Meroë gewesen (S. 16). Ueber Josephs Verwaltung fällt der Verf. ein hartes Urtheil (S. 9), welches wohl hauptsächlich auf den unserm Ohr (besonders nun) unbeliebigen Ausdrücken Mosis beruhet, und sich durch die Betrach-

tung modificiren ließe, daß doch eigentlich nur ein fester Fonds von Staatseinkünften errichtet wurde, der in keinem Lande zu Erhaltung der Nation so nothwendig war, als wo die Eigenheiten der Natur ihre Nahrung jährlich so ungewiß machten. Von hoher wissenschaftlicher Cultur unter den alten Aegyptiern macht sich der Verf. aus guten Gründen (S. 53 f.) keinen sonderlichen Begriff. Er nimmt drei Sabako's an (S. 58), wofür die Nothwendigkeit uns nicht ganz einleuchtet; 40 Jahre für eine Regierung sind noch kein ganz außerordentlicher Zeitraum. Schöne und wahre Betrachtungen über Alexandria, über dortige Literatur (S. 82, 85), über die Realität des durch den Untergang der ptolemäischen Bibliothek den Wissenschaften zugegangenen Verlustes (92 f.) Das Leben Kleopatra's „die volle Glorie sinnlicher und „geistiger Cultur; zugleich ein schreckliches Bei„spiel, wohin diese führt, wenn die sittliche fehlt" (S. 95).

Ueber den Staat der Israeliten haben wir den Verf. oft bewundert; die Behandlung dieses Theils der Geschichte hat eigenthümliche Schwierigkeiten; es ist schwer, weder von alten Eindrücken noch neuen Vorurtheilen unvermerkt bestochen zu werden; er hat aber diese Klippen meist glücklich vorbei gesteuert. Die Besorgniß, durch die uralte Ehrfurcht verführt zu werden, hat ihn weit seltener als viele andere deutsche und auswärtige Schriftsteller verleitet, die Charaktere herabzuwürdigen. Das Recht, die Männer des alten Testamentes so frei wie alle andern in der Geschichte zu beurtheilen, wird wohl niemand bestreiten; aber man darf so wenig in der Historie als im Leben einen Mann z. B. Betruges beschuldigen, wenn man dazu keinen überzeugenden Grund hat.

So sehe ich nicht, warum (S. 114) eben nöthig wäre anzunehmen, daß bei dem ersten feierlichen Acte der Gesetzgebung heimlich einer von Mosis Anhängern auf dem Berg die Posaune geblasen: das poetisch beschriebene Gewitter (einem aus Aegypten kommenden Volke so neu) gab in der sonderbaren Gegend durch Repercussionen des Schalls natürlichen Stoff zu dem Ausdruck des Erzählers. S. 101 wird Joseph abermals wie ein grundböser Mann geschildert, wie er nicht nur in den dritthalbtausend Jahren nicht betrachtet worden, sondern wozu auch in den Urkunden kein hinreichender Grund erscheint. Sonst ist Hr. W. musterhaft gerecht. Von Moses sagt er: „Die „Größe seines Geistes ist der ihn leitende Gott; „aber er vertraut nicht auf sie, sondern auf ein „höheres Wesen, und wird dadurch noch größer; „dieses hindert ihn nicht, jede Kraft die in ihm „ist, zu gebrauchen," (S. 106, u. s. w.) „Moses „kannte durch seinen langen Aufenthalt am ara„bischen Meerbusen die Zeiten und Eigenheiten „seiner Ebbe und Fluth, und ließ, als jene ein„trat, die Israeliten in der Nacht hinüberziehen: „die Aegyptier täuschte er dadurch, daß nun das „Feuer hinter dem Zuge getragen wurde, und als „sie den Betrug merkten, war die Zeit der zurück„tretenden Fluth nahe" S. 110. Diese Erklärung hat für sich, daß sie sehr natürlich ist, wie es das Meiste seyn wird, wenn man die uralte Sprache des Orients in unsere einmal richtig (ohne Aberglauben noch Leichtsinn) übersetzt: da denn Spott und Tadel sehr viele Nahrung verlieren werden. Aber auch das ist unumgänglich nöthig, daß wir von den Eigenheiten jener Gegend besser belehrt werden; unsere Reisenden halten sich wenige Tage oder Wochen auf; wie wenige haben den Sinai

durchwandert? wer hat ihn wie die Alpen untersucht? wer alle Erscheinungen seiner wunderbaren Natur und Jahrszeiten wiederholt beobachtet? S. 120 scheint dem Verf. „höchst wahrscheinlich, „daß Moses selbst nicht gewußt habe, daß Jehovah „der Schöpfer von Allem sey." Dem Rec. hingegen scheint diese Idee bei Moses dominirend, und er glaubt, ohne gewaltthätiges Verfahren mit den seinen Namen tragenden Schriften lasse sich dieses nicht bezweifeln; daher er geneigt ist, zu glauben, daß der Verf. sich hier vielleicht nur undeutlich oder unbequem ausgedrückt. Die auf so edle Zwecke gegründete Gesetzgebung wird nicht bloß nach neuern Bearbeitungen vortrefflich geschildert, sondern noch durch eigene Gedanken schätzbar beleuchtet. „Eine „bewundernswürdige Consequenz, die nur einem „so genialischen Geist wie Moses und nach sol„chen Erfahrungen möglich war, ist unverkennbar „in dem ganzen Entwurf und den einzelnen Thei„len des Planes" (S. 144 f.) S. 147 wird gut gezeigt, daß Moses weder eine Demokratie noch weniger eine andere unbeschränkte Regierungsform, sondern eine Bundesrepublik, allenfalls unter einem beschränkten König, wollte (eine in der That für Freiheit und Sicherheit, so wie für auswärtigen Frieden wohlberechnete Verfassung). S. 162 Veränderung nach Mosis Tode, „als die Stimme „Jehovah's nur ihm vernehmbar, weil sie aus sei„nem Innern sprach, und durch seinen Geist „war, jetzt nur durch der Priester Mund sich hö„ren lassen konnte." Mit Vergnügen folgt man der schönen Darstellung der Heldenzeit, bis auf den Mann, welcher endlich „den Geist des Gesetz„gebers ganz faßte, und dem Staate neuen Schwung „gab," den (zu unserer Zeit so unrichtig beurtheilten) Samuel (S. 182); Aufführung der Pro-

pheten, als Männer von Genie, Vertheidiger des Volks und der Verfassung (S. 190). Die Salbung war „kein ausschließendes Zeichen einer Be„stimmung zur königlichen Herrschaft, sondern „überhaupt nur einer besondern Weihung" (S. 196). Gelegenheitlich erwähnt der Verf. „der zar„ten Zuneigung Davids und Jonathans, die im„mer den festesten Heldensinn verrathen, und ih„rer Liebe, welche durch keine Eifersucht kriegeri„schen Ruhmes, und bei Jonathan selbst durch den „Gedanken nicht erschüttert wird, daß sein Freund „es ist, durch den ihm die königliche Würde ent„geht" (S. 198), um so billiger, je gemeiner der Vorwurf der Unvereinbarlichkeit jener Verfassung mit edlen, zarten Empfindungen ist. Bemerkung der „Popularität Davids, der sich immer durch öf„fentliche Demuth gegen den Nationalgott bei „dem Volk einschmeichelte, welches dadurch an Ehr„furcht gegen ihn nichts verlor, weil es bei sol„chen Scenen ihn nur mit Gott, nicht mit sich „selber verglich" (S. 205). Ueberhaupt zeigt er David als beinahe „das Ideal eines Israeliten, „einen Mann voll Vertrauen auf den Gott der „Väter, einen schönen Helden, einen heiligen er„habenen Dichter und Menschen, insofern der „Israelit es seyn konnte" (S. 212). Wie wahr und billig! und welche Verschiedenheit der ruhigen Ansicht alter Charaktere durch einen wohl unterrichteten, philosophischen Deutschen gegen die ungelehrte Verzerrung derselben durch französischen Muthwillen! Hierauf Salomo's Zeit „verfeiner„ter Sinnlichkeit und einiger intellectuellen Cul„tur" (217). Die Ursachen, warum die Israeliten gleichwohl in ihrer Bildung, wenn man sie mit andern cultivirten Völkern des Alterthums vergleicht, zurückblieben, werden 220 ff. vortreff-

lich auseinandergesetzt; mit unparteiischem Urtheil wird das Große und Gute in ihrer Verfassung gegen die damit verbundenen Nachtheile abgewogen. Wie im Reich der zehn Stämme „die „Phantasie der Propheten einen wildern, romanti„schern Flug erhielt, ihr ganzer Geist, ihre ganze „Sprache enthusiastischer wurde" (S. 250). Die Schilderung der einzelnen Propheten verdient sehr, gelesen zu werden: es ist ungemein viel Wahres in ein lebhaftes Gemälde zusammengedrängt, wie über diesen Gegenstand (besonders die zwölf kleineren Pr.) uns noch keines vorgekommen. „Alle „Ströme des Prophetengeistes vor ihm nahm Je„sajas in sich auf, und sandte sie bereichert wie„der in die Zukunft aus; jede Gegend, wo die „bisherigen Seher Bilder fanden, eroberte er; jedes „Geschäft des Lebens mußte mit seinen Eigen„thümlichkeiten die Rede seines gewaltigen Gei„stes bereichern, und aus den höchsten Regionen „der Dichtkunst schießt er wie ein Adler, der „lange kaum sichtbar in der Höhe geschwebt, schre„ckend auf seine Beute herab, wenn er der lüster„nen Sitten des Volks, wenn er der begränzten „Politik der Herrscher, bitter und zermalmend spot„ten will" (S. 269). Aber wir müssen uns die Gewalt anthun, abzubrechen. Nichts also von dem weisen Patrioten Jeremias (285), nichts von Hesekiel der „einer reinern, sittlichen Lehre den Weg „bahnt" (287), oder von Daniel „dessen stiller „phantasiereicher Geist und patriotischer Sinn, trotz „der politischen Geschäfte, ihn an die Wissenschaf„ten und an das Studium der Schriften seines „Volkes fesseln" S. 290. Hin und wieder zeigen Bemerkungen, wie über Tirhaka (Tearco) (276), Cyrus (294), Josephus (313), das maccabäische Sparta (Euphrata auf der Gränze Cyrenens ge-

gen Carthago) (326—334), die Pharisäer und Saducäer (344—362), und einige andere, wie der Hr. Verf. die Quellen forschend benutzt, und wie glücklich er in Lösung mancher Schwierigkeit ist, welche einem beschränktern Blick unübersteiglich scheinen mochte. „Wie eine gemißhandelte" (denn wir eilen zum Resultat), „wie eine gemißhandelte, seit„wärts gebeugte Säule, an welcher alle Blumen„kränze verdorrt, ein Spott der Vorübergehenden „geworden, die aber dennoch selbst im Sturm sich „erhält, stand die Denkart der Juden da, und „war bestimmt, daß ein Band um sie geschlungen „werden sollte, welches, eine lange Reihe von Jahr„hunderten hindurch, eine halbe Welt fesselt" (S. 377). Und so geht „unaufhörlich, den Nationen „unsichtbar, das Weberschiff von dem Genius der „Menschheit, welches allen Empfindungen und „Ideen, die je in einer Brust der Sterblichen auf„kamen, Unsterblichkeit verleiht, und sie zu einem „großen herrlich geordneten Gewebe vermischt," (S. 299).

Mit dem lebhaftesten Vergnügen empfiehlt der Rec. dieses edle Kunstwerk eines aufblühenden Genius, das die deutsche Literatur ehrt. Was er gegen den Gesichtspunkt in der Einleitung für Zweifel geäußert, halte niemand ab, ihm die aufmunterndste Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Jene Aussicht gehört zu den erhebenden Hoffnungen des edlen Jünglings, welche die Erfahrung sowohl der weiter erforschten Geschichte als der lebenden Welt schon mäßigen wird.

---

39. b.

Berlin: Geschichte der europäischen Staaten von Karl Ludewig Woltmann. Erster Band. 1797. XXVI und 458 S.
Eben dasselbe Buch unter dem Titel: Geschichte Frankreichs.

Geschichtserzählungen sind seit mehr als dritthalbtausend Jahren von den Urhebern oder Zeugen der Thaten oder aus Ueberlieferungen unzählige aufgezeichnet worden. Die kritische Beurtheilung der Richtigkeit einzelner Darstellungen haben einsichtsvolle oder interessirte Männer von jeher gelegentlich übernommen; über den ganzen Vorrath historischer Materialien wurde die Kritik bei Anlaß der mannichfaltigen Revolutionen Europens in diesen letzten drei Jahrhunderten nach und nach verbreitet; es mußte bald dieser, bald jener Theil genauer beleuchtet werden. Die Universalhistorie ist so alt, als die ersten zehen Capitel des ersten Buches Mosis, welche die Grundzüge der Urgeschichte aller in dem Gesichtskreise des Verfassers liegenden Völker enthalten; anders gestaltet erscheint sie in Herodots Darstellung der europäischen und asiatischen Staatenverhältnisse; anders in Polyb's Beschreibung des Ursprunges der römischen Welt. Ihre nähere Ausbildung ist sie der christlichen Religion schuldig, deren aus dem Judenthum hinübergebrachte historische Quellen (die Grundlage synchronistischer Behandlung) eine seit dem Anfang der Dinge ununterbrochene, chronologische Geschichtserzählung enthielten, indeß die Lehren Jesu und der Apostel und das Interesse der Hierarchie eine weit ausgebreitetere Völkervereinigung gründeten; es wurde einem zu Rom wohnenden Greise

wichtig, was der Wilde am Oronoko sich für Gedanken mache, und ob jener Baniane den Chrischna oder den Christus mit Anbetung nenne. Als die im Namen Gottes zusammengerufenen Völker auch unter ihren menschlichen Beziehungen sich näher kennen lernten, und bald das Uebersinnliche über dem vor uns liegenden, ja selbst Moralität über sinnlichen Genüssen, vergessen wurde, erwachte der Trieb alles zu umfassen, alles zu ergründen, nur lebhafter: daher es bei dem unermeßlich angewachsenen Vorrathe von Kenntnissen immer nothwendiger wurde, allgemeine Formeln zu finden, welche die Uebersicht und Anordnung erleichtern. Eine solche Formel, ein solches Resultat und ein solcher Schlüssel würde die Universalhistorie seyn, *wenn sie noch zur Zeit möglich wäre.* Alsdann erst wird eine Universalhistorie seyn können, wenn man mit den Materialien der Geschichte einzelner Staaten und Völker, sowohl in Ansehung ihres Werthes als ihres Geistes, mehr in das Reine gekommen seyn wird. Hierin sind wir etwas weiter als unsere Väter, aber lange, lange so weit nicht, als erforderlich wäre. Die politischen Verfassungen, die Nationalvorurtheile, die gedrückte Lage der meisten Gelehrten und die Gleichgültigkeit des in Cultur und Aufklärung wahrlich in den meisten auch unserer Länder noch zurückstehenden Publicums haben bisher nicht erlaubt, mehr zu thun. Dennoch muß es geschehen. Bei der fürchterlichen Erschütterung aller alten Meinungen, unter dem Krachen des überall zusammenstürzenden europäischen Staatengebäudes, ist wohl so wenig an der Nothwendigkeit neuer Grundfesten, als daran zu zweifeln, daß die Resultate der Erfahrung aller Zeiten und Völker die besten seyn werden. Diese Hauptarbeit für die

größten, dringendsten Interessen der Menschheit wird von einer andern verdienstlich vorbereitet und beschleuniget, wenn Männer von Gelehrsamkeit und Geist die aus bisherigen Forschungen sich einstweilen ergebenden Resultate dem Publicum in lebhafter Darstellung vor Augen bringen. Der Sinn für das Wesentliche wird hiedurch geübt; es werden Ideen geweckt, welche ein so concentrirtes Gemälde leichter als eine unübersehliche Galerie hervorbringt. Alles kömmt auf den philosophischen Maler an: weiß er die Farben wohl zu vertheilen, so wird bald jeder sehen, worauf es ankömmt, welcher Zug in diesem Geschichtgemälde der herrschende, charakteristische, und was von ihm zu halten, ob er zu verschmähen, oder was ihm abzulernen ist.

Hr. Professor W., welcher die Geschichte der europäischen Staaten auf diese Weise zu bearbeiten gedenkt, gibt in dem vor uns liegenden Bande eine Probe an der Geschichte desjenigen Volks, dessen dreizehnhundertjährige politische Consistenz, dessen im ersten Zeitraume des Mittelalters durch Waffen und Einrichtungen behauptetes Uebergewicht, dessen zu dem vorzüglichsten Einfluß auf alle andern Nationen qualificirter Charakter, endlich dessen neueste, noch unvollendete That (die größte seit Rom und Mohammed) die erste Aufmerksamkeit gewiß verdient.

Die (sehr kurze) Einleitung schildert Gallien und das große Frankenreich bis auf den Vertrag zu Verdun, durch welchen Frankreich ein selbstständiger (von den ausländischen Eroberungen abgesonderter, die meisten seither französisch redenden Völker umfassender) Staat geworden (S. 1 — 12). Die Geschichte desselben wird hierauf nach vier Perioden so beschrieben, daß das Wesentliche, das, wodurch ein Staat und eine Nation Staat und Nation ist, nämlich die Entwickelung und gegenseitige Ein=

wirkung der Verfassung und des Nationalgeistes, das Hauptaugenmerk bleibt. Demnach wird ein erster, ungefähr 400 Jahre langer Zeitraum von dem Gedeihen der Aristokratie (seit Karl dem Kahlen) bis zur ersten Versammlung der Reichsstände (unter Philipp dem Schönen) zweckmäßig angenommen, und (S. 13 — 44) so beschrieben, daß aus den vielen Materialien der Stoff nachmaliger Erscheinungen herausgehoben wird. Wahr und glücklich ist die zuerst S. 42 vorkommende und bis in unsere Tage durchgeführte Bemerkung, daß und wie die französische Cultur ihren Anfang von der Phantasie nahm, welche wunderbare Regsamkeit sich schon früh äußerte, und wie selbst Ideen der Schule sofort mit politischen Verhältnissen in Verbindung kamen. Der zweite Zeitraum begreift jene zweihundert Jahre von dem Anfange bis zu dem (seit Karl VIII sichtbar werdenden) Verfalle der ständischen Verfassung (S. 45 — 84). (Wie eine ausnehmende Liebe der Könige Charakterzug der Nation damals nothwendig werden mußte (S. 60); der nachtheilige Einfluß italienischer Kriege auf die innere Verfassung (S. 77); und wie bei den Franzosen jener kühne Geist aufkam, durch welchen die Griechen sich auszeichneten, und welcher auch über Gegenstände der heiligen Verehrung zu spotten wagte, sobald man etwas Lächerliches daran bemerkte; ein Geist, „welcher leicht zu frevelhaften Handlungen verführt, „ohne welchen aber eine Nation die Kraft kaum „behalten wird, welche nöthig ist, um sie zum „Gefühle der Menschenwürde zu erheben.") (S. 83). Die dritte Periode umfaßt die folgenden zweihundert Jahre bis zu Vollendung des Despotismus unter Ludwig XIV; (S. 84 — 147). (Wie durch die auswärtigen Kriege die Aufmerksamkeit

des Adels von den innern Staatsverhältnissen ganz abgezogen wurde (S. 99); Charakter Sully's, die große Einfachheit, die ernste Nüchternheit seiner Maximen (S. 141 ff.), wie die Humanität Heinrichs über die Schranken ging, in welche er eingeschlossen war, und der Werth, welchen seine weibliche Sanftmuth durch seinen männlichen, durchdringenden Verstand bekam; wie fest und wie milde seine Regierung gewesen, und wie ihm bisweilen geschehen, daß er auf den Adel der menschlichen Natur zu viel Vertrauen setzte; wie seine Toleranz über die Denkart seiner Zeitgenossen so erhaben war, daß sie nothwendig an ihm irre werden mußten, u. s. f. (S. 143 — 153). Vergleichung des großen Königes mit Richelieu; wie jener eine solche Ruhe in Frankreich beabzweckte, während welcher in seinem Reich ein Paradies aufblühen sollte, Richelieu die Stille eines Kirchhofes; und wie der Frieden, welchen jener wünschte, jede Sehnsucht nach einer Veränderung aufheben, des Cardinals Frieden aber daher entspringen sollte, daß keiner mehr Kraft und Muth hätte, ihn zu stören (S. 165 ff.). Von dem an drängen sich hervorstechende Charaktere, deren Schilderung man um so begieriger lesen wird, je vertrauter man sie kennt. Wir können davon nur wenige Proben geben. Ludwig XIV (S. 193). „Natur und „Schicksal hatten sich vereiniget, damit er auf das voll„kommenste einen König repräsentiren könnte; „aber er zeigte schon in seinem siebzehnten Jahre, „daß er neben seiner Rolle auch wirklich etwas „seyn würde; nämlich ein alles verachtender De„spot" (S. 217). Luxenburg und Catinat: „jener ein militärisches Genie, dieser einer von „den herrlichen Köpfen, welche in jedem Fache, „das sie wählten, in kurzer Zeit hervorragen; je-

„ner durch genialische Augenblicke über gewöhn„liche Menschen erhaben und stets von Liebe flam„mend, dieser immer groß in kraftvoller Ruhe „und voll Sinn für feste Freundschaft" (S. 220). Wie Ludwigs Andächtelei „seinen Selbstdünkel „und seine Geringschätzung anderer Menschen so „vermehrte, als sie Erniedrigung der menschlichen „Würde in Beziehung auf das höchste Wesen zur „Folge hat." Ebendas. Vergleichung Ludewigs mit Leopold von Lothringen, „welcher durch „Klugheit und Milde jede Spur des Kriegsun„glücks verwischte, und die Redlichkeit seiner Ver„sicherung, daß er morgen sein Herzogthum ver„lassen würde, wenn er nichts Gutes mehr schaffen „könnte, durch seine edlen Handlungen bewies," u. s. f. (S. 226). „Vendome's genialisches „Feuer am Tage der Schlacht; seine unglaubliche „Vernachlässigung der Disciplin gegen sein Heer „und seiner eigenen Person; wie ihn aber auch „die Krieger so liebten, daß sie seinetwegen von „einem erschlaffenden Leben gern zur ungeheuren „Anstrengung und augenscheinlichen Gefahr über„gingen" (S. 241). Grundcharakter der französischen Cultur unter Ludwig XIV. „Weil die „bestimmte Weise, wie diese Nation einen Gegen„stand in ihre Empfindungen aufnehmen sollte, „durch eine Phantasie bezeichnet war, welche sich „nicht zu Idealen erhebt, sondern ihre schaffende „Kraft im Getümmel des wirklichen Lebens zeigt, „so mußte die Cultur durchgängiger wirken, als „vielleicht bei irgend einem andern Volk, aber „Kraftäußerung, auf welche Art sie geschehen „mochte, schien lange das einzige Ziel der Franzo„sen, und Befriedigung der Leidenschaften ihr „einziges Glück." „Unter diesen leidenschaftlichen „Menschen schlossen auch Jünglinge einen Freund-

„schaftsbund mit einander, dessen Wirkungen „in das Zeitalter der griechischen Freiheit zu ge„hören scheinen. Sie schwuren, sich einander nie „zu verlassen, und blieben sich getreu bis in den „Tod; jeder fand seinen Schmerz, seine Freude, „in den Herzen seiner Genossen wiederholt; in „der Abwesenheit des Freundes entsagte der „Freund allem Vergnügen, und trauerte wenig„stens mit dem Anstande der Melancholie." Was hier bis S. 247 über die französische Literatur folgt, verdiente ganz abgeschrieben zu werden! Das ist der Charakter dieses Buchs, daß überall zweckmäßige Bestimmtheit und Blick auf das Auszeichnende herrscht, ohne daß über der angestrengten Aufmerksamkeit auf Eines das kalte Urtheil litte, welches aus Betrachtung aller Seiten eines Gegenstandes und seines Verhältnisses zum Ganzen entspringt. Der vierte Zeitraum erstreckt sich bis auf die große Revolution, mit Inbegriff der Geschichte der letztern bis auf die Robespierre'sche Tyrannei. Wir übergehen die Schilderungen des Herzogs von Orleans (S. 249), und des Polizeiministers d'Argenson (S. 251), um nur von Ludwig XV zu erwähnen, „wie die Natur „ihn mit keinen vorzüglichen Anlagen beschenkt, „ein (anfangs) kränklicher Körper ihre Schwäche „vermehrt hatte, und ihm die Erziehung vollends „alle Kraft genommen, weil sie von zwei Män„nern geleitet wurde, deren der eine, Villeroi, ihn „zu entkräftender Frömmelei gewöhnte, und der „andere, Fleury, alles that, um ihn in ewiger „Kindheit zu erhalten" (S. 261); von Fleury, „wie die Einfalt seiner Sitten preiswürdiger ge„wesen wäre, wenn sie mehr aus Selbstbeherr„schung als aus einer gewissen Beschränktheit ih„ren Ursprung gehabt hätte;" wie er „die empor=

„strebenden Geister niedergedrückt, und seine un„aufgeklärte Denkungsart durch lebhafte Theil„nahme an den jansenistischen Streitigkeiten ver„rathen hätte" (S. 263). Anfangs des Maitressenseinflusses (S. 267); wie des Königs glühendes Temperament, sobald die erste Angst vor seinen Vorurtheilen überwunden war, ihn schnell zur frechsten Wollust verleitete. Die Pompadour (S. 277). Bei Anlaß der Hinrichtung Damiens (S. 279); „nie verlor sich aus dem französischen „Charakter jene Mischung von Zartheit und „Wildheit der Empfindung, die sich früh in „demselben fand." Bernis (S. 280). Choiseul (284): „die Energie seines Charakters und „Geistes. Vielleicht ein besserer Mensch, wenn „er nicht unter Menschen gekommen wäre, die er „verachtete;" (S. 288), „aber so trat er, ohne „Gefühl für die Tugend, alles vor sich nieder, „was ihm gefährlich seyn konnte." Die Geschichte Ludwigs XVI, verflochten in die Darstellung der Ursachen der Revolution (S. 289). Charakterisirung Montesquieu's, „des ersten großen „Vorläufers derselben" (S. 290 ff.); Voltaire's und Rousseau's, die ihr „am meisten vorgear„beitet" (S. 291); „bei beiden war Phantasie das „herrschende Vermögen, und sie zeigte sich mit „einem solchen bezaubernden Muthwillen, oder „mit einem solchen Pathos, daß eine leichtsinnige „und leidenschaftliche Nation von ihr mußte hin„gerissen werden. Die Weltweisheit bot Schätze „dar, welche mehr die Habsucht reizen, als alles, „was die Geschichte verheißt. Wo ist ein Volk, „welches so wenig Sinn, wie das französische, für „das reine Sittengesetz und einen solchen Enthu„siasmus für heroische Momente besäße!" Schön und wahr heißt es bei Anlaß der Versammlung

der Stände (S. 297): „die Verhältnisse der alten „Freiheit traten nun vor den Geist der Nation; „aber wenige merkten, welchen Genius neuer Art „man in ihnen erblickte.“ Necker, „dessen Ta„lente durch keinen Charakter, so wie seine Kennt„nisse durch kein Genie unterstützt wurden; der, „aus seiner engen Sphäre herausgerissen, sich „selbst nicht mehr kannte, und seinem Verdienste „beimaß, was den Umständen gebührte *).“ Die Geschichte der Revolution füllt ein Drittheil des Werks. Wenn auch andere Geschichtschreiber natürlich und mit Recht über die neuesten (ihnen bekanntesten, dem Leser wichtigsten) Zeiten besonders ausführlich waren, wie viel weniger ist dieß dem zu verargen, welcher unerhörte und solche Dinge zu erzählen hat, worüber die Angabe des wahren Gesichtspunkts für den jungen Leser so interessant ist; Begebenheiten, welche freilich die Wirkung aller vorhin beschriebenen, aber auch eben so sicher der unzweifelhafte Anfang einer Reihe noch größerer sind! Wir sind demnach weit entfernt, mit dem Verf. über die Besorgniß zu hadern, dieses oder jenes Detail in eine so kurze Staatengeschichte aufzunehmen; wenn sich auch nicht immer die Nothwendigkeit beweisen ließe. Schon genug, wenn der Geschichtschreiber seines hohen Berufes, Richter der Zeit und der Thaten zu seyn, standhaft eingedenk, weder durch das Jubelgeschrei betäubt, noch durch das Aechzen der fallenden Opfer zu sehr erweicht wird, sondern

---

*) Des Rec. Urtheil von Necker s. später in der Rec. des Manuscrits de Mr. Necker, und in einem besondern später erscheinenden Aufsatz. H.

dern wenn er immer die Besonnenheit behält, ohne die er seinem Amte nicht vorstehen könnte. Dazu gehört eine nicht gemeine Seele; sie muß die Begebenheiten ganz fassen, vollkommen durchschauen, und mit eben so unbestochenem, als ungetrübtem Blicke ihr Gemälde entwerfen. In der Darstellung des Verf. wird aus der Menge für oder wider die Sache parteiischer Menschen, der eine dieses, der andere jenes tadeln, die Nachwelt aber (in sofern wir nach bisher bekannten Daten schließen dürfen) urtheilen, es war im Ganzen so, und nicht anders. Hieraus wird auch erklärlich, was anfangs außerordentlich auffällt, wie der Verf. die Erzählung eben unter den schlimmsten *ominibus*, bei dem Aufkommen des Schreckenssystems, hat abbrechen mögen. Die letzte Zeile: „und die beispiellose Tyrannei von Robespierre begann," schien ein strafendes Epigramm, eine fürchterliche Grabschrift des vierjährigen Werkes: (sehet die Frucht eurer Heldentugenden und Gräuel! statt Ludwigs des Guten Caligula Robespierre!) und so schaudervoll auch für uns die Erinnerung jener Tage ist, wo *trucidatis tot insignibus viris, ad postremum* Robespierre in Malesherbes und in den andern Senatoren *virtutem ipsam exscindere concupivit;* gleichwohl schien es uns nicht billiger hiemit zu endigen, als wenn eine Schilderung des Ebenbildes Gottes mit der Elephantiasis aufhören sollte. Aber nein; es mag dem Verf. etwas Menschliches begegnet seyn: das Schauspiel wurde auf einmal in Frankreich zu gräßlich, auf dem Kriegsschauplatze und in den leitenden Cabinetten zu unbegreiflich oder zu revoltirend, und das Urtheil für den Zuschauer ist noch zu delicat: aber nicht für immer wird dieses Werk hier geendigt bleiben; wir werden die Ungeheuer fallen se-

hen, und mächtige Männer werden nach ausgespielter Rolle unrücksichtlich beurtheilt werden.

Es ist in dieser Abtheilung eine solche Reichhaltigkeit, und in der Mannichfaltigkeit des Gemäldes eine solche Einheit, daß Proben der Behandlungsart eben so schwer zu wählen, als die abgerissenenen Stellen in ihrem ganzen Werthe zu fühlen wären.

S. 300. „Daß man den Vorschlag der Aufhebung „des Feudalsystems mit Acclamation annahm, ge„reicht der Nationalversammlung zur Ehre, nicht „zum Vorwurf; denn die Vernunft hatte ihre Debat„ten schon längst geschlossen, daß ein System, welches „nur in Zeiten der Barbarei nützlich seyn konnte, „eine Bürde für diejenigen Nationen sey, welche „dem XVIII. Jahrhundert seinen Charakter ge„ben." (Wowider sich dennoch sagen ließe, daß die Manier der Auflösung so uralter, so tief in das gesellschaftliche System verwebter, durch alle Gesetze zu wesentlichen Theilen des Privateigenthums gewordener Verhältnisse, kältere Ueberlegung und Auseinandersetzung erforderte. Die von vielen Theilhabern in verehrungswürdiger Absicht begangene Orgie jener berühmten Nacht vom 4ten Aug. war aufmerksamen Schätzern eine sehr beunruhigende Probe, wohin Beredsamkeit, wohin Vorstellungen, die man an einige herrschende Ideen zu knüpfen wußte, eine so reizbare Versammlung in andern Zeiten führen dürften.) S. 309. „Der neue Staat brauchte wahrlich nicht, „Gesellschaften deßhalb um sich zu dulden, weil „der alte sie aufgenommen hatte, und das „menschliche Geschlecht würde durch seine „sogenannten wohlthätigen Institute „zu Grunde gehen, wenn jede Gesell„schaft, die ihm ehemals Vortheil brach-

„te, deßhalb nachher auf seine Kosten „unterhalten werden sollte.“ (Es ist auch in diesem Gedanken, unsers Erachtens, mehr Schein, als Wahrheit; daß ein durch Zeitumstände unbrauchbar gewordenes Institut aufgehoben werden möge, diese Wahrheit darf wohl nicht erst bewiesen werden; von derselben ist hier auch nicht die Frage, sondern davon, ob eine der bisherigen Grundfesten der Gesellschaft, auf welcher die Moralität des Volkes vorzüglich ruhete, nicht besser gereiniget, und etwa erneuert, als hinweggerissen worden wäre? ob mit der zahlreichen, aus vielen sehr ehrwürdigen Individuen bestehenden Menschenclasse, welche (im Vertrauen auf den Schirm der bis auf jenen Augenblick als heilig anerkannten Gesetze) sich den Arbeiten dieses Institutes, mit ihrer ganzen Lebensmühe, und nicht ohne eigenen Aufwand, von Jugend auf gewidmet hatte, nach den Regeln der Billigkeit und Menschlichkeit, ja einer wahren Politik, verfahren worden ist? u. dgl. mehr. Wir bemerken diese Bedenklichkeiten, um den Verf. zu veranlassen, solche Hauptfragen von mehr als Einer Seite zu betrachten, und mehr auf das ruhige Urtheil einer unbefangenen Nachwelt zu sehen, als der allem Neuen zujauchzenden Menge durch die Illusion eines blendenden Gedankens in ihren Vorurtheilen zu schmeicheln. Mehr als Eine Stelle macht uns glauben, daß diese Warnung nicht so ganz überflüssig ist. Sehr richtiges Urtheil über die Jacobiner (S. 317). Wie wahr die Bemerkung (S. 320): „Nichts „reißt so hin zu großen Handlungen und Munterkeit in jedem Geschäft, als ein Enthusiasm, „der uns mit dem Glauben täuscht, daß wir nun „einzig auf das Gebot der Vernunft hören.“ Schilderung Mirabeau's (S. 321), wovon wir

nur das Ende anführen können (S. 322). „Er „war zu groß, auf der einen Seite nicht schlecht, „auf der andern nicht gut genug für die strenge „Monarchie, und es fehlte ihm zu sehr an Selbst„beherrschung und Reinheit des Lebens, um als „Bürger eines Freistaates ruhmvoll zu handeln; „für Zeiten der Revolution war er geschaffen „und vom Schicksal erzogen." Warum La Fayette gefallen (S. 335): „keiner Partei zu„gethan, urtheilte er über jede nach ihrem gegen„wärtigen Betragen. Aus dieser Ursache, und „weil er keinem Grundsatze treu blieb, als diesem „nie unedel zu handeln, sank er immer tiefer von „seiner bisherigen Höhe herab." Was S. 347 und weiterhin von der Leitung vorkömmt, die ein jetzt verstorbener Staatsminister *) den Unterhandlungen gegeben habe, die endlich der Krieg abbrach, ist ästhetisch schön, historisch aber durchaus unrichtig; der Verf. konnte diesen Zug der geheimen Geschichte unserer Zeit freilich nicht wohl wissen; der unterschriebene Name des alten Ministers und die Thatsache, daß er (ehemals) meistens that, was er wollte, mußte täuschen. In Wahrheit wurde derselbe um nichts mehr gefragt, und er mißbilligte so unverhohlen, was vorging, daß er von seinen Gegnern eben darum für unfähig zu fernerer Geschäftsleitung erklärt wurde; er war dieß aber so wenig, daß er bis auf den letzten Augenblick richtig sah; man hat wichtige Zeugnisse hierüber: und dieses Factum ist um so merkwürdiger, weil es ein neuer Beweis ist, daß auch der Geist eines mehr als achtzigjährigen Greises nicht altert, wenn er, wie dieser that, immer

*) Der Fürst Kaunitz.

fortstudirt, und mit seinem Zeitalter fortlebt (S. 353. f.). Charakterisirung Dumouriez's und Rolands; eben so (S. 355 f.) der Gironde. Bemerkung ihres Grundfehlers: „Sie freuten sich „einzeln zu sehr ihrer Kraft und Fähigkeit, und „vergaßen zu oft der Welt um sich her, wegen „ergötzender Beschauung ihrer eigenen Größe; sie „legten dem bloßen Geist eine viel zu bedeutende „Gewalt über die Masse eines Volkes, über die „Cabalen der Bosheit, bei." Petion (S. 357.) Der König ist durchgehends mit Wahrheit und in Ansehung seines sittlichen Charakters so sorgfältig geschildert, daß nichts unterbleibt, was ihm bei der Nachwelt Gerechtigkeit versichern mag; vgl. auch (S. 363, 367). Traurige Wahrheit (S. 371): „An die Stelle der Freiheit war Sklaverei getre„ten, indem man zu einer noch höhern Freiheit „hinauf strebte." Entsetzen durchdringt bei der Beschreibung des Todes der Prinzessin Lamballe (S. 391 f.). Urtheil über den Nationalconvent (S. 396): „Verbrechen aller Art wider das bürger„liche Leben und edler Enthusiasm für das höchste „Glück desselben umgeben seinen Ursprung. Als „er sein Ende erreicht, weiß man nicht, ob man „die Trümmer, mit welchen er sein Vaterland be„deckte, über die Trophäen, die er errichtete, oder „diese über jene vergessen soll." (Man muß aber — mehr als jemals, in der Geschichte dieser Revolution — die Hülle der schönen Phraseologie abstreifen, um den Charakter der Sprechenden und Handelnden bloß aus den Thatsachen, diese aber nach keinem andern Maßstabe als nach ihrem Einflusse auf das Glück des französischen und der ihm zugewandten Völker zu beurtheilen. Wenn Habsucht, Ehrgeiz und andere Formen der Selbstsucht zum Vorschein kämen, so würden diese Männer bald

nichts Außerordentlicheres haben, als ihre Lage, und die Kühnheit, womit sie sich dieselbe geschaffen haben. Wohlthätiger für die Menschheit würden sie nicht erscheinen.) Billig S. 403: „Es war „ein Glück für Mainz, daß die geistreichsten Män„ner, welche zurückgeblieben waren, sich an die „Spitze der Revolution stellten, da sie unvermeid„lich geworden war. Die Sprache, welche sie nun „führten, konnte von der nun einmal übernom„menen Pflicht nicht getrennt werden; und wenn „sie nicht bloß von der Klugheit, sondern auch von „Schwärmerei für Freiheit eingehaucht wurde, so „war dieß gerade talentvollen Seelen leicht zu ver„zeihen.“ (Ausgenommen von dem Fürsten, der sie in das Land gerufen, und wohl bezahlt hatte, um die Jugend in ganz andern Dingen zu unterrichten. Doch, die Zeit ist gekommen, da ein Theil eben dieser Männer die Großmuth gegen Feinde, den reinen Eifer für das Wohl der Stadt und die erhabene Denkungsart beweisen kann, die sie von der vorigen Regierung forderten.) Noch einmal vom Nationalconvent (S. 405). Buzot, Barbaroux, Louvet, Isuard (S. 406); Robespierre und Marat (407); Collot d'Herbois, Camille de Moulins (408); Danton (409); Vergniaud (410); Sieyes (411). Die große Scene der Anklage Robespierre's durch Louvet (417 ff.) Die ungleich größere: Ludewig an den Schranken (422 ff.), und alles hierauf Erfolgte bis 434. *Manibus date lilia plenis!* Pache (an dem sich so mancher betrog) (444 f.). Richtige Anmerkung über die Denkungsart in Belgien (S. 443 f.). Hierauf der Fall der Gironde, die Suspension der Freiheit, die Niedertretung der Rechte des Menschen.

Dem ganzen Buche ist noch eine Einleitung

über die Disciplin der Staatengeschichte vorangeschickt. In derselben ist ein, alles Beifalles würdiger Plan entworfen, wie und in welcher Ordnung der Verf. die europäische Staatengeschichte behandeln wolle. Er ist ungemein umfassend; er erfordert eine Arbeit des Geistes, die fast schreckt, wenn man sie bedenkt; aber wenn der Verf. diesen Plan stät im Auge behält, so wird er ihn vollenden; seine erste Hauptarbeit berechtiget zu großen Erwartungen. So gut sie indessen im Ganzen ausgefallen ist, so wenig wird er auf diesen Lorbeeren schlafen zu dürfen glauben. Es wird ihm nicht entgehen, daß die Größe und Merkwürdigkeit des in diesem Werk behandelten Gegenstandes, daß die allgemein verbreitete Kenntniß der vornehmsten Thatsachen und der bisherige Abgang eines Schriftstellers, der sie, mit lebhaftem Geiste, in bündiger Kürze zusammengereihet, dargestellt hätte, ihm einen Beifall versichern, den der Verf. nicht weniger der Materie als ihrer Bearbeitung zuzuschreiben hat. In andern historischen Arbeiten wird er sich vor zwei Abwegen hüten: daß er die Genauigkeit historischer Wahrheit nie philosophischen Formeln aufopfere (welche aus der Geschichte überhaupt besser wegblieben), und daß er den Hauptzweck, nützlich zu seyn, über der Begierde zu gefallen nie vergesse. Wir werden bald sehen, ob er den rechten Weg einschlägt: das Studium der Geschichte aus den Quellen läßt sich nicht verbergen; wer sie wohl kennt, wird sich nicht leicht enthalten, sie anzuführen und über ihre Natur und über den Sinn einzelner Stellen sich manchmal Betrachtungen entfallen zu lassen. Das wird ihn dann auch vor zu großer Eile bewahren; denn so wie eine Geschichte aus den Quellen die sicherste, ja die ein-

zige möglichst wahre ist, so kann ihre Abfassung unmöglich die schnellste seyn. Aber der Verf. wird die ächte Manier gewiß ergreifen; es wäre zu weit unter ihm, nur aus bekannten Büchern Facta zu nehmen, und ihnen eine philosophisch ästhetische Einkleidung zu geben. Er wird sich überhaupt gewiß um so weniger vernachlässigen, da er ganz vorzügliche Anlage hat, vortrefflich zu seyn.

40.

Berlin bei Himburg. Reise durch einen Theil von Deutschland, Helvetien, und Oberitalien im Sommer 1803. In Briefen an einen Freund. Zwei Bändchen. Mit Kupfern. 266 und 222 Seiten in kl. 8.

Der Verfasser, Herr Heinrich von Menu, Major bei dem adeligen Cadettencorps zu Berlin. wollte Genf, sein Vaterland, wieder sehen und die warmen Bäder von Acqui gebrauchen. Diese Reise führte ihn in Gegenden, welche der letzte französische Krieg für die Geschichte interessant gemacht. Gleichwie man bei Annäherung zum Geburtslande und bei jeder Erinnerung an Berlin und Preußen das edle Vaterlandsgefühl, welches der Cosmopolitismus weder bei dem Schweizer noch bei dem Preußen auszuwischen vermocht, mit Vergnügen erblickt, so gern hört man den Officier von Verstand, Bildung und Erfahrung über Hohenlinden, Marengo, den Uebergang des Bernhardsberges. Was in den öffentlichen Berichten die Schmeichelei übertrieb oder ein Schamgefühl verstellte,

wird aus militärischer Ansicht der Lage und nach dem frischen Andenken der Augenzeugen berichtiget. Häufig sieht man auch die Folgen der neuen Ländereintheilung und Regierungsformen. Endlich findet der Freund der Literatur verschiedene gute Nachrichten.

Bei Hohenlinden erwarteten die (wie bei Marengo) übel unterrichteten Oestreicher keine Schlacht: also war der Zusammenhang der Colonnen und die Bedeckung der Flanken vernachlässiget. Der Feind war stärker und hatte eine Reserve; er war wohlgenährt, jene ermattet, erschöpft. An den gefährlichsten Stellen zeigte sich der Erzherzog Johann: ohne den Nebel und ohne die Warnung eines Bauern wäre er gefangen worden. Bei Zürich entschied wider die Russen, daß die Grenadiers auf dem an sich vortrefflichen Posten zu weit rückwärts lagen und von den Leichten zu spät über des Feindes wahre Absicht belehrt wurden. Am unbegreiflichsten ist, was bei Marengo entschied; nicht sowohl daß vorher Melas die dreimal begehrte Verstärkung nicht erhielt, und aus Unkunde der eigentlichen Lage Zeit verlor, als daß, nachdem er in dem wichtigsten Augenblick der Schlacht einer Cavallerie, die alles hätte retten können, vorzurücken befahl, Zach das Gegentheil gebot, und nachdem auf diese Art alles verloren gegangen, letzterer zu Wien mit Auszeichnung empfangen und belohnt wurde. Ueberhaupt geht aus allem hervor, daß nicht vorzügliche Tapferkeit noch Kriegskunst, sondern Einheit des Zwecks und Freiheit im Gebrauch der Mittel, den Ausschlag in diesem Kriege gegeben, Unentschlossenheit, getheilte und versteckte Politik das Meiste verdorben haben. Der Uebergang der Alpen wird, nach der Wahrheit, als eine nicht an sich

außerordentliche noch überaus schwere Unternehmung, aber als ein großer, kühner Gedanke gewürdiget. Die kleinsten Corps hätten ihn verderblich machen können: aber der Held traute seinem Glück, und kannte den Feind.

Aus der Schilderung des neuesten Zustandes von Genf und Oberitalien erhellet, daß die Mannschaft (aus Piemont vielleicht schon fünfzigtausend) und alles Geld anderswohin wandern müssen, die Alpenpässe mit ungeheurer Anstrengung für Truppen brauchbarer, und Alessandria zu einem gewaltigen Hauptwaffenplatze gemacht, andere nicht militärische, bloß das Glück der Länder betreffende Anstalten sich selbst überlassen werden.

Aus einem ungedruckten Berichte von Vanieres über die letzte Zeit Voltaire's wird manches Merkwürdige erzählt. Beim Seciren wurde sein Gehirn besonders groß und von sehr ausgezeichneter Gestalt gefunden. (Hierüber möchte man gern mehr hören.) Seine Güte gegen alle, die von ihm abhingen, wird gerühmt. Hr. von Menu macht Hoffnung zu der Herausgabe dieses Berichtes. Unter den Schriften Spallanzani's, die Senebier ordnet, sey die über das Athemholen die wichtigste. Der Prior Murrith von Martinach habe punische Münzen, welche die Frage über Hannibals Marsch der Entscheidung näher bringen. Wir wären auf die genaueste Bekanntmachung derselben begierig. Dem Herrn Verf. scheint Abauzits Meinung, die viel für sich hat, besonders zu gefallen. Vom Pont-Beauvoisin durch Maurienne über den Mont Cenis (oder über die Roche Mélon) in die Ebenen von Rivoli. Indeß kann wohl nicht eher etwas ausgemacht werden, als bis Monte Viso in dieser Hinsicht genau untersucht ist. Am unwahrscheinlichsten kömmt uns der

Bernhardsberg vor: theils ist er zu entfernt und sein Paß zu lang, als daß er in die Berichte sich wohl fügte, theils wäre unbegreiflich wie Polybius, der geringere Alpenseen herzählt, den lemanischen hätte ungenannt lassen können, wenn das punische Heer in diese Gegend gekommen wäre.

Die Lage und Gestalt der Länder und Städte ist gut dargestellt. Dieses gilt besonders von Savoyen und Oberitalien. Jenes Land ging verloren, weil, da es gegen Frankreich von allen Seiten offen ist und viele Wege hinein führen, auch hier das Cordonssystem beobachtet wurde, anstatt im Innern dem Heer eine furchtbare Stellung zu geben. Die Citadelle zu Turin haben die Oestreicher vervollkommnet; sie hat nicht viel gelitten, und es ist eben auch unbegreiflich, wie der General Fiorillo sich so bald ergeben konnte! Die Asche der Könige in den Grüften der Superge hat gegen die piemontesischen Jacobiner General Grouchy vertheidiget. Nun wünschen jene selber das Alte zurück. Man muß bei Nachrichten über die öffentliche Stimmung immer die Epoche, wo sie niedergeschrieben wurden, im Auge haben: nie war die Meinung der Menschen veränderlicher; man urtheilt nicht mehr nach Grundsätzen und Sitte, sondern nach dem Eindruck der augenblicklichen Uebung der Gewalt. Das ist auch aus diesem Buche offenbar, daß besonders der Landmann, daß die Mehrheit gegen die Revolution gewesen, aber den Regierungen und Generals Kraft und Einsicht, einigen wohl der gute Wille gefehlt hat. Wir empfehlen die Beschreibung der Fangaroli, die aus der Tiefe der Wasser von Acqui den heilreichen Schlamm heraufholen. Des Merkwürdigen ist überhaupt viel; niemand wird das Buch ohne Un-

terricht und Vergnügen lesen. Hin und wieder sind die Namen durch Druckfehler entstellt.

Drittes Bändchen. 1806. XII und 262 Seiten. kl. 8. mit 5 Kpf.

Dieser letzte Theil verdient vollkommen das den zwei ersten ertheilte Lob eines lehrreichen Inhalts, einer besondern Aufmerksamkeit auf Kriegsschauplätze und guten moralischen Stimmung. Sieben Briefe enthalten die Reise von Genf nach Frankfurt; S. 240 bis zu Ende sind Bemerkungen eines französischen Officiers über die Schlacht bei Hohenlinden. Aus diesen ist zu sehen, wie viel Theil an dem Sieg dem General Richepanse zukommt, welcher sich sehr früh am Eingange des Waldes von Mattenpöt im Rücken des feindlichen Centrums zeigte; durch seine Operation schien das Treffen schon entschieden. Qu'en pensez vous, camerades? rief Richepanse. Ils sont F . ., Général, antworteten die Grenadiers. Ehe Moreau dieses wissen konnte, formirte er zwei Divisionen in Colonnen und warf den Feind in den Wald zurück. Die verschneiten, schlimmen Wege hielten eine starke Colonne, welche die Oestreicher decken sollte, auf. Man sieht nicht, ob diese bei den 80,000 mitgezählt wird, welche als die Streitmacht dieses Tages wider die 60,000 Franzosen angegeben werden. Ein anderer wohl behandelter Punkt der Kriegsgeschichte ist der Hüninger Brückenkopf, welcher (Gott weiß warum) drei Monate lang die Beschäftigung eines Heeres wurde, welches die Zeit so viel besser hätte anwenden können. Bonaparte hatte damals kaum noch 40,000 Mann. Die Reisebeschreibung selbst wird, wie wir es gewohnt sind, von merkwürdigen Di=

gressionen unterbrochen. Eine derselben betrifft Hannibals Zug über die Alpen; entschieden wird freilich nichts. Daß er zu Lyon war, scheint auch uns nach Livius kaum zu bezweifeln. Wir würden auch Whitaker'n, der ihn Genf zuführt und welchem die Arve die Druentia wird, so weit nicht ungern folgen: bis an den großen Bernhardsberg ist es uns zu weit. Wie sollte der lemanische See ungenannt geblieben seyn! Eher zog er durch Savoyen, über den Mont Cenis, den Argentiere, wer weiß nach welchem Geschick durch die kaum gebahnten Straßen! Kein Mensch hätte des Bernhardsberges gedacht, ohne den Irrthum mit dem penninischen Gott. Von Voltaire's Tod kommen aus Vaniere's Handschrift noch interessante Züge; selbst seinen Feinden mag er bedauerlich vorkommen; das schnöde Weib, die Denis, welche des Greises und des für sie langweiligen Ferney satt war, hat ihn unverantwortlich behandelt. Es ist nicht wahr, daß er die Wünsche der Pfaffen erfüllt: Laissez moi mourir en paix, sagte er dem Pfarrer von St. Sulpice, und verunreinigte ihm die Calotte. Von Genf wird gesagt seit es Departementsstadt ist, steige die Bevölkerung; übrigens halten die Genfer ihre Nationalfeste, ohne sonderliche Theilnehmung an den französischen. Es wird hier von römischen Alterthümern, die erst gefunden worden, und von der Natur unendlich älterer Ruinen auf dem Salève gehandelt, auch von beiden durch wohlgerathene Kupfer ein Begriff gegeben. Die Brücke bei St. Maurice, deren Bogen einen Raum von hundert dreißig Fuß umspannt, hält der Verf. mit Recht für römisch. Durch die ganze Waadt und weiter ist es angenehm dem Verf. zu folgen, wie er die Spuren des Römerreichs und seiner versunkenen Pracht anzeigt.

Obwohl Kehl, Philippsburg, Frankfurt, ihn auf die militärischen Gegenstände zurückführen, vergißt er jene nicht. Ueberall bleibt er als Beobachter und liebenswürdiger Mann sich gleich. Es sind ihm, wie auf Reisen wohl geschieht, einige leicht zu verbessernde Fehler entgangen. Die Escalade wurde, unsers Wissens, nicht 1702 (S. 46), sondern nach der sardinischen Theilnahme an der Beruhigung Genfs 1782 abgeschafft (so daß altvaterländische Bürger sie zu Hause doch feierten). Nicht Hauptort (S. 79), sondern nur die gegen Helvetien äußerste Stadt der Allobrogen war Genf; jener Name kommt eher Vienna zu. S. 81 wäre die Erzählung, „wie nach den Römern „Genf zuletzt in die Hände der deutschen Kai„ser gefallen, und aus deren Gewalt in die „der burgundischen Könige übergegangen, worauf „gegen die Mitte des sechsten Jahrhunderts die „Franzosen (Franken) sie erobert, und gegen „Ende des achten Jahrhunderts auf seinem Zuge „nach Italien Karl der Große sie eingenommen" u. s. f. als eine in der Druckerei begangene Verwirrung zu betrachten; der Verf. weiß wohl, daß vor den Burgundern keine deutschen Kaiser gewesen, auch Karl der Große eine zu Frankreich gehörige Stadt nicht einzunehmen brauchte. Genf blieb römisch bis auf die Burgundionen; unter diesen, bis auf die Franken; unter diesen bis auf das neuburgundische Reich. S. 124 sind die großen Zahlen dahin zu berichtigen, daß von dem Einkommen aus der Waadt für Bern hundert und fünfzig (nicht 900) tausend Franken übrig zu bleiben pflegten; auch hätte wohl können bemerkt werden, daß das Land in einem nicht eben erschöpften, bedauernswürdigen Zustande aus der Hand seiner Obern hervorging. Doch, der Verf. meldet, was

man ihm sagte, und erkennt im übrigen wohl, daß die Revolution auch hier nicht die gesegnetsten Folgen zurückgelassen. Die Belagerung von Murten hat nicht (S. 134) am 16 März 1476, sondern am 10 Junius angefangen. Wie könnte Haller über denselben Sieg gesungen haben:

Die Eintracht schlug den Feind, den nur sein Bund belebte.

Er sprach, von den Eidgenossen redend:

Die Eintracht schlug den Feind, die ihren Arm belebte.

Auch nicht hier liegt das große — sondern das kühne Heer; und nicht: Lernt Schweizer eure Macht — Kennt, Brüder, sagt er, eure Macht. Prinz Friedrich von Oranien (S. 197) ist nicht vor Philippsburg, sondern zu Padova vor Ausbruch des zweiten Krieges gestorben.

Des Guten und Wahren, wir sagten es, ist weit mehr, und man sieht einen auf das Praktische gerichteten Sinn. Hiebei erinnern wir uns der guten Schilderung von den Löschaustalten zu Genf (S. 48—54). Bei diesem Anlaß gedenkt der Verf. einer Feuersbrunst, welche den größten Theil eines Städtchens verzehrt, „weil die Einwohner, „statt nach der Brandstelle hinzueilen und dazu lö„schen, erst jeder seine Habseligkeiten habe retten wol„len, und lieber in dem allgemeinen Unglück mit „umkam, als daß er mit vereinter Kraft dasselbe „von sich und von seinen Nachbarn abzuhalten ge„sucht hätte.“ Ist das nicht ein allegorisches Gemälde des gegenwärtigen Zustandes von Europa? —

41.

Halle, bei Gebauer. Geschichte von Serbien und Bosnien, nebst einer Fortsetzung der Denkmäler ungrischer Geschichte und der historischen Literatur der ungrischen Nebenländer, von Johann Christian v. Engel. 1801. 496 Seiten in 4.

Eigentlich der dritte Theil von Engels Geschichte des ungrischen Reichs und seiner Nebenländer. Wir behalten uns vor, über die ersten beiden Bände, bei Beurtheilung des unlängst erst erschienenen vierten, noch ein Wort zu sagen *), und beschränken uns jetzt auf den dritten, welcher gleichfalls ein Ganzes für sich bildet. Die Geschichte der Nebenländer würde deutlicher seyn, wenn die des Hauptstaates, um welche sie sich großentheils drehen, voranginge; andererseits wird, bei dem Voraussenden jener, die letztere ohne episodische Unterbrechungen besser fortlaufen: so daß dem Verf. nicht zu verargen ist, für die Hauptgeschichte auf eine Zeit gewartet zu haben, wo die Censur weniger ängstlich seyn dürfte. Dieses ist zu hoffen. Die Nation hat in dem Krieg so bewunderungswürdige Proben der Treue gegeben, und Bewegungen von Seite der Völker sind so ganz aus der Tagesordnung, daß eine gute Regierung nicht fürchten darf, die Verfassungen und Thaten eines der edelsten Völker, wie sie waren und wurden und sind, historisch wahr und frei beschreiben zu lassen. Die Idee von

*) Diese Recension findet sich nirgends. H.

von Voracten ist an sich gut; es kömmt auf die Wahl solcher sonst nirgend anzutreffenden Stücke an, durch die auf den Charakter des Landes oder wichtiger Männer und Begebenheiten ein unerwartetes Licht falle. Eben so nützlich wäre eine mit Auszügen und kritischer Würdigung verbundene Angabe der Literatur von Völkern, die durch Sprache, Entlegenheit und mancherlei Erschwerung literärischen Verkehrs außer dem Kreise unseres genaueren Wissens liegen. Endlich ist schon die Zusammenordnung der Geschichtsfolge solcher Herrschaften, worüber wir nichts Vollständiges hatten, Erleichterung und Gewinn. Dafür ist man dem Verf. solchen Dank schuldig, daß, wenn er auch nur Materialien geliefert, auch nicht immer die Ordnung in ihrer Stellung beobachtet, und in den Dunkelheiten zuweilen Mißgriffe begangen hätte, unbescheiden seyn würde, ihn zu strenge zu richten.

Als Voracte wird jener, schon im vorigen Theil angefangene Bericht an König Ferdinand I. über die Verfassung und Einkünfte Siebenbürgens, 118 Seiten hindurch fortgesetzt, und endlich vollendet, welches dem Leser sehr lieb seyn wird. Freilich sieht man den hausväterlichen Ordnungsgeist Ferdinands, und stößt auf mehrere Grundsätze seiner Staatswirthschaft; man lernt auch die gräulichen Sitten und die Unordnung erkennen, wodurch das herrliche Land (nullum boni genus quo non abundet S. 19) seinen Einwohnern zur Hölle ward. (Woiwoden kommen vor, die alte Weiber bei langsamem Feuer braten, Knaben mit dem Bratspieße bedrohen, und Edelleute mit eisernen Stangen prügeln lassen, bis Kinder oder Mütter sich zur Entrichtung gewisser Abgaben entschließen.) Wenn man dergleichen Züge mit jenen vergleicht,

welche in diesen Ländern vor wenigen Jahren Horja und Kloska sich zu Schulden kommen ließen: so erschrickt man über die Langsamkeit der Humanisirung. Sie muß unrecht oder zu langsam betrieben worden seyn; mit Katechismen und Mandaten ist es nicht gethan.

Die Auszüge aus der Literatur über diese Völker könnten prägnanter seyn; so wie die Unbequemlichkeit der vielen Widersprüche und die Unvollständigkeit der Citate durch eine, die Uebersicht erleichternde, Zusammenstellung gehoben worden wären. Was hilft uns, daß „alles mit seinen „Fehlern gegeben wird, welche jeder an seinem „Ort (besser, sogleich!) berichtiget werden sollen" (165). Aber der Verf., freilich mit Geschäften beladen, liefert nicht verarbeitete, sondern seine Arbeit über die Materialien.

In der Ableitung des serbischen Namens ist er wohl nicht glücklich. Was soll die Beziehung auf Sorau, und Sorau gar durch saure Au verdolmetscht! Eben so unwahrscheinlich ist, was S. 150 aus Leonhardi (ungerügt) angeführt wird: von den Sorben komme uns der Pflug, weil plough in ihrer Sprache ist. So ein Schluß ist höchst unsicher. Hatten unsere Väter oder die Römer keine Nasen und Ohren, weil nasus und auris in beiden Sprachen ist? Mit Sprachantiquitäten eines Volks, das so spät erst endlich schrieb, läßt sich nicht viel machen. Wie viel wahrscheinlicher, daß es viel erborgte, als daß es viel gab!

Um die Auseinandersetzung der serbischen Geschichte hat Hr. Engel wahres Verdienst. Man hat die ganze Folge des Neemanischen Fürstenstamms von dem Großhupan Urosch dem Weißhaarigen (Bely), 1150, bis auf Urosch V.

(† 1367), Sohn das serbischen Kaisers, Stephan Urosch Duschau des Starken, dessen Hof von Johann Cantacuzenus so malerisch beschrieben wird, hierauf die unächte Linie des Großfürsten Lazarus I. und seines Sohnes, des Despoten Stephan († 1427); endlich die von Lazarus Tochter stammenden letzten vier Despoten, vom Namen Brankovich. (Mit Lazer II. endigte die Macht 1458, mit Johann der Titel 1503.)

Schwerer noch war die bosnische Geschichte, weil seit dem arpadischen Herzoge Ladislaf, wo zum erstenmal Bosnien als eigne Herrschaft erscheint (1130), aus mehreren Häusern manchmal merkwürdige Fürsten gelebt, ehe das Geschlecht Kotromanus (eines Deutschen) (mit königlicher Würde längern Besitz behauptet (1322 — 1443), und nach lange zweifelhafter Herrschaft (1396 — 1423) endlich 1443 die Obergewalt an das Haus Christich kam, das unbedauert unterging (1463). In der ungarischen Geschichte wird vorläufig vieles berichtiget. So S. 387 ff. Die Folge der hunniadischen Schlachten. Dlugosch, Callimach, Bonfinius werden widerlegt; Thurocz, die Byzantiner und Katona's Urkunden vereiniget.

Es ist übrig einiges die Ausbeute Charakterisirende beizubringen. Die gebrauchten Quellen waren in Westeuropa meist unbekannt. Erzbischof Daniels († 1340) Geschichte seiner Zeit; weniger zuverlässige, immer der Vergleichung würdige Tzarostavniks, selbst Schimek und Raitsch, wer hat sie? Vieles wird aus Urkunden erwiesen. Das Reichsarchiv von Serbien soll zu Ragusa seyn, von Despot Georg Brankovich 1439 mit einem Schatz von vielleicht zehn Millionen dahin geflüchtet. Schriften in der Nationalsprache, mit

glagolitischen Buchstaben, reichen bis zu einem Psalter von 1222 hinauf.

Die merkwürdigste Urkunde ist ohne Zweifel die Uebersetzung (das Original — diese interessante Voracte; — hätte in einem Anhang abgedruckt werden können) des Gesetzbuches, welche „der macedonische Zar, Stephan (Duschan), „Autokrator Serbiens, Bulgariens, Ungarns, Albaniens, Ungrowlachiens, und vieler anderer Länder, in Versammlung aller seiner geistlichen und „weltlichen Großen und des (serbischen) Patriarchen Kyr (Κυρίου) Johannik" auf Himmelfahrtstag 1349 bekannt gemacht hat (S. 293 — 310). Der Zar kann keinem Grundherrn sein Gut nehmen; es erbt bis auf des dritten Bruders Sohn (richtig übersetzt?). Welcher Edelmann einem sein Weib raubt, verliert Nase und Hände. Beisammenwohnende Eltern, Brüder, Kinder leiden keines für das andere. Wenn ein Edelmann zum Mittagsessen geladen wird, und er kommt nicht, so ist's Beleidigung. Welcher aus Groll seinem Bruder wehe thut, verliert das Gut. Wer sich auf Bauernversammlungen umhertreibt, verliert die Ohren und wird gebrandmarkt. Der Geistliche, der Todte verbrennt, kömmt in die Erzgruben. Vatermörder, Kindermörder, werden verbrannt. Wer einem ehrbaren Mann den Bart ausreißt, kömmt um die Hand. Allenthalben freier Handel. Wenn der Kaufmann in einem Dorfe keine Nachtherberge findet, und er wird bei Nacht bestohlen: so ersetzt es der Herr des Dorfes. Advocaten haben von nichts zu sprechen, als worüber die Rede ist. Wer mit Vieh Unzucht treibt, wird verschnitten und verbrannt. Heirathet eine Wittwe vor Ende der Trauer, so traue ihr nicht. Wer ein Mädchen schändet, gibt ein

Pfund Gold, oder die Nase. Hiemit lassen sich die bosnischen Gesetze König Stephans Thomas Christich vergleichen; er gab sie auf dem Tage zu Cognitz 1446.

Beide Codices athmen den wärmsten Religionseifer. Wer in Serbien von der Ketzerei der lateinischen Kirche nicht abtreten will, wird mit dem Tode bestraft: in die Erzgruben kömmt er, wenn er ein Geistlicher ist; wenn Ausländer, so wird er im Gesichte gebrandmarkt und fortgejagt. Wer in Bosnien die manichäische Ketzerei nicht aufgibt, wird hingerichtet, Franciscaner sollen umherreisen, das Land katholisch zu machen (Rescript 1450). Die Religion war der Angel, um den alle Hauptinteressen sich drehten. Im eilften, zwölften Jahrhunderte suchten jene Anhänger altmorgenländischer Darstellung des Christenthums, die mit mancherlei, meist jedoch manichäischen Namen, und etwa Patarener, Catharen, Bogomilen, genannt werden, die durch constantinopolische Intoleranz versagte Freistätte in Serbien. Von hier durch den Eifer der Neemane vertrieben, hielten sie sich in Bosnien, wo sie nie ganz aufgehört haben. (Ob sich wohl nicht Ueberbleibsel noch fänden?) In diesem Lande war das Kirchenhaupt, welchem bis an die spanische Gränze die Schulen der Albigenser anhingen (S. 246; Bericht Cardinalslegaten von Porto um 1220), deren Verwandtschaft mit jenen Hr. E. dem wohl unterrichteten Mainsch nicht abläugnen sollte. Mit den Protestanten hatten sie nichts gemein, als den Haß des römischen Stuhls; übrigens ganz verschieden von unserer westlichen Theologie. „Einer ist Gott, der Vater; aus der Finsterniß ist „körperliche Schöpfung, nicht auf ewig, der Leib „ersteht nicht wieder; seine Werke beflecken den

„Geist nicht; vollkommene halten sich rein von „denselben; für die Menge ist der Genuß ohne „Sünde; endlich wird uns doch ein Lichtkörper „zu Theil; keinen andern trug auch Christus, dem „daher das Kreuz nichts hat anhaben können.“ Diese Gemeinde war sehr stark. Aber Rom haßte nicht viel weniger die serbische Halsstarrigkeit über den Lehrbegriff der griechischen Kirche. Dieses wußten die Fürsten. So oft sie zu ihren politischen Geschäften des päpstlichen Einflusses bedurften, heuchelten sie Geneigtheit zum Uebertritte. Ungemeinen Eifer für das heilsame Unionswerk bezeugte jener Kaiser Stephan Duschan, als der große ungrische Ludewig drohte. Indeß der Papst einen Legaten sandte, war schon Friede vermittelt. Jene kamen; da forderte Duschan den Fußkuß. Wie konnte dazu ein Legat sich bequemen! Das gab Vorwand. Nun wurde proclamirt, wer die Messe bei dem Legaten höre, dem sollen die Augen ausgestochen werden. Mit Noth und List kam er kaum wieder aus dem Lande (1355). Wir können die Antwort nicht übergehen, die Georg Brankovich dem berühmten Capistranus gab. Im neunzigsten Jahre seines Alters kam der Serbenfürst nach Wien, um Hülfe für seinen Staat, der Christenheit Vormauer; plurima in eo sermonis auctoritas, corporis majestas (Aen. Sylv.); alles versprach ihm Capistran, aber er müsse katholisch werden. „Neunzig Jahre“ (sprach Georg) „habe „ich, Jahrhunderte lang haben meine Väter ge„glaubt, was ich nun abschwören sollte! lieber „wollte ich mich aufhängen; denn lieber will ich „ein unglücklicher Fürst scheinen, als ein närrisch „gewordener Greis.“ Auch ist beseufzt worden (der Verfasser will so was S. 401 nicht glauben), daß die christliche und mohammedanische Religion

dem alten Herrn eine so gut als die andere geschienen haben möchte.

Wenigstens in politischen Dingen hielt er sich nach Umständen bald an die Pforte, bald an die Ungarn; ein Fürst von außerordentlicher Gewandtheit, wie bei den, beiderseits zweideutigen, Gesinnungen seiner Nachbarn es erforderlich war. Aeltere Vorfahren, da die Schwäche des griechischen Kaiserthums Spielraum zu Thaten ließ, haben große Kraft entwickelt. Es war in Duschan (und mehreren) hoher Sinn. Von Euböa bis an die Sau, vom jonischen Meer bis tief in Rumelien breitete er seine Herrschaft aus. Da machte er sich zum Kaiser; bei diesem Anlasse ordnete er Hofämter und führte Ritterorden ein; endlich berief er alle hohen Beamten, Knäze, Woiwoden, stellte sich an die Spitze von 80,000 Mann, ergriff die Hauptfahne, und rief aus: „Wohin soll ich? nach Ost oder West?" Alle mit Jubel: „Wohin du „willst, glorwürdigster Zar, wir folgen." Er wandte sich wider das griechische Reich, aber in wenigen Tagen starb er, der erste und letzte serbische Kaiser. Heldenmuth und Wollustliebe herrschen im Charakter dieses Fürsten. Muster von beiden war des Kaisers Großvater, Stephan Urosch Milutin (1275 — 1321). Er schied sich von seiner Gemahlin, um eine Nonne zu heirathen; er hatte mehrere Gemahlinnen zugleich lebend; überdem bediente er sich des Rechts der ersten Nacht ohne Loskaufung, wenn die Braut schön war; er habe auch die Frau seines Bruders beschlafen. Er war ungemein reich an silbernen und goldenen Gefäßen, theuren Stoffen, Heerden, Feldern, Gärten, und sein Land blühete sehr. So viele milde Stiftungen machte er, als Jahre er regiert. Er wurde der Andächtige genannt, ging lange nicht in

Verwesung über, und Wunder geschahen an seinem Grabe. So waren die Fürsten der Serbier; es ließe sich noch viel sagen.

Einige Kleinigkeiten wollen wir noch bemerklich machen. Es ist nicht gewöhnlich, in einem deutschen Buch Heinrich den Löwen, wie mehrmals (S. 201), schlechtweg Leo zu nennen. S. 206 lesen wir, jene Ketzer haben sich in Frankreich und in Deutschland gegen Ende des 12ten Jahrhunderts gezeigt, und (S. 209) zu Anfang des eilften Jahrhunderts zeigen sie sich in Deutschland, Flandern u. s. f. S. 199 stirbt Neeman 1197; S. 209, 1199. (S. 218) Jerusalem war bis 1218 in lateinischen Händen. (Es wurde von Selaheddin 1188 erobert). S. 332 hat Duschan (geb. 1314) einen unächten Sohn, der 1340 durch Tapferkeit ein Weib verdient! S. 337 sind die Cirkel auf dem Reichsadler Großfürsts Lazars (1372—1389) früher als auf dem deutschen, wo sie bei Alphons, dem Afterkaiser (1257), vorkommen. S. 355 fällt Gregor Brankovich den Mogolen in die Hände; diese Gefangenschaft heißt (S. 356) die türkische. S. 393 ist Helena, Lazars II Gemahlin, die Tochter, S. 415 die Schwester Thomas des Paläologen. Sollten die Türken 1476 bis Bamberg gekommen seyn (S. 432)? Ihrem Charakter, ihren Sultanen wird hin und wieder nicht genugsame Gerechtigkeit geleistet; die vielgerügte Treulosigkeit war nicht ihnen eigen. Das Unglück Serbiens und Bosniens kam besonders daher, daß jeder Fürst nur seinen Vortheil suchte, ohne einige Ideen höherer Pflichten. Sie haben ihren Lohn, die Elenden!

42.

Ofen. *Danielis Cornides vindiciae anonymi Belae regis notarii; editae auctae a* I. Christ. Engel. 1802. XX. 370 S. in 4. nebst einer Landcharte.

Bekanntlich ist keine ältere ungrische Geschichte, als das Fragment eines Auffsatzes, worin der nur nach dem Anfangsbuchstaben P. bekannte Notar (Staatssecretär) eines Königs Bela (deren vier gewesen sind) über die Einwanderung und ersten Einrichtungen der Madsharen, was Ueberlieferung, Schriften und auch ausländische Geschichtschreiber zu seiner Kenntniß gebracht, mit patriotischer Einfalt zusammengeschrieben. Da ist Regino, Herrmann, Siegbert, Luitprand benutzt; da sind die arpadischen Heerführer nach den trojanischen Helden des apokryphischen Dares geschildert; allerhand Floskeln geistlicher und weltlicher Literatur sollen den Styl emporheben: genug für die absprechende Kritik unseres Jahrhunderts, um wegzuwerfen, was geprüft werden sollte; nicht anders, als wenn der große Geschichtforscher, der den Nestor gereiniget, im Verdruß über die Einschiebsel ihn lieber hätte verschmähen als bearbeiten wollen. Der Madshare (denn es ist überwiegend wahrscheinlich, daß unser Notar ein geborner Ungar gewesen) verdient, mit aller Behutsamkeit, aber auch aller Ehrfurcht, welche man der ersten, über eine Nationalgeschichte laut werdenden Stimme schuldig ist, studirt zu werden; die Mühe wird sich reichlich belohnen. Wie bei solchen Alten es der Fall oft ist, einzelne Zeilen und Worte geben die brauchbarsten Aufschlüsse und Nachrichten; je genauer er beleuchtet wird, um so mehr erhellet sein

großer Werth. Es war also ein Verdienst des sel. Cornides (über dessen Leben wir von dem Herausg. einige Notiz gewünscht hätten), im Laufe von nicht weniger als fünfzehen Jahren (1770 — 1785) sein Augenmerk auf diesen Vater der ungrischen Historie gerichtet, ein Verdienst des Hrn. von Engel, die auf einzelne Blättchen zusammengetragenen Beobachtungen gesammelt, geordnet und in schönem Zusammenhange uns vorgelegt zu haben. Dieses Buch enthält nicht nur über Bela's Notar eine vorzügliche kritische Arbeit, sondern beiläufig eine Menge Berichtigungen vieler wichtigen Punkte der ungrischen Geschichte, und gewinnt hiedurch ein um so grösseres Interesse. Die Schreibart ist deutlich und nicht unangenehm; es ist Lebhaftigkeit in dem Vortrag. Im Supplement ist hin und wieder das Latein doch etwas zu ungrisch: Cum planum hoc sit nostrum ideale (S. 334) resultata disquisitionis meae (S. 341). Allein das gewöhnt man sich aus dem Geschäftsstyle so an.

In der Hauptsache, unter welchem Bela, der Mann, gelebt und wer er übrigens war, bringt uns diese Untersuchung zu keinem ganz bestimmten Resultat; so daß ihr Werth mehr in den kritischen Anmerkungen zu dem Schriftsteller und in den gelegenheitlichen Erläuterungen besteht. Indeß ist so viel doch ausgemacht, daß von Bela dem Ersten und Vierten keine Rede seyn kann; Cornides ist für den Zweiten (1131 — 1141), Hr. Engel scheint sich auf den Dritten zu lenken (1173 — 1196). Rec. wäre der ersten Epoche geneigter: es ist gar zu stark, um oder nach 1196 (denn erst nach Bela's Tod schrieb der Notar) von Gegenden der Steiermark, welche Oesterreich seit 1189 mit bewaffneter Hand einnahm, zu sa-

gen, daß Ungarn seit undenklicher Zeit in unangesprochenem Besitz derselben sey. Dieses scheint uns die Möglichkeit aufzuwiegen, daß der Verf. Bischof Paul von Siebenbürgen, auch Notar (der aber Bela den III nicht überlebt); oder Bischof Peter von Erlau (den aber die Urkunde nicht Notarius nennt); oder der Notarius Peter, Herzog Milka's Sohn, gewesen seyn könnte (von dem wir nicht wissen, daß er auch vor Bela III Tode Notarius war).

Von den eingestreuten Bemerkungen einige Proben. Föderativ, nach Stämmen, war die erste Verfassung; der erste König fand sie seinen Absichten hinderlich, führte mit einigen Stammfürsten Krieg, und machte, daß die Eintheilung in Grafschaften aufkam (Engel). Mit Constantin stimmt der Notar, wohl verstanden, sehr überein, ohne aus ihm geschöpft zu haben, so daß einer den andern bestätigt. Aus beiden erhellet auch, daß die Szekler nicht — Hunnen, sondern ächte, aus Atelcusu (dem Lande zwischen den Wassern) vertriebene Ungarn sind. Noch unter Ferdinand I. waren sie in Stämme und Geschlechte vertheilt, und noch die Namen Constantins kennbar. Hungaria (mit H) kam seit Stephan II (St. 1131) in Uebung (Timon). Siebenbürgen, Erdel, heißt unter Bela II noch Ultrasilvania; Transsilvanien kömmt unter Andreas II auf (Ottokar's Reimchronik nennt das Land: Obwalden). Die Wlachen werden bis auf Bela IV Blaci geschrieben. Nur auf ein Jahr oder noch kürzere Zeit wurde vom König der Palatinus erwählt. Sorge für Literatur: Die Synode unter Coloman († 1114) Canonici in claustro, capellani in curia litteratorie (latein) loquantur; ordinati discant, aut deponantur. Unter Bela III († 1196); Correspondenz nach Paris,

wo ein ungrischer Student gestorben war. Die Eltern senden Leute, um zu wissen, ob er Schulden hinterließ, und dem Abt von St. Genevieve, dem Rector, zwei seidene Gewande, eine Fahne, eine Mark Silber, einen goldenen Pfenning, fünf Schillinge zu einem Kelch, und einen Schimmel, Steine zu fahren für den Bau seiner Kirche. Aber zu Trau lassen 1286 vier Domherren für sich unterschreiben, da sie ihren Namen nicht unterschreiben können, und in der Zips können von eilf Canonicis im J. 1323 nur vier schreiben. Die tatarische Verwüstung und die Unruhen in der letzten Zeit und nach Abgang des arpadischen Stammes mögen die Cultur zurückgeworfen haben; aber (und das ist merkwürdig, zu oft beurtheilt man den Grad der Volksaufklärung nach der glänzenden Außenseite des Hofs) ein Jahr nach dem Tod Matthiä, des großen Beförderers der Wissenschaften, unterzeichnet Georg von Báthor den Frieden mit Oestreich für seinen Oheim Stephan, Woiwoden von Siebenbürgen und Judex Curiae, der „nicht schreiben kann," und der Bischof von Raab für den Orszäg von Gwth, Sohn des Palatins, und für den Obristkämmerer von Rozgon, die eben auch nicht schreiben können. Es hieß also unter Matthias nicht Regis ad exemplum, und es war nicht überflüssig, daß, drei Jahre später, die Synode zu Neitra beschloß, keinem geistliche Orden zu geben, qui non bene sciat legere, et in primitivis sit *aliqualiter* instructus. Dienstmannen und Knechte sind in spätern Zeiten manchmal verwechselt worden; der Jobagyonen weiland ehrenvoller Name sey in die niedrigste Classe gesunken; die Barones regni hießen Fürsten, die vom königlichen Hause Herzoge. Sehr viele grammatikalische Anmerkungen, auch allge-

meinere Nachrichten. Die finnische Sprachähnlichkeit habe Comenius zuerst bemerkt (Leibnitz). Das älteste in der Sprache ist eine Leichenrede vom J. 1200; Bela IV sandte Leute nach dem alten Vaterlande am Ethyl — (Wolga?); sie wurden verstanden. Auf Rakos ist erst seit 1299 die Nationalversammlung, und der Name bezieht sich auf den dortigen Krebsbach.

Daß die von den Madsharen in dem diesseitigen Pannonien vorgefundenen Römer Italiener gewesen, welche durch Pipin, Karls des Großen Sohn, daselbst angesiedelt worden (S. 331), hat Schwierigkeiten. Jene fränkische Eroberung scheint keinen festen Besitz zur Folge gehabt zu haben, und es ist wider damaligen Sprachgebrauch, die Italiener Römer zu nennen. Wir möchten eher glauben, daß die alten Landeseinwohner, Ueberbleibsel aus römischer Zeit, so genannt wurden. Römer seyn durften sie darum nicht: sie hießen den Madsharen so, wie tief in Asien unsere osmanischen Türken, Turjuk Urum (Römer Türken).

Cornides Geschlechtsregister der Könige Ungarns wird mehrmal angeführt. Wir wünschten, daß Hr. Engel dem um seinen Freund, sein Vaterland und die gelehrte Welt durch Besorgung der Vindiciae sich erworbenen Verdienste noch das beifügte, was dieser fleißige Mann sonst Erhebliches hinterließ, auch zu liefern. Die ungrische Geschichte hat ein eignes Interesse; dieses Volk ist unter allen Eingewanderten der letzten eines, und das einzige, welches standhaft eine Selbstständigkeit behauptet. Es ist in seiner Geschichte vielleicht für eigentliche Literatur nicht so viel, aber großer Gewinn für die, welche eine Nation in sich, in ihrem ursprünglichen Edelmuthe, in ihrer, trotz des Parteienzwistes, behaupteten Eigenheit, sehen mögen.

Nachtrag zu Nro. 9.

Wien, bei Stahel: *Rerum austriacarum scriptores — edidit* Adrianus Rauch, *cleric. regul. scholar. piar. Volumen III ac ultimum* 1794. 510 Seiten in 4.

Ebendas. Rerum *Austriacarum historia ab A. C.* 1454 *usque ad A. C.* 1467; *edidit* Rauch. 178 S. in 4.

Bei der Anzeige der beiden ersten Bände dieser Sammlung hat man geglaubt, die höheren Forderungen bemerkbar zu machen, welche nach Bouquet's und wenigen anderen meisterhaften Arbeiten ähnlicher Art an die neueren Unternehmer von solchen gemacht werden. Sie beschränken sich am Ende auf zwei wohl unstreitige Sätze: daß die gelieferten Stücke interessant seyen, und durch die Manier der Herausgabe brauchbar gemacht werden sollen. In letzterer Hinsicht meinte Rec., daß es mit bloß diplomatisch-genauem Abdruck der Urkunden noch nicht gethan wäre, vielmehr die Werke der mittleren Zeiten gar wohl könnten eine ähnliche Bearbeitung sich gefallen lassen, wie z. B. die Classiker oder die Bibel, die man doch nicht mit lauter aneinander hängenden Zeilen und in Uncialbuchstaben unerläutert abzudrucken pflegt, weil etwa die ältesten Codices diese abschreckende Gestalt haben. Rec. konnte sich vorstellen, daß einige Gelehrte hierüber verschieden denken, hingegen glaubte er, und glaubt noch, daß Leser, die nicht darum solche Bücher studiren, um daraus

andere zu machen, sondern um die Geschichte der Verfassung und Schicksale ihres Landes authentisch kennen zu lernen, seiner Meinung beifallen dürften. Der Herausgeber, Hr. P. Rauch, hat seine Aeußerungen höchst übel, ja gleichsam wie eine Nationalinjurie, aufzunehmen beliebt, und diesem dritten Band einen prologus galeatus vorgesetzt, worin man, ohne dem Verf. zu viel zu thun, behaupten darf, daß er die Gränzen der Mäßigung hin und wieder überschritten hat. Rec., gewöhnt solche Dinge als unausbleibliche Folgen freimüthiger Aeußerungen seines Gefühls zu betrachten, nimmt hievon keine weitere Notiz, um den Raum dafür zu sparen, daß er zeige, wie viel interessanter, als der größere Theil der vorigen, dieser dritte Band ausgefallen, und wie leid es also auch ihm ist, ihn als den letzten ankündigen zu müssen.

Die drei darin enthaltenen Materien sind fast lauter reiner Gewinn für die Geschichte; in Ansehung der Form ist Hr. R. von der anfangs beliebten billig nicht abgegangen (wir forderten das auch nicht, unsere Bemerkung sollte künftigen Sammlern dienen; hier würde die Ungleichheit Uebelstand gemacht haben); doch hat er an vielen Orten seltene Ausdrücke durch ganz kurze Parenthesen erläutert, und es wäre um so mehr zu wünschen, daß er dieses noch öfter gethan, oder ein Glossarium beigefügt hätte, weil der ächte Sinn mancher Worte wirklich von keinem andern Deutschen so bestimmt gefaßt werden kann, als von einem in dem Lande lebenden, worin diese Acten ausgestellt wurden.

Die erste Sammlung von S. 1 bis 251 enthält 44 Stücke, die Municipalrechte Wiens betreffend. Das erste ist ein correcter Abdruck der durch König Rudolph im J. 1277 der Stadt ge-

gebenen Handfeste, deren Wichtigkeit zu bemerken sehr überflüssig wäre, die von seinem Enkel Friedrich im J. 1320 ertheilten Rechte sind fast noch merkwürdiger zur Geschichte des Handels und der Sitten. Der Handel von Metz, von Maestricht, Ypres, Gent, Tournai, Huy, sieht man, hatte auch über Wien seinen Weg; Manufacturen kamen von da, Metalle aus Ungarn und Polen; mit Venedig war sowohl ein activer als passiver Handel (siehe auch S. 372 S. 32: die Herzoge Albrecht und Otto, von wegen der Fleischhacker 1331; in dieser und andern Urkunden entdeckt man ein standhaftes Bestreben, zum Besten des Publicums, den Innungsmonopolien vorzubeugen. S. 34: eben diese Herren 1338 ordnen, daß kein Jude mehr nehmen soll als wöchentlich von dem Pfunde drei Pfenninge, oder von 60 Pfenningen wöchentlich einen. In dem Stadtrecht Hz. Albrechts, von 1340 (S. 37 — 60) zeigt sich, daß dieser Fürst den Beinamen des Weisen nicht bloß seiner Geschicklichkeit in auswärtigen Staatsunterhandlungen zu danken hatte; auch herrscht eine, damals nicht so gewöhnliche, Billigkeit in dem Gesetz. Dem Geiz, der die Richter beschleichen könnte, wird sorgfältig vorgebeugt. Wir heben einige merkwürdige Stellen zur Charakterisirung der Sitten aus. Nach S. 42 soll nicht gerichtet werden, wenn ein Herr seinen Knecht prügelt, „weil „niemand so recht wissen kann, was inner Hau„ses ein Wirth mit seinem Gesinde zu schaffen „hat.“ Ein „Maulschlag mit flacher Hand kostet „zehn Pfund, mit der Faust nur vier (S. 43). „Wer ein Weib genothzüchtiget hat, welche be„währen kann, daß sie geschrien, der büßt „mit „seinem Haupte;“ aber „von gemeinen Wei„bern thun wir kein Gebot, denn es wäre unwür-

dig,

„dig, daß man sie in die Band der Ehe (des „Gesezes) beschlüße" (S. 44). Wir wollen auch, „daß einem jeglichen Bürger sein Haus, „seine Veste sey und eine sichere Zuflucht" (S. 45). S. 48, die verschiedenen Grade der Strafe, je nachdem ein mehr oder weniger ehrbarer Mann „ein Hurensohn" genannt wird. Ebendaselbst: „falschen Zeugen sey die Zunge aus„zuschneiden; auch wer unsers Herrn Gottes und „der süßen Magd St. Marien oder der Heiligen „übel gedenkt." S. 50, niemand soll sein in der Stadt liegendes Gut einem Kloster vergaben, „es geschehe denn vor dem Rath oder den Ge„nannten:" und auch alsdann muß das Gut in „Jahresfrist einem Bürger verkauft werden, der mit der Stadt diene." S. 52, Silber und Gold nur in die herzogliche Kammer zu verkaufen. S. 53, kein Gastwirth soll Kaufmannschaft treiben. S. 54, Verbot aller Handwerksinnungen; „Brod, Fleisch und alle feile Ding soll zu der „Stadt führen, wer da will." S. 56, kein Fischer, „der grüne Fisch feil hat," soll einen Mantel oder Hut haben, „sondern Sommers und Win„ters, in Sonne und Regen, mit bloßem Haupt „am Markte stehen; daß sie desto baß eilen, und „den Leuten bessern Kauf geben." S. 57, „wer „an der Ueberhur (Ehebruch) mit eines Mannes „Ehronen (Weib) wird begriffen, was der Mann „beiden thut, das soll er nicht büßen; tödtet er „aber den Mann, und läßt das Weib leben, so „ist er dem Richter dreißig Pfund verfallen." Ueber die Handelsgeschäfte war „der Hausgraf" gesetzt (S. 71 f.). Aus Hz. Albrechts Urkunden über den Weingärtnerlohn 1352 (S. 74) und aus andern, bestätiget sich der hohe Werth, welcher auf den Weinbau um Wien gesetzt wurde. Uebri-

gens gab Albrecht solche Verordnung „nach der „Landherren und Bürger Rath“ (S. 76). Im J. 1353 wird „nach Frag und Urtheil von Mann „zu Mann im Rath“ beschlossen, daß kein Bürgermeister, Münzmeister oder wer die seyn, „einem „Diener sein Gewand (Livrei) geben soll, als die „sein Brod essen und täglich zu seinem Tisch „sitzen.“ Dieses läßt der Herzog in das große Stadtbuch schreiben (S. 78). Es soll auch keiner einen Diener annehmen, „ehe daß er erfahren, „wie er mit guten Glimpfen von dem vorigen „Herrn geschieden sey“ (Urk. 1356, S. 82). Erzherzog Rudolph (1360, S. 86). Daß in Jahresfrist alle „öden Häuser“ sollen gebaut werden, und alsdann drei Jahre schatzungsfrei seyn. Er, der „als der älteste Fürst, vollen und ganzen Ge„walt habe,“ ordnet dieses zum Besten Wiens, die ein Haupt ist des Herzogthums von Oestreich und die obriste Wohnung der Fürsten daselbst. Alle auf Häusern stehenden Zinse sollen je ein Pfund um acht Pfund ablösbar seyn. Eben dieser Erzherzog (1364, S. 98). Die Kinder der Wiener „nicht zu nöthigen mit Heirathen, wider „ihren Willen. Geschähe aber, daß wir sie darum „bäten, und es versagt würde, daß wir das denn „gnädiglich aufnehmen sollen.“ Albrecht III (1368, S. 101), wegen der Theurung des Silbers, „wel„che geschehe von dem Wechsel, den da treiben „Bürger, Gäst und Juden,“ da es doch niemand „gebühre, „als unseren Kammerern und Hausge„nossen.“ Er bestätiget demnach seines verstorbenen Bruders Verfügung (1362, S. 103), „eine „Mehrung der Münz zu machen, nach der Theu„rung des Silbers, auf daß Land und Leut nicht „Gebresten gewinnen an Pfenningen.“ Albrecht und Leopold (1370, S. 113), Erlaubniß zu Er-

richtung einer Tavern für fremde, wälsche Weine. Albrecht (1373, S. 117), über die Rechte der Färber, „die besonderlich Flemingen genannt sind.“ Friedrich (1312, S. 125) verbietet fremden Kaufleuten, in Wien Handel zu treiben. Ueber den Inhalt der Urkunde Albrechts (1375, S. 127) dürfte Hr. R. sich einigermaßen irren: wenn der Herzog der Stadt, welche sich ihrer Geldschuld entledigen möchte, erlaubt, „ein Summ Gelds auf „sich und auf die Gemein zu schlahen, mit „der sie die Geldschuld ablegen möge,“ so bedeuten die unterstrichenen Worte nicht, nummorum summam cudere; sondern eine Auflage bestimmen. In Albrechts Marktordnung (1382, S. 129) wird unter anderem festgesetzt, bei jedem Jahrmarkt um „einen Scharlach rennen“ zu lassen. In der Urkunde (1391, S. 132), wo Albrecht viele vermeintliche Exemtionen von Stadtsteuern tilgt, werden auch vom „Hofgesinde“ die, welche mit Wechseln oder sonst irgend Handel treiben, zur Mitleidenschaft angewiesen. Bei weitem das reichhaltigste Stück an Merkwürdigkeiten ist das von S. 144 bis 258 abgedruckte Stadtrecht vom J. 1435; eigentlich die Arbeit eines, von dem Rath vermuthlich dazu aufgeforderten, patriotischen Rechtsgelehrten; eine Sammlung nicht nur der Gesetze, sondern auch guter hergebrachter Uebung und bürgerlicher Moralien. Aus diesem durchaus empfehlungswürdigen Werk nur wenige Bemerkungen: mit allgemeinen Pflichten fängt es an: Ein Fürsprech soll „sein Wort nicht anders „sprechen, denn ob sein Vater und Mutter vor „ihm stund in der Sach“ (S. 145); S. 151, ein billiges Schuldenrecht; S. 154, um Geldes willen wird kein Weib gefangen gelegt; S. 155, ein Junker kömmt zu seinen Jahren, wenn er vier=

zehn ist; von dem an gelten seine Gelübde; S. 162, verspielt einer mehr als er bezahlen kann, so wird er ausgezogen bis aufs Hemd; was aber (S. 164) Gott an ihm erschaffen hat, das mag er nicht verspielen; denn Gut gewinnt man täglich, der Leib kommt nicht wieder „als man den verlewset.“ S. 171, „ein sentmäßiger Mann sag „(Zeugniß u. a.) bei Frohnrechten, ein Bürger bei „seinen Treuen, ein Bauer auf dem gey (Gau?) „bei seinem Eid.“ S. 200, vor der Ehe geborne Kinder „sind geehrt (legitimirt) von dem, daß „ihr Vater und Mutter einander (nachmals) ehlich „genommen.“ S. 201, was zu thun, wenn einer im Kloster Laienbruder wird, und schläft wieder bei seinem Weibe. S. 205, wer von ritterlicher Art geboren ist, mag, an seinem Bett oder wenn er zu Tisch geht, seiner Frau eine Morgengabe geben; ist er Fürst oder Freiherr, hundert Mark; die „mitter freien Herren geben zehn Mark; „ander Lüt das beste Pferd oder Vieh;“ ein Kaufmann 10 Mark fahrenden Gutes und ein Vieh und ein Roß; so auch „der Gebaur, der da frei „ist;“ der eigen Mann, „der geit nicht dann ein „Schoff oder ein Gais.“ Der „römisch Künig „mag geben was er will; geit er aber des Reichs „Gut, und wird darnach ein anderer Künig, der „hat es (an den fällt es) mit Recht.“ S. 210, vierzehn Dinge, womit einer sein Erbrecht verlieren kann: wenn ein Sohn seinen Vater „inn „beschlüßt,“ oder „hat geschlagen an das Wang, „oder ihn sehr gescholten; oder wenn der Sohn „ein Spielmann wird wider des Vaters Willen, „und der Vater all sein Tag ein Ehrenmann ist „gewesen,“ u. s. f. „Hingegen wenn eine mehr „als zwanzigjährige Tochter einen Mann zu ihr „läßt über ihres Vaters Willen, damit verliert „sie ihr Ehr, aber ihr Erb nicht, weil man ihr

unter den 20 Jahren sollt geholfen haben." S. 212, „Um Sachen, die einem an den Leib gehen, „oder an Ehre und eigen Gut, da sollen Genossen „(Leute von gleichem Stande, keine anderen) da= „rum sagen." S. 236, „wann (da) die verflucht „Juden viel bessere Recht haben gegen die Christen, „denn Christen gegen die Juden" u. s. f. S. 240, „ein Schüler soll antworten (zu Rechte stehen) „vor seinem Schulmeister, unter deß Besen er ist, „um Geld, um Unzucht, um Diebheit u. s. f." S. 241, Strafe des Meineides: „man setzt dem „Mann ein Stul unter sein Fuß, und schlag die „Zunge ihm an den Haken, der ober ihm hang. „Den Stul soll man darnach wegziehen, daß die „Zung bleib an dem Haken." S. 242, es wollen „etliche Leut, daß deutsche Bücher und Feder= „spiel und solche Dinge, nicht Rechtens haben, „wenn man sie leiht. Ich sprich, daß, was „einer dem andern leiht, das soll der wieder ge= „ben; sonst verliert er sein Würdigkeit, und thut „denn noch gegen Gott und auch wider das Recht." S. 243, der „fahrende Mann" steht zu Recht vor seinem Spielgrafen. S. 246 f., Rechte ver= schiedener Gassen und Gegenden in und um Wien. S. 248, wer Kammergut führt und es durch Straßeraub einbüßt, ersetzt es nicht, „denn es dem „Herzogen verloren ist, der Fried schaffen soll in sei= „nem Lande." S. 249 ff., sonderbare Moralien über die Ehe, und wie jeder, welcher dazu schrei= ten will, zwei Fittige, jeden von fünf Federn, haben müsse. S. 252, „es jähen (behaupten) „sinnlich (verständige) Leut, man werd nimmer selig mit Pfaffenkindern. Das ist nüt."

Die zweite Abtheilung enthält Urkunden, welche die ausgezeichnete Treue der Städte Crems und Stein gegen Friedrich III, welchem gegen Matthias endlich gar keine andere Stadt als Crems getreu

blieb, mit merkwürdigen Umständen in das Licht setzen; worauf die Freiheitsbriefe vorkommen, welche diese Städte von dem Kaiser und seinen Vätern erhalten haben. Auch diese Sammlung (S. 259 bis 392) verdiente, wenn der Raum es gestattete, eine nähere Anzeige. (S. 260 ist wohl Schreibfehler, daß die Kaiserin Eleonore eine Arragonierin heißt, da sie vom Hause Portugal war.)

Wir eilen zu dem Codex Coroninus; (S. 393 bis 510) von seinem Besitzer, dem verstorbenen Grafen dieses Namens genannt. Er ist eine Sammlung von Urkunden, welche die Landestheilungen und Verwaltungen von dem J. 1379 bis 1411 erläutern; ein damaliger Geschäftsmann hatte sich dieselben zu eigenem Gebrauche zusammengeschrieben. Sie sind von großem Nutzen zur Bestimmung vieler Punkte der damaligen Geschichte Oestreichs; auch diese Bekanntmachung verdient als wahrer Gewinn vielen Dank, und erneuert unser ernstliches Bedauern, den wohlverdienten Herausgeber seine Feder hier niederlegen zu sehen.

Daß das andere, oben angeführte Werk nichts Neues liefert, bemerkt in der kurzen Vorrede der Herausgeber selbst. Er wollte die in der That sehr gute Arbeit an der Spitze des dritten Bandes der Scriptorum abdrucken lassen, als er, da schon einige Bogen fertig waren, unversehens bemerkte, daß bei Senkenberg, im fünften Theil der Select. juris et hist. das ganze Werk schon abgedruckt steht. Er hat allerdings wohl gethan, den Abdruck dennoch zu vollenden; der von ihm gebrauchte Coder der kaiserlichen Bibliothek hat Vorzüge vor der Senkenbergischen Abschrift.

Es ist nicht zu vergessen, daß dem dritten Bande der Scriptorum ein gutes Register über die ganze Sammlung beigefügt ist.

Der Verfasser in einer Recension.

(1806.)

„Dem Recensenten ist bisweilen der Vorwurf gemacht worden, mit Lob zu freigebig, im Tadel zu schonend zu seyn. Je n'ai pas l'esprit desapprobateur, möchte er mit Leibnitz sagen, und daß, da selten ein Buch vorkömmt, aus dem er nicht etwas lerne, er dafür sich verpflichtet glaubt; doch überhaupt möchte das geschehen, wenn redlicher Fleiß und patriotischer Zweck Ermunterung zu verdienen scheint; einzelne Mängel hat er auch an berühmten Schriftstellern nicht unbemerkt gelassen; was zur Beförderung der Verderbniß des Zeitalters führte, nie vergeben.“

STAATSBIBLIOTHEK BAMBERG

GÖLLER
BAMBERG.

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Müller, Johannes <<von>>,

Johannes von Müllers sämmtliche Werke

Bd.: 26

1834

Bamberg, Staatsbibliothek -- Lyc.o.41(26
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11731712-9